c/v: 134.

Epist. 368 — 4

<366132610300 15

<366132610300 15

Bayer. Staatsbibliothek

Comparauit

P. STEPHANUS WIEST ordinem Ciſtercienſium Profeſſus in Alterſpach, Philoſophiae et SS. Theologiae Doctor, Sereniſſ. Principis et Electoris Palatino-Bauarici Conſiliarius Eccleſ. Actualis, Theologiae dogmaticae, Patrologiae, et Hiſtoriae litterariae Theologicae in Alma Catholica Vniuerſitate Ingolſtadienſi Profeſſor publicus ordinarius.

178

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg vermischte Briefe.

Vierter Theil.

Flensburg und Leipzig,
bey Johann Christoph Korte, und in Altona im Kortenschen Bücherlager, 1760.

Der erste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten, daß es einigen nicht gefällt, daß ich öfters in meinen Schriften Scherze, mit einfließen laße. Ich gestehe, daß meine Schriften, dergleichen vieles enthalten; Allein es ist doch gemeiniglich ein solcher Scherz angebracht, der nebst dem, daß er zum Lachen Anlaß giebt, auch zugleich unterrichtet. Liest man alle meine Werke, so wird man wahrnehmen, daß meine Feder sich stets nach der Materie gerichtet habe, und daß ich in den Sachen, wo eine ernsthafte Schreibart vonnöthen ist, meinem Geiste auch Grenzen setze. Dieses habe ich besonders in der Vorrede meiner Kirchengeschichte dargethan; woraus zu ersehen, daß ich diese Regel genau in acht nehme; denn ein Einfall kann an einem Ort

sinnreich und zierlich seyn, der an einem andern Orte eine Unzierde seyn würde. Ich habe öfters bezeuget, daß, wenn ich ein Prediger, oder Sachwalter bey einem hohen Gerichte geworden wäre, ich mich bestrebet haben würde, nichts in meinem Vortrage und Abhandlungen einfließen zu lassen, welches zum Lachen Anlaß geben könnte. Dieses setzen viele aus den Augen. Es giebt öffentliche Lehrer, die ihren muntern Geist gar zu sehr von der Canzel hören lassen. Dieser Fehler äußert sich auch im hohen Grade bey unsern Advocaten. Es giebt unter ihnen viele, welche sich dadurch hervor zu thun suchen, uneingedenk, daß das was sich in einer Gesellschaft und unter gemeinen Leuten schickt, unanständig und fehlerhaft sey, vor ein hohes Gericht anzubringen. Es scheint, sie meinen, eine Sache könne sonst nicht mit Beyfall geführt werden. Ein Arlequin, Syanarell oder lustiger Heinrich, hat ein besseres Ansehen auf einem Schauplatze, als im Angesichte ansehnlicher und ehrbarer Richter. Eben die alten Römer, die auf dem Schauplatze die freyesten Reden ertrugen, welche oft das Ohr beleidigten, ließen diejenigen nicht ungeahndet, die nicht die größte Bescheidenheit in Worten und Gebehdren, vor dem Gerichte in acht nahmen. Es erzählet Aulus Gellius, daß ein Römer deshalb belanget worden, weil er einmahl im Drohen, da er vor Gerichte stund, die Grenzen überschritten hatte, und daß ihm nichts von der Strafe retten können, als nur ein Vorgeben seiner Unpäßlichkeit. M. Popilius der Censor, musterte die Ritterschaft, und

da

da er befand, daß die Reuter stark und fett waren, die Pferde aber mager, fragte er, was die Ursache davon wäre? Einer von ihnen gab zur Antwort ich pflege mich selbst, mein Stallknecht Statius aber trägt die Sorge für mein Pferd; welche Antwort ihn in eine Geldbuße setzte. Man kann nicht zu oft vor diesen Fehler, der gar zu stark eingerissen ist, warnen. Eben diese Erinnerung haben auch unsere Dichter nöthig, die keinen Unterschied machen, zwischen lustigen Materien und Sachen, welche ehrbar müssen ausgeführet werden; die in Trauer- und Hochzeitgedichten einerley Geist anwenden. Wollte Gott! daß man selbiges von Verfassern vieler geistlicher Lieder, auch nicht nöthig zu sagen hätte. Man darf nur unser altes vollständiges Gesangbuch durchgehen, um überzeugt zu werden, daß in demselben sich viele Gesänge befinden, deren Inhalt sowohl als die Melodien, zum Lachen und Weinen zugleich, Anleitung geben können. Ich bin ꝛc.

Der zweyte Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für Dero letztes Schreiben Dank schuldig; Ihre gegebene Erinnerung befinde ich insonderheit gegründet. Sie rathen mir zum Frieden mit den Advocaten. Es ist auch

mein Vorsatz; aus welcher Ursache meine Bitte an Sie gelanget, den Brief, in welchem ich meine Gedanken, über diese Art Leute habe, zu verstehen gegeben, niemand vor Augen kommen zu lassen. Ich überlasse es den respectiven Richtern, diesen Personen ein Stillschweigen aufzulegen, wenn sie in Rechtssachen aus den gehörigen Grenzen gehen. Bey der daselbst gemachten Anmerkung, welche die Advocaten betrift, muß ich doch dieses zu erkennen geben, daß ich nicht alle unter den Nahmen begreife, da ich namentlich viele kenne, welche bey ihren Sachführungen, in ihren fürgesetzten Schranken sich halten, und nur allein aus guten Beweisthümern, die ihnen anvertraute Rechtssache zu vertheidigen trachten, ohne sich in Turlupinaden und abgeschmackten Scherz, wider ihren Gegner sich aus zu laßen; als Dinge, welche vielmehr der Sache ihrer Parthey schädlich sind, als daß sie selbige unterstützen sollten. Meine Critique zielet nur auf diejenigen, welche Tag täglich durch unanständige Scherzreden in hohen Gerichtsstuben sich hervor zu thun suchen. Dennoch ist es am dienlichsten, mit diesen und mit jenen Friede zu halten. Denn ob man sich gleich im Stande sahe, einem Advocaten gleiches mit gleichem zu vergelten, so ist dennoch die Parthie ungleich; indem ein Advocat sich in steter Gewohnheit befindet, harte Reden zu geben und zu verdammen, und deshalb mit einem gehärteten Soldaten zu vergleichen, der sich an die Schüße wenig kehret und dessen Haut so gegerbet zu seyn scheint, daß man aus derselben Reuterkollet

und

und Stiefeln machen könnte, an statt daß ein anderer, der in dergleichen täglichen Scharmützeln ungeübt ist, und deshalb ein feineres und zärtlicheres Fell hat, auch den geringsten Stoß empfindet.

Es ist am besten in keinen Zweykampf sich einzulassen, in welchem mit ungleichem Vortheile zu fechten ist, und wie der Poet sagt:

Vbi tu pulsas, ego vapulo tantum.

Ich bin ꝛc.

Der dritte Brief.

Mein Herr,

Man bedienet sich dreyerley Arten von Menschen heilig zu machen, und sie für größer und würdiger als andere zu achten. Die Kirche bedienet sich der einen, der Staat bedienet sich der andern, und die hohen Schulen ergreifen die dritte Art. Die geistliche Heiligmachung, ist, wenn man jemand vor heilig erkläret. Im bürgerlichen Stande wird ein solcher mit dem Titul eines Helden belegt; das Heiligen aber auf hohen Schulen wird durch den prächtigen Namen Polyhistor bemerkt. Dieses ist die ganze Ehre, welche sterbliche Menschen, ein jeder in seinem Stande, sich wünschen, und sich darum bewerben können.

Sammlet man alle die Personen, denen die Ehre, so erhabener Titel beygeleget ist, so wird man ein

so großes Verzeichniß derselben finden, hohe Gedanken von dem menschlichen Geschlechte sich zu machen, das so viele demselben zur Zierde gereichende Meisterstücke hervorgebracht hat. Wenn man aber das Recht eines jeden zu dieser Ehre genau untersuchet, wird man inne, daß solches vielen mangelt.

Viele Critici haben sich vorgenommen, die erste Classe zu mustern, und deutlich erwiesen, daß der Heiligen Verzeichniß oder Catalogus, sich weit größer befinde, als er seyn sollte, und deshalb kein Bedenken getragen, einen Heiligen nach dem andern, in einen entlegenen Ort von dem Paradiese zu setzen. Ein solches haben nicht nur die Protestanten, sondern auch Römischcatholische Critici unternommen, und der berühmte Launoy hat sich hierinnen dergestalt hervorgethan, daß einige im Scherze sich haben verlauten lassen: wenn dieser Musterschreiber das Protocoll oder Verzeichnißbuch lange führete, kaum ein Heiliger im Himmel übrig bleiben möchte. Es scheinet auch, daß ein und anderer Pabst, gewisser Heiligen Recht selbst in Zweifel gezogen habe. Ich habe davon ein Exempel in meiner Kirchengeschichte, bey Erwehnung eines römischen Pabstes, der solches öffentlich zu erkennen gegeben, angezeiget. Als ein gewisses Italiänisches Geschlecht wenigstens seiner Meynung nach ihn beleidiget hatte, ließ er sich vernehmen: daß selbiges undankbar wäre, und nicht daran gedächte, daß er aus demselben einen zum Heiligen gemacht, dem diese Ehre durchaus nicht zukäme. Eine solche Ausmusterung möchte

wohl

wohl den übrigen Heiligen ein Grauen verursachen, ja, es stünde zu befürchten, daß wenn Quästio Status dem heiligen Franciscus u. Dominicus, gemacht würde, denen ein Sitz zwischen Gott dem Vater und der Jungfer Maria von ihren Schülern ist zuerkannt worden, alsdenn schwerlich ihr Recht erweisen könnten, und kaum vermuthen dürften, daß ihr Urtheil mit einem vti possidetis, beschlossen möchte werden. Wie möchte es also denen übrigen ergehen, deren Anzahl so groß ist, daß Papebroch ihrer 1800 zählet, denen nur der erste des jährlichen Junymonats, geweyhet wäre, und sein herausgegebenes Martyrologium, macht 24 Volumina in Folio aus, ob es gleich nur 6 Monate in sich faßt.

Die Ausmusterung des Launoy ist nur eine Probe zum Beweiß, was bey genauer Untersuchung geschehen könnte. Man sagt, er habe mehr Heiligen aus dem Himmel vertrieben, als zehn Päbste zu Heiligen erhoben. Und nach dem Geständnisse selbst Römischcatholischer Schriftsteller, ist diese Einschränkung bey weitem noch nicht hinlänglich. Mabillon zeiget in einer Dissertation, wie ungereimt dieser Heiligen große Anzahl sey, insonderheit der Neuern, von welchen Carmus, Bischoff zu Belai, von der Canzel sagte. Er wollte hunter neue Heiligen, für einen alten geben. Wenn Römischcatholische sich also verlauten lassen, so kann man leicht auf das Urtheil der protestantischen Schriftsteller schlüßen, welche bey nahe keinen Heiligen stehen lassen, sie seyen den Patriarchen, Propheten und Apostel, so, daß wenn ihre Anmerkungen

richtig wären, viele tausend Stühle im Himmel ledig werden dürfften. Warlich bey Lesung der Kirchengeschichte, wird man gewahr, daß einer durch Widerspenstigkeit wider die höchste Obrigkeit; ein anderer durch eifriges Vertheidigen des päbstlichen Ansehens und dessen Vortheilen; der dritte durch Faullenzen; der vierte seiner Dumheit und blinden Glaubens halber, den er niemals einzusehen sich bemühet hat; der fünfte durch hartes Abstrafen derjenigen Laster, so er selber täglich ausgeübet; der sechste durch Vermahnung desjenigen Vermögens an Kirchen und Klöster, das er öfters unrechtmäßiger Weise gesammlet; der siebende durch greuliche Verfolgungen der Schwachgläubigen; der achte durch Scheinheiligkeit und ein eifriges Behaupten der Lehrsätze, die er selbst im Herzen verlachet, und also viele durch weniges Bemühen, auf eine wohlfeile Art, andere durch gottlose und ungerechte Unternehmungen sind unter die Heiligen gekommen; und daher zu glauben, daß Papebrocks 24 Bände in wenige Blätter könnten gebracht werden, so, daß auch die Heiligen die jetzt kaum Platz genug im Himmel haben, in einem engen Calenderraum leicht könnten gebracht werden; indem die meisten Heiligen mit unsern betitelten Rangspersonen, welche in Besitz von Tituln sind, die von Bedienungen herrühren, die sie weder haben, noch zu haben verlangen, zu vergleichen sind. Ich kann nicht umhin eine Antwort anzuführen, die ein gewisser Mann in Bourges dem Comineo ertheilte, bey einer Nachfrage, die dieser an jenem that; warum man

den

den Joh. Galleazzo, einen Heiligen nennte da er doch in dem Rufe wäre, daß er ein Tyrann gewesen sey? worauf der Mann erwiederte: allhier bey uns nennt man die Heiligen, die einem Kloster etwas vermacht haben. Als der Cardinal Beßarion vernahm, daß man viele nichtswürdige zu Heiligen machte, so sagt er: diese neue Heiligen machen mir einen Zweifel, ob auch die alten ächt gewesen. Da der Heiligen Anzahl so groß ist, daß das ganze Jahr nicht zureichend ist zu Begehung ihrer Festtage, so ist der Tag aller Heiligen gestiftet; daß man ja keinen vergessen möge, so, daß sich hierauf schickt, was dort der Juvenal von den römischen Göttern sagt:

- - - - Nec turba Deorum
Talis, vt est hodie, contentaque sidera paucis
Numinibus, miserum vrgebant atlanta minori pondere.

Begiebt man sich zur Untersuchung der andern Art der Heiligmachung, nämlich die im bürgerlichen Leben vorgehet, und betrachtet in derselben die Personen, welche unter dem Titel der Helden verehret werden, so wird deren Anzahl nicht weniger eine Verminderung erlauben. Man kann dreyerley Helden zehlen. Die aus den ältesten Zeiten wurden nach ihrem Tode als halbe Götter angesehen; ihnen wurden Tempel geweyhet; sie wurden auch göttlich verehret und erhielten einen Platz in der Milchstraße.

Zu der Zahl gehören Hercules, Minos und andere, deren einige den Menschen Wohlthaten erzeigt hatten; andere haben sich durch ihre Tapferkeit und Leibesstärke unsterblich gemacht. Auf diese folgten diejenigen Heiligen, denen man zwar Tempel einräumete, aber keinen Platz unter den Halb-Göttern gab. Diese waren große Feldherren, deren Hauptverdienste waren, daß Menschen umgebracht, und Länder und Städte bezwungen.

Die letzten Heiligen und ihre Verdienste, sind von eben der Gattung; sie mußten sich aber begnügen nur Hlden den Namen nach zu seyn; welches noch heutzutage Mode ist, und in unsern Zeiten vielen beygeleget wird, so, daß der Beyname Held, nunmehro von geringerer Bedeutung ist. Untersuchet man darnach das Vorrecht sowohl alter als neuer Helden, so wird man solches meistentheils schlecht gegründet finden; denn ein Held in seiner rechten Bedeutung zeiget einen wohlverdienten Mann um das menschliche Geschlecht an, der sich durch Ausübung der Tugenden besonders hervorgethan, und der durch gute Gesetze tugendhafte Bürger gemacht, Städte und Regierungen eingerichtet hat, Künste erfunden, und Laster ausgerottet; woraus erhellet, daß ein großer Haufen von denen, die mit diesen so schönen Tituln prangen, herunter gesetzt zu werden verdienen. Denn will man fragen, was den Alexander hat zum Helden gemacht, so kann nur diese Antwort erfolgen: daß er beständig durch das Schwerdt Menschen vertilget habe. Achilles hat sich auf nichts berufen können, als nur auf die Stär-

keseines Arms, welches ein schlechter Ruhm ist; denn es giebt ja viele unvernünftige Thiere, die ihn an Stärke weit übertreffen, und er sich also nur wenig von einem starken Arbeitsknechte unterscheidet. Ein gleiches mag von dem Diomedes, Ajax und andern gesagt werden. Denn es war nur nöthig mit Stärke von der Natur begabet zu seyn, um zu Homeri Zeiten ein Held zu werden. Was den Aeneas betrifft, so halten einige davor, daß er nicht zu dieser Klasse gehöre. St. Evremont ist der Meynung er verdiene lieber als Stifter eines Mönchenordens angesehen zu seyn, als in der Zahl der Helden zu stehen. Mann kan aber sagen, er verdiene keines von beyden; denn mit allen den Zeugnissen, mit welchen er von dem Virgilio ist beschenket worden, hat er weder die Eigenschaft eines Helden noch eines tugendhaften Mannes. Denn theils wird er von diesem Poeten als eine furchtsame Person abgebildet, welches nicht mit der Eigenschaft die den Helden des Homers eigen ist, als welche in Leibeskräften und in einer groben Unempfindlichkeit bestehet, übereinstimmet; theils aber wird er als ein ungerechter Mann beschrieben, der bey einem ehrlichen Gelübde, eine Königin nothzüchtiget, u. sie nachher verläßt. Welches als eine schlechte Heldenthat in unsern Ehescheidungsgerichten angesehen wird. Alexander und Cäsar können mit bessern Fug unter des Homers Helden Platz nehmen, weil sie beyde in die Fußstapfen der Alten getreten: aber weder dieser noch jener von ihnen würde das andere Examen Academicum unserer hohen Schu-

len

len ausstehen können. Denn es heißt wie der Poet saget:

Mais quelques vains lauriers! que promette la guerre;
On peut être Heros, sans ravager la terre.

Dergleichen Personen solche hohe Benennungen beyzulegen, geschiehet also entweder aus Liebe oder aus Irrthum. Ein Held mag derjenige genennet werden, der durch Thaten im Kriege sich hervor thut. Der aber ist noch ein größerer Mann, der zwar durch Thaten im Kriege, aber auch durch Proben in Staatssachen sich berühmt gemacht hat. Sie aber beyde können einen tugendhaften Mann, welcher allein den Namen eines Helden eigentlich verdienet, nicht die Wage halten.

Die letzte und geringste Art von Helden sind solche Personen, welche man obenhin damit betitelt, u. welche heuchlerischen Geschichtschreibern und Poeten solches nur zu verdanken haben; als welche in den neuern Zeiten, so viele Helden machen, daß nur die Namen derselben, noch größern Raum vonnöthen hätten, als Papebrocks Martyrologium und dessen vier und zwanzig Volumina in Folio. Denn es ist nunmehr leichter ein Held zu werden, als in den mittlern Jahrhunderten einen Heiligen abzugeben, da die Poeten der neuern Zeit, so guten Kauf als die Mönche in erwehnten Jahrhunderten geben. Aus diesem erhellet, welche Niederlage ein Launoy anrichten würde, wenn er ebenfalls eine Musterung der Helden übernehmen

sollte, und daß eine noch größere Menge Helden bey den Ermeln aus ihren Stellen ziehen würde als er Heilige aus dem Paradiese gezogen hat. In des Klimms unterirrdischen Reise habe ich dargethan. daß die Potuaner einen Vater von zwölf wohlerzogenen Kindern, mit dem Titel eines Helden beehrten, den so genannten Feldherren aber, welche ihre Zeit mit umbringen hatten zugebracht, versagten sie den Namen eines Menschen.

Die Heiligmachung auf hohen Schulen ist die dritte Art und bestehet aus denenjenigen, die man als Polyhistores ehret. Aus diesen kann man 2 Classen machen. Die erste begreift diejenigen, welche sich diesen Ehrennamen oder Canonisation der hohen Schulen erworben haben, ehe man den Anfang machte Journale und Tagebücher zu schreiben. In der andern befinden sich von denen, die den Namen als Polyhistores erhalten, in den Ausgaben erwehnter Tagebücher. Unter denen aus der ersten Classe, können unterschiedliche angemerket werden, so diesen Titel verdienet haben. Ein Erasmus, ein Grotius, ein Scaliger, können mit Ruhm diesen Namen führen; denn sie hatten die wichtigsten Wissenschaften inne, ob sie gleich nicht in den übrigen allen erfahren waren; und dieses haben sie sich durch stetes Lesen, und fast unendliche Bemühungen erworben. Hingegen nach der Zeit, da die Welt mit gelehrten Tagebüchern und Auszügen aus den gelehrten Schriften, durch derer Hülfe man von allen Wissenschaften reden kann ohne etwas von ihnen zu verstehen

stehen, und ein Bedenken über Bücher zu geben in die man keinen Blick gethan, sich angehäuft befindet, so läßet ein großer Name mit mäßigen Lesen sich erwerben. Die Ursache ist: man kann hundert Auszüge von Schriften, so hurtig und mit leichter Mühe durchgehen, als eine einzige Schrift selbst. Wer also die Gabe eines guten Gedächtnisses hat, kann durch dieses Lesen sich in solch Ansehen setzen, daß gewisse Leute ihn als eine übernatürliche Person betrachten: Ich sage gewisse Leute, die nämlich nicht wissen, aus welchen Quellen diese Gelehrsamkeit fließet. Durch die schlechte Einsicht dieser Leute geschiehet es auch, daß mancher groß wird, an statt daß andere, die ein tieferes Einsehē haben, sich weigern, eine große Hochachtung für eine solche Person zu haben, und deshalb das Ansehen gewinnen, als wären sie neidische und mißgünstige Menschen. Die Musterung der Personen aus dieser Classe, geschiehet dadurch am füglichsten, daß man einen solchen Polyhistor, etwas lange bey einer Sache aufhalte, da es sich alsdenn von selbsten giebt, daß er davon nichts wisse, als nur was aus dem durchgelesenen Auszuge, ihm beyfallen will. Meines Erachtens ist es höchst nöthig, diese Erinnerung zu geben; indem die Erfahrung zeiget, daß man in keinem Dinge mehr als in diesem sich hintergehen lasse. Ich bin ꝛc.

Der vierte Brief.

Mein Herr,

Fanaticismus, deutsch Schwermerey, ist eine der gefährlichsten, und auch zugleich eine nicht gefährliche Religionssekte. Die gefährlichste ist sie auf der Seite betrachtet, da sie wider die Schrift und wider die Regierung sich aufwirft. Denn ein Schwermer hat nur einen Satz zum Grundsatze, welchen er das innerliche Wort nennet.

Dieser ist die Triebfeder, welche ihn als eine Maschine belebet; so, daß die gründlichsten Lehrsätze und die allerdeutlichsten Beweisthümer bey ihnen nichts gelten, die bey andern Sekten doch ihre Wirkungen thun. Mit andern Religionsverwandten kann man sich in Wortstreite einlassen, weil sie den allgemeinen Sätzen der Vernunft zugethan sind, ob sie gleich in den Erklärungen uneins sind. Mit Schwermern aber ist dieses nur eine vergebliche Mühe, da sie nichts für Wahrheit annehmen, als nur was sie vor Wahrheit wollen gehalten wissen, nehmen auch nichts als eine Richtschnur an, als nur was sie sich in den Kopf gesetzt, das darzu dienen soll, oder besser zu reden, das nur auf den Weg führet, den ihr Geist ersonnen hat. Da solchergestalt ihre Glaubenslehre keine Vernunft erkennet, außer in wenigen Stücken, so sind sie unter allen Sekten in

der

der Gesellschaft die unerträglichsten, die deshalb nirgends als gute Bürger einer Stadt angesehen werden. Denn niemand kann ein Glied einer Gesellschaft werden, der sich nur Bedingungsweise dessen Gesetzen unterwirft, nämlich mit dem Vorbehalte, den Satzungen nachzuleben, in soweit sein innerlicher Trieb es zuläßt. In Betrachtung dieses, sind die Schwärmer die gefährlichste Sekte unter allen. Eben so kann man in andern Fällen sagen, sie sey am wenigsten gefährlich; denn die Erfahrung giebt, daß die Schwermerey unter allen Glaubenslehren am wenigsten Bestand habe, denn sie ist als ein heftiges Fieber, das je heftiger es sich äußert, desto eher ein Ende nimmt. Von dieser Lehre läßt sich behaupten, was der Pabst Sixtus der fünfte von einer Seele sagte, die es vor Sünde hielt, daß Ehegatten einander ehelich beywohnten, und darauf bestanden, daß eine Eheweib dem Manne als ein Baum des Lebens seyn sollte, den er nicht anrühren dürfte. Von dieser Sekte sagte erwehnter Pabst: Non si chiava in questa religione, non durera: das ist! „Alle Fleischeslust ist in dieser Sekte verbothen, sie wird deshalb „von kurzer Dauer seyn". Ich bin ꝛc.

Der

Der fünfte Brief.

Mein Herr,

Eigenruhm ist unangenehm anzuhören, giebt eine Eitelkeit zu erkennen, und ist hauptsächlich ein Beweis der wenigen und mittelmäßigen Verdienste dessen, der sich rühmt. Niemand läßt sich prächtig von sich und den Seinigen heraus, ohne einen Verdacht zu erwecken, daß andere daran zweifeln möchten, gleichwie einer der sein Vorbringen mit grausamen Eidschwüren bekräftigen, scheinet anzeigen zu wollen, daß seine bloße Worte und Versicherungen, nicht als zuverläßig können angesehen werden. Ich gerieth noch stärker auf diese Gedanken, als ich neulich in Gesellschaft mit einem Polnischen Edelmann mich befand. Dieser führte die Rede von unterschiedlichen großen Männern, welche sein Vaterland hatte hervorgebracht, die er über die Wolken hob, und als Meisterstücke der Natur vorstellte.

Die Geschichte von Polen war mir bekannt, und mir war bewußt, daß sein Vaterland an berühmten Männern weder in Kriegs- Staats- noch gelehrten Sachen niemals so fruchtbar, als andere Länder gewesen war, und ersah den Grund dieses Lobgesanges; daß nämlich sein Ruhm so übermäßig war, aus Furcht des Unglaubens der Zuhörenden. Dieses dienet den Geschichtschreibern

zur Erinnerung, die besonders groß von den Feldherren, Staatsleuten und gelehrten Männern, so in ihrem Vaterlande enstanden sind, reden. Sie glauben dem Lande einen Dienst zu thun, verrathen aber die Armuth desselben, und bekommen den Platz unter die Zahl der Großsprecher.

Kein Grieche läß sich prächtiger heraus von dem Aristoteles; kein Römer ist mehr von seinem Cicero eingenommen, und keines von den itzo meist blühenden Völkern, findet mehr an ihren berühmten Männern, als die Araber an einem Abulfagario, Averroes, und andern abgeschmackten Gelehrten, denen sie Namen beylegen, welche Menschen nicht zukommen. Und dieses dienet zum Beweis, daß die Araber an solchen berühmten Männern arm gewesen sind. Viele unter den Alten, wurden nach ihrem Tode vergöttert, und erhielten eine Ehre, die sie, wenn ihre Zeiten, an grossen Männern so reich sich gewiesen als die darauf folgenden Zeiten, nicht genossen hätten. Ich bin ꝛc.

Der sechste Brief.

Mein Herr,

Eine Begebenheit findet sich in meiner Kirchengeschichte, worüber man gestritten; sie enthält eine That in sich, die einige verdam-

dammen, andere aber entschuldigen. Ein gewisser Mann konnte die ihm aufgelegte Schatzung nicht entrichten, wurde darauf von dem römischen Consul Acindynus, ins Gefängniß geworfen, und mit Landesstrafe bedrohet, wenn er nicht am bestimmten Tage diese Schuld abtrüge. Eine reiche Person, erboth sich, ihn aus diesem Elende zu retten, wenn es ihr erlaubet würde, eine Nacht mit der Frau des Gefangenen, in deren Schönheit er entbrannt war, zu seinem Vergnügen zuzubringen. Die Frau meynte, ihre Pflicht erfodere, alles einzugehen, was die Rettung des Lebens ihres Mannes an die Hand gäbe; sie that daher dieses Anerbiethen ihm zu wissen.

Der Mann dankete ihr, und befahl den Antrag anzunehmen. Augustinus führet diese Begebenheit an, ohne eigentlich einen Spruch zu thun, und doch scheinet er lieber das Weib zu entschuldigen, als zu verdammen, andere sowohl alte als neue Casuisten aber, finden an ihr zu tadeln. Zu den letzten gehöret der Herr Bayle; ob dieser zwar mehrentheils von allgemeinen Sätzen abweichet; so bemerkt man doch an ihm, daß er mit recht lehrreichen Paroxysmis öfters zu thun habe. Denn an diesem Orte ist er den Augustinum äußerst entgegen, und sagt, wenn dieses erlaubt wäre, so könnten alle Gebothe ohne Sünde übertreten werden, und ein ieder könnte eine Missethat mit der Nothwendigkeit bemänteln. Meines Erachtens ist die Mittelstrasse zu wählen, zwischen denen so die That des gedachten Weibes rühmen, und zwischen denen die solche

durchaus verdammen. Auf der einen Seite muß man gestehen, daß dergleichen Zulassungen so wohl zu Mißbräuchen könnten Anlaß geben, als auch zur Stillung der bösen Lust die Nothwendigkeit ausdenken. Auf der andern Seite erwäge man aber, was vor ein Urtheil eine Weibesperson sich zuzöge, die aus Bedenklichkeit ihren Ehemann von einem schmachhaften Tod, nicht retten wollte. Zur Verhütung aber alles Mißbrauchs, hätte man nur genau bey entstehendem Vorfalle zu untersuchen, ob eine gleichmäßige Nothwendigkeit da wäre. Ich will des Herrn Bedenken hierüber gern vernehmen und bin ꝛc.

Der siebente Brief.

Mein Herr,

Die Gelehrsamkeit der alten so wohl als der neuern Zeit, hat große Unruhen erwecket; und nicht leicht ein Urtheil darinn zu fällen; so sind die unpartheyische Maßgebungen darüber zu geben nothig, daß ein Unterscheid unter den Wissenschaften zu machen. In einigen Wissenschaften behaupten die alten, und in andern, die neuern, den Vorzug. Die Größe der Gelehrsamkeit in den 16 und 17 Jahrhunderten, haben besondere Streitigkeiten veranlaßet. Ein sinnreicher Schriftsteller des letzten Jahrhunderts,

ließ

ließ sich hiervon also vernehmen. „Während der „Critiquen über die gelehrten Sprachen, entstun„den Männer, von so erstaunender Gelehrsam„keit, und von solchen Eigenschaften, daß das „vergangene Jahrhundert, dergleichen nicht hat „aufweisen können. Die neue Weltweisheit, die „nachher zugleich mit denen in der Mode stehenden „Sprachen, noch mehr ist ausgearbeitet worden, „haben einen neuen Geschmack in dem letzten Jahr„hundert zuwege gebracht, und der alten Gelehr„samkeit ihr Bürgerrecht benommen, an gewissen „Stellen, hat ein sinnreicher Geist und eine reifere „Beurtheilungskraft sich geäußert, und die Men„schen weniger gelehrt als die vorigen, aber ver„nünftiger gemacht."

Dieses sind die Gedanken des gedachten Schrift„stellers, deren Richtigkeit man zugeben muß. Denn die alten brachten ihre meiste Zeit damit zu, daß sie mit unendlichem Fleiß die Autores erklärten, und sie von Schreibfehlern reinigten, und waren indessen unbekümmert, wie sie ihre eigne Art zu denken verbessern möchten. Thut man aber in die neuern Zeiten einen Blick und stellet zwischen jetziges unser Jahrhundert, und dem vorhergehenden 17ten einen Vergleich, so wird man deutlich eine Abnahme in allen Dingen gewahr. Man mag die Augen hinkehren, wo man hin will; man suche ganze Länder durch, man wird keinen Grotius, Cartesius, Newton, Bayle, Clericus, ausfündig machen. Ja kaum einen, der diesen Leuten etwas nahe käme. Man hat zwar in unsern Zeiten Ent-

ckungen in der Mathematic, Naturlehre ꝛc. gemacht, wäre aber unser Jahrhundert an grossen Männern so reich als das vorige, so würden diese Entdeckungen weit größer geworden seyn. Ich bin ꝛc.

Der achte Brief.

Mein Herr,

Du thust Meldung, daß du dein lang geführtes Amt niederzulegen vorhabest, weil die Wirkungen eines grauen Hauptes sich spüren lassen, und die Kräfte des Leibes und der Seelen anfangen schwach zu werden, folglich der Ruhm verkleinert werden könnte, welche dir dein bisher verwaltetes Amt erworben hat. Allein, du berichtest zugleich, daß deine Freunde sich diesem Vorhaben, welches sie als eine Thorheit, in einem Lande, wo dergleichen Beyspiele selten sind, ansehen, gewaltig widersetzen, weil der Tod den Geschäften eines Mannes, mit dem Abbruch seines Lebens zugleich das Ziel setze. Ich bin mit deinen Freunden hierinn nicht einig, ich wünsche vielmehr zu deinem Vorhaben Glück, ja ich rathe, ihn je ehe je lieber zu vollziehen. Deine Freunde werden sagen, daß du dadurch dich in deinem Ansehen erhalten könnest, wenn du das Amt nicht niederlegest, ohngeachtet du schon viele Jahre erreichet hast, weil ein je-

jeder erkennet, daß ein bejahrtes Alter, weniger Munterkeit zu den Geschäften als ein noch blühendes hat. Man kann dieses nicht leugnen, allein, es kömmt auf die Frage an, ob die Geschäfte nicht selbst darunter leiden? Müssen deine Freunde dieses mit ja beantworten, so verliehren sie: selbst die Person, die ohne Noth eine Bedienung, welche sie Alters wegen nicht mehr bestreiten kann, nicht niederlegt, thut unrecht. Ueberdem, so haben nicht alle Menschen die Gefälligkeit, die Fehler und Schwachheiten, so eine nothwendige Folge des Alters sind, zu übersehen; wenigstens zeigts die Erfahrung, daß dieses nicht allezeit geschiehet. Viele die man vorher eines großen Ruhms würdig geachtet hat, sind in ihrem Alter, dem Spott, und der Verachtung ausgesetzet worden. Horatius sagt:

Peccet ad extremum ridendus et illa ducat.

Horaz, giebt hierdurch den Rath, bey Zeiten Abschied zu nehmen. Ein sinnreicher Schriftsteller drückt sich so aus, daß diejenigen, welche bis an ihr Ende in den Bedienungen verharren, dem gemeinen Wesen aufdrängen die Hefen zu genießen, wenn der Wein ausgeleeret sey. Dieß lassen sich die Poeten insonderheit ja gesagt seyn: Ihre Bemühungen, ihre Lebhaftigkeit, und ihre gute Vorstellungskraft, nehmen im Alter eben so ab wie die Jugend.

Am allermeisten aber sind die zu tadeln, welche so gar im Alter sich um Aemter ohne dringende

Noth bemühen. Diese Leute machen sich den Gebrechlichen gleich, die sich Tanzmeister halten, oder abgelebten Männern, die noch im hohen Alter an die Heirath gedenken; wodurch sie selten die beschwerliche Last des Hörnertragens entgehen können. Man lieſt von Königen, daß sie sich täglich durch ihre Bedienten an die vorgesetzte Geschäfte um sie nicht zu vergessen, haben erinnern lassen. Es wäre ebenfalls nöthig, daß abgelebte Amts-Personen sich auch gewisse Leute hielten, die sie täglich in den Worten erinnerten: **Gedenke in welchem Alter du bist.** Ich bin ꝛc.

Der neunte Brief.

Mein Herr,

Sie melden in ihrem letzten Schreiben, daß meine abgefaßte Gedanken von der Seuche, die wir an dem Hornvieh gelitten, gelesen und mit ihrem Beyfalle beehret haben. Nur scheint ihnen bedenklich zu seyn, was ich von dem englischen Schweiße, der nur gebohrnen Engländern überfallen soll, beygebracht habe, unglaublich zu seyn. Es ist wahr, ich zweifle selbst daran, wie ich auch in erwehnten Gedanken angezeiget habe; ich habe aber auch zugleich mich auf daß Zeugniß eines ansehnlichen Geschichtschreibers beruffen, welches der Sache ein groſes Gewicht ertheilet. Nicht allein

sein Friend in seiner Histor. Med. legt dieser Schwachheit solche Eigenschaft bey; es giebt auch andre, die solches bezeugen. Der Herr Grand in seiner Geschichte von den Ehescheidungen Henrici des achten, erwähnet dieser Krankheit also: der englische Schweiß, (Sudor Anglicanus) werde deswegen also genennet, weil diejenigen, welche durch einen starken Schweiß überfallen werden, so gleich ihren Geist aufgeben. Diese ansteckende Krankheit, von der man in vorigen Zeiten nichts gehöret hatte, nahm zuerst ihren Anfang im Jahr 1486. Alle Arzneyen, die man dagegen brauchte, blieben ohne Wirkung, so, daß eine sehr große Menge von Menschen in das Grab gehen mußten, ehe die Aerzte ausfündig machen konnten, auf was Weise man sich dagegen zu verhalten hätte; man nennete daher diese Seuche, eine Strafe Gottes, womit die englische Nation insonderheit heimgesucht würde, denn sie betraf bloß Leute aus diesem Volke, sie mochten sich aufhalten, in welchem Lande sie wollten, und ohne auch jemanden, wer es auch war, durch ihren näheren Umgange zu schaden. Unter den Beweisthümern die der Herr von Grand beybringet, befindet sich auch ein Brief, von dem franz. Gesandten, dem Bischof von Bajonne, der sehr merkwürdig ist. Der Brief ist um diese Zeit, da der Bischoff sich in Engeland befand, geschrieben.

Unter den wenigen Fremden, welche Theil an dieser Krankheit nehmen mußten, befand sich der Gesandte selbst. Die Wahrheit von dieser

Er-

Erzählung, daß solcher Schweiß nur allein die Engeländer betroffen habe, kann hierdurch nichts verlieren; sie ist durch die glaubwürdigsten Zeugnisse bestätiget. Sie kann nur zu diesen Gedanken Anlaß geben: daß keine Regel so allgemein sey, die nicht in einigen Stücken eine Ausnahme leiden sollte. Friend ist einer der gelehrtesten und geschicktesten Aerzte, so Engeland jemals gehabt hat; es ist also nicht wahrscheinlich, daß ein solcher Mann, einer solchen paradoxen Meynung, ohne hinlänglichen Beweiß habe Glauben beymessen können. Ich bin ꝛc.

Der zehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinem lateinischen Briefe einer besondern Person Meldung gethan, unter dem Nahmen Mathias Bager. Dieser Mann hat in einer Zeit von dreyßig Jahren die ganze Welt durchwandert, und in jedem Orte, wo er sich aufgehalten, die Glaubenslehre dasiger Völker angenommen. In Betrachtung dieses Wankelmuths, habe ich ihn mit einem perpetuo mobili verglichen, und gesagt, daß man in seiner Person den wahren Schuster aus Jerusalem antrifft. Wo ich auch selbst in der Fremde hingekommen bin, erfuhr ich an jedem Orte, daß er da gewesen, und man seiner, als eines neubekehrten gedachte. Man ver-

versicherte mich, daß man ihn, bald als eine vornehme Person, bald darauf aber als einen Quäcker und Irrgeist gesehen habe, und daß er sich auf ein Englisch Schiff, das nach Philadelphia gieng, wo die große Quäckergesellschaft ist, begeben habe, um sich daselbst nieder zu lassen. Man sagt so gar, daß er auch ein Jude geworden, welches man aber nicht vor gewiß ausgeben kann. Auf diesen schicket sich sehr wohl, was ein gewisser Mann von sich selbst sagt: J'irois l'immortalité de l'ame par Semeltre. Ich verändre meinen Glauben alle halbe Jahr. Was die Ursache der seltsamen Aufführung oft berührter Person mag gewesen seyn, ist nicht leicht auszumachen. Einige geben vor, er habe dadurch alle Glaubenslehren prüfen wollen, um diejenige zu wählen, die ihm am besten vorkäme, und wäre er deshalb zu den so genannten Suchers, oder Scheegers zu zählen, welche eine Englische Sekte ist, die ohne Aufhören nach der besten Glaubenslehre suchet. Da er aber zugleich auch mit der Glaubenslehre seine Studien veränderte, und bald ein Mathematicus, bald ein Rechtsgelehrter war, bald die Staatskunst, und bald die Gottesgelahrheit trieb, so muß nothwendig ein von Natur unbeständiges Wesen, die Ursache seines Wanckelmuths, davon die Geschichte wenige Exempel hat, gewesen seyn. England hat überhaupt einen Ueberfluß an seltsamen Köpfen; indessen möchte man doch kaum unter zehen Personen, einen solchen sonderbaren Man ausfündig machen. Dieß Exempel dienet den Woleswort, einen Englischen Schriftsteller zu widerlegen, der in

seiner Abbildung von unsern Landesleuten, bey allen Gelegenheiten, eine Mittelmäßigkeit zuschreibet. Denn in oft gedachter Person trift man nicht allein einen Engländer, sondern auch einen Erz-Engländer, ja ein solches Luftzeichen, als das ganze Großbrittannien bisher noch nicht hat aufweisen können. Ich konnte also nicht anders, als daß ich dieser besondern Person in der Beschreibung meiner Reisen in der Fremde, einen Platz gönnen sollte. Ich trug um destoweniger Bedenken, weil man in vielen Jahren nichts von ihm gehöret hatte, und er also allen Vermuthen nach schon lange von der Welt Abschied genommen zu haben schiene. Allein was geschah! ich hatte vor einigen Jahren einen Besuch von einer Person, die mir bey meiner Nachfrage von dem, mit wem ich zu thun hatte, ausführliche Nachricht ertheilte. Es war eben derselbe Mensch; bey Betrachtung seiner gerieth ich voller Erstaunung, so, daß wenn sein Besuch etwas später auf den Abend geschehen wäre, ich geglaubet hätte, ein Gespenst vor mir zu sehen, und vielleicht in selbige Verwirrung gesetzt worden, welche vormals den Herrn Abelin bey dem Anblicke des Velß Klimms, der in einer unterirrdischen Kleidung, nach der Abwesenheit vieler Jahre ihm begegnete, bemeisterte.

Die Anfangsrede meines Fremden war ganz bescheiden und höflich; allein dieser gute Mann brach bald darauf wider mich in die bittersten Klagen aus; denn er hatte die Beschreibung von seiner Person in meinem ersten lateinischen Briefe gelesen.

Ich sagte zu seiner Besänftigung, daß ich geglaubt

glaubt hätte, er wäre schon längst aus der Welt gegangen; als ihn dieses aber nicht zu befriedigen vermögend war, so sprach ich mit ihm aus einem andern Thon, darinnen ich ihm die Seltsamkeit seines Lebens zu Gemüthe führte. Ich fragte ihn, ob er sich wohl überreden könnte, daß man seiner nicht in Schriften gedenken sollte, mit der Ermahnung, daß er anstatt mich vor Gericht zu belangen, seine Lebensart ändern möchte, und gab ihm den Rath, daß er seinen Lebenslauf der angenehmer zu lesen seyn würde, als die beste Roman, der Welt mittheilen sollte. Er versprach mir solches, und schien dabey vollkommen beruhigt zu seyn. Er hat sich aber doch lange Zeit hernach in Gesellschafften heftig wider mich ausgelassen.

Ich wurde hernachmals von seinem Wirthe öfters zur Rede gestellt, warum ich in meinen Schriften diesen Mann angführet hätte? Ich konnte nichts mehr thun, als diesen Mann zu bitten, Geduld zu haben, damit er durch seinen fernern Umgang sich überzeugen könne, ob auch dieser Mensch seine Gewogenheit verdiene. Es waren kaum einige Wochen verstrichen, so erhielt ich schon vollkommen Beyfall; denn der wandernde Ritter hatte seinem Wirth so viel Ungelegenheit gemacht; daß er ihm die Thüre hatte weisen müssen.

Nicht lange Zeit darauf begab er sich wieder auf die See, und verließ aufs neue sein Vaterland; von welcher Zeit an man auch von seinem Schicksaale nichts hat in Erfahrung bringen können. Ich bin ꝛc.

Der eilfte Brief.

Mein Herr,

Sie haben Ursache ihren patriotischen Eifer etwas zu mäßigen, denn wenn derselbe die Gränzen überschreitet; so setzt er uns dem Haße aus. Es scheinet mir auch, als wäre ihr Bedenken über eine und andre Kaltsinnigkeit ihrer Mitbürger gegen das Vaterland, zuweit gegangen: zu ihrer Critik gehöret auch, daß ihr Vetter sich auf Reisen in fremde Moden zu sehr verliebt hat, und daß sein Geschmack das einheimische nicht vertragen kann.

Wir wollen aber die Dinge, die ihm nicht gefallen etwas unpartheyisch untersuchen. Es sind lauter Kleinigkeiten, die kaum eine Erwehnung verdienen, und, noch weit weniger ihm zur Last gelegt werden können.

Seine Liebe ist in den Hauptsachen beständig groß; denn gegen das Vaterland belebet ihn ein recht patriotischer Eifer. Es kann ihm niemand beweisen, daß er das Geld seines Vaterlandes mit Verachtung angesehen, noch das Getraide und andre Früchte des Landes, verworfen habe. Wenn diese oder jene Beneficien, welche das Vaterland zu vergeben hat, ihm angebothen sind, so hat er allezeit solche als ein aufrichtiges Landeskind gern und willig angenommen. Allein, was ist es denn das

ihm

ihm die Nase rümpfet? nur bey Kleinigkeiten. Z. E. er kann die Landessprachen nicht leiden. Es kann einer ein rechschaffener Patriot seyn, ob er gleich nicht ein einziges Wort von seiner Mutterspra-che verstehet, dieß kann man aber doch nicht von ihm sagen; denn es geben ihm viele das Zeugniß, daß er dänisch schreiben und lesen könne, und daß er auch in der Stadt mit seinen Bedienten stets Jütisch oder Cimbrisch, wie auch mit seinen Bauern auf den Lande spreche.

Auch diese Beschuldigung ist ebenfalls ohne Grund. Denn breingt man nicht die Jugend nach Frankreich und andern polirten Ländern, damit sie sich andre Sitten angewöhnen? Ist es nicht an dem, daß ein Cavalier sich könne und müße vor den zu Hause erzogenen Landeskindern und gemei-nen Spießbürgern hervor thun? und dies ist nur die Ursache, die ihm zum Beweise dienet, daß er sich in der Welt versucht hat, daß sein edles und wohlge-sinntes Herz vor das Vaterland, ihm solches nie-mals sonst erlauben würde. Thut er sich also in wichtigen Fällen als ein rechtschaffner Patriot her-vor; so ist es ja billig, daß man in Kleinigkeiten ihn durch die Finger sehe. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der zwölfte Brief.

Mein Herr,

Die Wortstreite in Glaubenssachen, die ich öf-ters auf meinen Reisen mit den römischkatho-

lischen

lischen gehabt habe, haben mich belehret, daß viele von unsrer evangelischen Lehre keinen rechten Begrif gehabt haben, denn sie messen uns gewisse Lehrsätze bey, die wir gänzlich verwerffen. Die Ursache ist wohl, daß sie glauben, wir folgen in allen Stücken den ersten Reformatoren, die sich doch niemals vor Leute ausgegeben haben, welche nicht fehlen könnten; die vielmehr alle ihre Sätze einer genauen Prüfung übergaben. Es ist also kein Mensch die evangelisch Protestanten recht zu beurtheilen im Stande, der nicht vorher das Augsburgische Glaubensbekenntniß zum Grunde gelegt hat. Luthers erste Streitschriften können hiebey keinesweges angewendet werden. Diese Regel muß man bey allen Glaubenslehren vor Augen haben, daraus man sich allererst wird belehren können, wie eine Sekte an sich ietzt und in ihrem Ursprunge beschaffen sey. Es ist ein großer Unterscheid zwischen den heutigen Wiedertäuffern und denen die zu Münzers, Knipperdollings und Johann Leidens Zeiten lebten. Daher würde man den Leuten unrecht thun, wenn man sie mit jenen in eine Claße setzen wollte. Eben so ist es mit andern streitigen Sekten, darunter viele so weit von ihrem Ursprunge abgegangen sind, daß sie weiter nichts als den Nahmen übrig behalten haben.

Die ersten Wiedertäuffer hatten alberne und schädliche Sätze; sie waren unerträglich in der menschlichen Gesellschaft, da ihre Grundregeln dem Staate gefährlich waren. In unsern Zeiten sehen wir ihre Lehrsätze mit andern Augen an, und hal-

ten

ten sie vor die besten und nützlichsten Bürger im Staate. Durch ihrer Vorfahren Verhalten wurden sie in die Zahl der Unsinnigen gesetzt, als Leute, die nur allein ihr verdorbenes Geblüte und heftigen Gemüthsneigungen Gehör geben. Ich will von ihren seltsamen Aufzügen ein Exempel anführen.

Der beruffene Thomas Schucker trug kein Bedenken seinen leiblichen Bruder im Jahr 1532. und zwar mit andächtigen Minen, den Kopf vor die Füße zu legen. Er versammlete eine große Anzahl von seinen Brüdern; diesen trug er frech seine vorhabende That vor, mit dem Vorgeben, daß er vom Geiste Gottes dazu getrieben würde. Hierauf mußte der Bruder knien. Als hierauf die Anwesende und die Eltern fragten, was das vorstellen sollte, antwortete er: **Gebet euch zu frieden, ich werde nichts thun, als was mein himmlischer Vater von mir haben will.** Hierauf wendete er sich zu den Bruder und übte wirklich einem Scharfrichter an ihm aus. Da man ihn aber hernach durch die Obrigkeit belangte, und ihm auch den Tod zuerkannte, so ließ er nicht die geringste Reue darüber aufsteigen, sondern sagte noch auf dem Richtplatze ganz gelaßen: **er habe weiter nichts gethan, als nur dem Willen Gottes gefolget.**

Unter unsern heutigen Wiedertäuffern dürfte sich schwerlich eine Gesellschaft finden, die diesen Unsinnigen vor ihren Bruder erkennen sollte. Sie führen sich im Gegentheil alle als gute, friedliebende Bürger auf. Daher sie auch von einigen Mächten

ten geduldet und geschützet werden. Als der Herr von Turenne in einer Unterredung mit dem Holländischen Gesandten Herrn von Blüning, dieß an den Herrn General-Staaten zu tadeln schien, daß sie alle Sekten schützten, so antwortete er: „Warum sollten wir sie verfolgen. Wir haben „zum Exempel an den Mennoniten (so werden die „Wiedertäuffer genennt) solche redliche und gehor„same Bürger, als nur immer in einem Staate kön„nen gefunden werden. Diese Leute bewerben „sich um keine Bedienungen und Ehrenstellen und „sind also keinem im Wege. Ja, sagt er, es wä„re zu wünschen, daß die Hälfte eines Staats aus „solchen Leuten bestünde; so würde der übrige Theil „nicht nöthig haben, sich so vieler unerlaubter We„ge zu bedienen, wenn sie zu Ehrenstellen gelan„gen wollen. Wir, sagte er ferner, haben gar keinen „Aufstand bey dieser Sekte, die es vor eine Sün„de hält die Waffen zu ergreifen, zu vermuthen. „Sie wollen zwar selbst nicht die Waffen tragen, „allein sie entrichten doch den Kriegssteuer willig, „dafür man leicht andere Soldaten stellen kann. „Sie sind fleißige, arbeitsame und mäßige Leute; „daher sie auch unsere wollüstige Bürger an Reich„thum übertreffen. Sie scheinen sich zwar den „Grundgesetzen und der Gerechtigkeit zu widerse„tzen, wenn sie den Eid der Treue nicht förmlich ab„legen wollen. Allein da ihr Ja und Nein, (wie „die Erfahrung lehret) bey ihnen so heilig gehalten „wird, als die größten Eidschwüre, so leidet die „Justitz nicht darunter". Dieß angeführte zeigt

deutlich,

deutlich, daß man die heutigen Mennoniten und die alten Wiedertäufer keinesweges unter eine Klasse setzen müße. Dieß gilt auch von einigen andern Glaubenssekten. Die heutigen Evangelisch Lutherischen haben unter allen Glaubensverwandten den größten Abscheu gegen die Lehre von dem absoluto decreto, obgleich die Lehre von dem servo arbitrio in des Luthers Schriften äußerlich vertheidiget wird. Ich bin ꝛc.

Der dreyzehnte Brief.

Mein Herr,

In meinen Urtheilen über des Capitain Heitmanns Schrift von dem Lichte und Wärme der Sonnen, habe ich bemerket, daß man selbige nicht verwerfen dürfe, obgleich in derselben sich einige Sätze finden, die man nicht annehmen kann. Das seltsamste ist darinnen, was er von der Wärme anführet; er schreibt solche nicht der Hitze noch der Strahlen der Sonne zu, sondern er leitet sie bloß von dem Scheine und Klarheit der Sonnen her. Der Herr Fontenelle sagt schon, wenn er von der Leichtgläubigkeit der Menschen schreibet: wenn nur einige ansehnliche Männer diese verkehrte Meynung in die Welt schreiben wollten, daß in der Sonne sich keine Hitze befinde, so würde der einfältige Mann dieses ohne Bedenken

als einen Glaubensartikel annehmen. Der Capitain Heitman mein Autor, hat es auch gewagt, die Partie dieses Satzes zu erwählen. Ich habe alle seine Beweiße und Muthmaßungen für diesen ungereimten Satz angemerkt, und zugleich dargethan, daß keiner unter denselben Stich halte.

Indeßen habe ich doch nachher ein Argument ausfündig gemacht, das sich ganz wohl zu seiner Meynung schickt; es hat mehr Wahrscheinlichkeit an sich als die übrigen alle. Das Argument ist dieses: wenn man ohne Aufhören der Sonne entgegen stehet, so verdunkeln sich die Augen so, daß man eine Zeitlang nichts sehen kann: welches aber nicht geschiehet, wenn man auch noch so lange seine Augen auf das stärkste Feuer richtet. Daher zu schlüßen, daß da die Wirkungen so verschieden sind, so müssen auch die Ursachen (die Sonne und das Feuer) verschieden von einander seyn.

Ich überlasse es ihnen, mein Herr, zu beurtheilen, ob dieser Beweis der Sache einiges Gewicht habe. Es ist ein Gedanke, auf den ich sonst wenig Rechnung mache: allein ich glaube doch, daß er des Herrn Capitain Heitmanns Schrift einen größern Schein geben könne. Ich bin ꝛc.

Der vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Es giebt einige Sätze unter des Herrn Bayle Meynungen, die mir sehr wohl gefallen; andere hingegen aber kommen mir vor, als hätten sie keinen Grund.

Ich habe einige Beyspiele angeführt, woraus man schlüßen kann, daß auch ein Homer zuweilen schlummere, und daß auch oft der sinnreichste Geist einen Fehltritt wieder die Vernunft begehe. Unter des Baylens ungegründeten Sätzen rechne ich auch diesen, darinnen er behauptet, die hohe Landes Obrigkeit müsse unter andern darauf sehen, daß die Männer, welche ein Amt bekleideten, keiner den andern an Geschicklichkeit übertreffe. Daher will er, daß die Pfarren nur mit solchen Personen besetzt seyn sollen, die in ihrer Geschicklichkeit und Verdiensten vollkommen gleich sind. Denn, sagt er, findet sich unter diesen Personen eine merkbare Ungleichheit; so ist es ausgemacht, daß die Zuhörer alle zu denjenigen, der mehrere Geschicklichkeit hat, laufen. Folglich entsteht nothwendig eine Eifersucht unter denen, die in solchen öffentlichen Aemtern stehen. Daher sey es nöthig, allemal nur solche Personen zu wählen, die nicht gar zu sehr von einander unterschieden sind. Gleichwie es vormahls unter den Ephesern ein Gesetz gab, Kraft welchen keiner das

Bürgerrecht erhalten konnte, der vor andern Gaben und Geschicklichkeiten hatte. Er führt an, daß dieses Gesetz von dem Heraclit zwar sey verdammt worden, allein sagt er, Heraclit habe hier mehr als ein Philosoph und nicht als ein Staatsmann gehandelt. Man solte fast auf die Gedanken gerathen, daß er habe spotten wollen, welches man aber hier nicht annehmen kann. wo es sein Ernst ist, wie man nicht zweifeln darf, so muß man gestehen, daß diese Meynung ohne Grund und sehr besonders ist. Denn hieraus würde folgen, daß die sinnreichsten und geschicktesten Männer von den Ehrenämtern als die unfähigsten müßten ausgeschlossen werden; und endlich würde die menschliche Gesellschaft hier den Weg vor sich haben, auf den sie in alle Laster, Trägheit und der allergröbsten Unempfindlichkeit fallen müßte.

Es ist wahr die Eifersucht und die Nachahmung verursachen zwar einige böse Folgen; allein, wenn sie am rechten Orte stehen, so bringen sie auch gemeiniglich die herrlichsten Früchte herfür. Sie sind nämlich der Wetzstein des Verstandes, ohne dem die menschliche Gesellschaft einschlafen würde.

Das angeführte Gesetz der Epheser muß unter die ungereimtesten gezählet werden, die jemahls zum Vorschein gekommen sind; und der Heraclit hat sich in Verdammung desselben nicht allein als einen guten Philosophen, sondern auch als einen klugen Staatsmann erwiesen. Ich bin ꝛc.

* *

Der funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie rathen mir an, daß ich mit den so genannten Petitmaitern mich vergleichen solle; weil sie sehr zahlreich und dazu ein streitbares Volk sey; folglich gar nicht mit ihnen zu scherzen.

Ich gebe ihnen hierauf zur Antwort, daß je größer die Zahl dieser Herren, desto kleiner auch die Gefahr vor mich seyn müsse: denn die Satyre wird um desto mehr untadelhafter, je weniger sie unter der großen Zahl einige insbesondere angreift. Vielmehr wird ein jeder unter der großen Menge glauben, daß man nicht ihm, sondern einen von seinen Mitbrüdern meyne. Ueberdem ist noch zu merken, daß es gar nicht die Eigenschaft eines Petitmaiters ist, daß er dergleichen Dinge zu Herzen nehmen sollte. Denn wenn Strafpredigten ihn rühren können, so gehöret er nicht unter dieser Art Leute, wenigstens, werden ihn seine Mitbrüder nicht mehr als ein ächtes Mitglied ihrer Gesellschaft erkennen wollen. Jean de France besiehet seine Schuhe und bringet seine Füße in Ordnung, wenn sein Schwiegervater ihm einen Verweis giebt. Diejenigen die sich durch scherzhafte Verweise bewegen lassen sind in ihren Gedanken nur Schulfüchse. Es ist dieser Leute Haupteigenschaft den

Ermahnungen verächtlich zu begegnen, so wie es die Haupteigenschaft eines Freymäuers ist seine Geheimnisse vor sich allein zu behalten.

Es wäre einmal zu wünschen, daß sich ein Petitmaiter erzürnen könnte: er würde dadurch zu erkennen geben, daß er schon anfienge Hofnung zu machen zu der Besserung seines Lebens. Es ist zu bedauren, daß diese Leute sich am wenigsten kennen. Sie verlachen und beurtheilen andere; das ist das Kennzeichen davon, daß sie ihre Fehler noch für Tugenden halten. Sie betrachten daher ihre Censores mit Mitleiden, und halten sie vor einfältige Köpfe. Wie wollten sie also können getroffen werden? geschähe es ja, so wird doch der Pfeil nicht weiter als auf die Haut dringen.

Sie werden sagen, mein Herr, wozu dienen dergleichen Strafpredigten? Ich muß antworten, daß mein Zweck nicht dahin gehe, daß ich diese Leute zu verbeßern suche. Nein, ich verlange nur diese Leute recht abzuschildern, welches doch bey Leuten von Jahren seinen Nutzen haben kann. Es können Eltern dadurch bewogen werden, daß sie ihren Kindern zukünftig eine beßere Erziehung angedeyhen lassen.

Eine ehrbare Jugend ist der größte Schmuck eines Landes und etwas herrliches. Ich bin ꝛc.

Der

Der sechzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Kirchengeschichte erwiesen, daß viele von unsern Vorfahren es vor ihre Pflicht angesehen haben, das Lesen der Profanscribenten zu hintertreiben, u. es daher geschehen sey, daß unzählige griechische u. lateinische Geschichten zu Grunde gegangen sind. Aus diesem Grunde entstand der unzeitige Eifer kurz vor der Reformation, daß man alle jüdische Schriftsteller durch Feuer aus der Welt schaffen wollte. Unsere heutige Irrgeister bemühen sich die alte Meynung wieder rege zu machen; sie sprechen, das Lesen der heidnischen Schriftsteller sey durchaus ungeziemend für die Christen. Wir wissen aus der Erfahrung wie ungereimt und unrichtig diese Meynung sey. Es hält so wohl die heydnische als jüdische Geschichte ungemein vieles in sich, wodurch der christliche Glaube nicht wenig unterstützet und bestärket wird; ja, viele Stellen der heiligen Schrift würden ohne die größte Mühe nicht können verstanden werden, wenn nicht ihre Erläuterung in diesen Schriftstellern anzutreffen wäre. Meine Meynung zu beweisen, will ich nur anführen, daß man durch eine Stelle des Herodot zwey Verse in dem Propheten Baruch in dessen sechsten Hauptstücke erläutern könne. Die Stelle lautet also: Die Weiber sitzen vor den

Kirchen mit Stricken umgürtet, und bringen Obst zum Opfer. Und wenn jemand vorüber gehet, und eine von ihnen wegnimmt, und bey ihr schläft, rühmet sie sich wieder die andere, daß jene nicht sey werth gewest, wie sie, daß ihr der Gurt aufgelöset würde.

Dieß erkläret uns der Herodotus in seiner Geschichte, wenn er erzählet, daß zu Babylon ein Gesetz gewesen sey, Kraft welchem den Weibern gebothen war, sich an dem Tempel der Venus zu setzen, damit sie den Reisenden in ihrer Wollust beförderlich seyn könnten. Dieß geschahe nun mit großem Gepränge und vieler Andacht. Man brachte diese andächtige Weiber in gewisse Klassen, und sonderte sie ab durch gewisse Stricke. Wenn nun jemand seine Wollust an solcher Weibsperson gesättiget hatte, so warf er dem Weibe ein Stück Geld in den Schooß und verrichtete darauf ein andächtiges Gebet zu der Göttin. Das Geld ward zum heiligen Gebrauch angewandt.

Γινεται γαρ ἱερον τουτο το ἀργυριον.

Die Schönsten, (wie zu vermuthen) wurden zuerst abgefertiget; da hingegen die Häßlichen wohl ganze Jahre daselbst liegen mußten.

Diese Verrichtung war nicht so bald geschehen, so zerriß das Weib den Strick der sie umgab, und warf den übrigen Weibern mit vielen Schmähworten vor, daß sie nicht würdig geachtet wären, diese heilige Handlung zu verrichten.

Diese Erzählung macht die Worte Baruchs ganz verständlich, und zeiget zugleich die Eitelkeit der

heid-

heidnischen Religion. Man muß gestehen, daß unter allen bußfertigen Handlungen keine mehr wird williger seyn ausgeführet worden, als die angeführte. Ich bin ꝛc.

Der siebenzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie legen mir zwey Fragen vor a) woher es komme, daß zu der päbstlichen Würde nur lauter Italiener gelangen? b) aus was für Ursachen kein Jesuit zu dieser Würde gelangen könne?

Was die erste Frage betrift, so kann man aus der Kirchengeschichte die Ursache desselben beantworten. Als der französ. Cardinal **Clemens 5.** zu den päbstlichen Thron gelangte, so verlegte er den päbstlichen Sitz nach **Avignon** in Frankreich; wodurch es denn nothwendig geschahe, daß Rom sehr vieles von den hohen Gedanken verlohr, die man bisher von dessen Heiligkeit gehabt hatte. Hiedurch geschahe es ferner, daß unter den Regierungen einiger französischen Päbste nach einander, die mehresten Cardinäle aus französischen Blute entsprungen. Bey diesen starken Anwachs, geschahe es endlich, daß die Herren Franzosen im Conclave anfiengen Meister zu spielen; folglich traf die Wahl zum Pabstthume mehrentheils einen französischen Prälaten, der nach

dem

dem Beyspiele seiner Vorgänger, den päbstlichen Sitz zu Avignon nicht veränderte. Rom gerieth dadurch in Verlegenheit, ihr Ansehen, ihr Reichthum nahm merklich ab. Darauf entstanden die großen Unruhen und Trennungen, die nebst der Reformation des Luthers dem päbstlichen Ansehen den größten Stoß gaben.

Die Frage, warum man keinen Jesuiten zu der päbstlichen Hoheit gelangen läßet, wird verschiedentlich beantwortet. Einige geben zur Ursache an, es sey bey der Stiftung dieses Ordens eine Regel gemacht, Kraft welcher es verboten sey, nach dieser Würde zu trachten.

Die wahre Ursache aber ist wohl die große Emsigkeit dieser Leute und die große Begierde ihrem Orden vor allen andern ein Ansehen zu geben. Es befürchten daher die andern Mönchsorden mit Recht, wenn dieser Orden zu dieser Herrlichkeit einmal sollte gelanget seyn, die andern wohl auf ewig davon ausgeschloßen seyn würden. Daher geschahe es, daß, da dem Clemens den achten der Bellarminus empfohlen ward, er antwortete: es ist wahr Bellarmin hat Verdienste, allein er ist ein Jesuit.†) Daher geschiehet es ferner, daß auch oft die geschicktesten Männer unter ihnen von den hohen Aemtern ausgeschlossen werden; denn man befürchtet, daß sie durch diesen Weg gar bald anfangen würden den Meister zu spielen.

Käme es bey den Jesuiten nur darauf an, daß sie in der Entsagung aller Ehrenstellen nur ihr Gelübde

zu

†) Dignus est, sed Iesuita est.

zu übertreten hätte; so würde dasselbe von einer solchen Gesellschaft als die ist, schon längst in die Vergessenheit gestellet seyn worden: zumal da sie in andern Ländern ausser Europa sich gar nicht einfallen lassen niedrig zu bleiben. Das angeführte enthält die wahre Ursache. Man weiß daß in diesem mächtigen Orten sehr viele und große Gelehrte gewesen, die auch bis zum Cardinalat gelanget sind; aber kein einziger ist Pabst geworden.

Man möchte noch eine Frage aufwerfen: woher es komme, daß unter den so vielen canonisirten Personen sich so wenige Päbste und Cardinäle befinden? Das von den Päbsten so wenige in das Verzeichniß der Heiligen mit aufgenommen sind, darüber wundert sich niemand. Das Amt des Pabstes ist sehr schlüpfrig und man möchte fast sagen; es sey nicht möglich ein guter und frommer Mann und zugleich auch ein guter Pabst zu seyn. Es hat Päbste gegeben, die dieses Bekenntniß selbst mit Wehklagen von sich gegeben haben. Ich habe hievon in meiner Kirchengeschichte des Pabst Hadrians eigenes Geständniß eingeführt. Marcellus sagte einsmal mit tiefen Seufzern: er könne nicht einsehen, auf was für Art ein Pabst selig werden könne.*)

Man kann also sehr leicht begreiffen, warum nur sehr wenige Päbste mit auf der Liste der Heiligen stehen. Denn da es die Pflicht des Pabstes ist, die Hoheit und Ansehen des päbstlichen Stuhls zu vergrößern, und folglich öfters zu unerlaubten Mitteln grei-

*) Non video, quomodo qui locum hunc altissimum tenent, saluari possunt.

greifen muß, so ist der Schluß natürlich, daß der geschickteste Pabst der schlechteste Christ sey.

Die Frage, warum so wenige Cardinäle mit auf der Liste der Heiligen stehen? wurde einsmal sehr sinnreich also beantwortet: sie verlangten nicht Heilige sondern die Allerheiligsten seyn *) (zu verstehen Päbste, die man mit dem Namen beehret).

Ich will diesen Brief mit der Anmerkung beschließen, daß die eingeführte Weise nur Italiäner zu Päbsten zu erwählen zum Beweise diene, daß der heilige Geist nicht immer, wie vorgegeben wird, im Conclave zugegen sey, oder man muß schlüßen, daß der Geist Gottes sich nur allein im italiänischen Gebiete aufhalte und der mehr auf Roms Hoheit als auf die Wohlfahrt der ganzen Kirche sein Augenmerk habe.

Der achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir ihre Unzufriedenheit über den Canzley und Comtoir Calender, weil die Namen der Tage, als das hauptsächlichste im Calender, darinn mangeln. Sie berichten, es sey ihnen weniger daran gelegen zu wißen, ob der Tag dem Polycarpus, Pontianus, Blasius ꝛc. gewidmet sey, als zu wißen, ob der Tag Montag,

*) Perche Vogliano esser santissimi.

tag, Dienstag, Mittewoche ꝛc. hieße; weil es sehr nöthig wär. Ich muß es gestehen mein Herr, daß sie Recht haben. Wenn man jemand zu einem Mahl oder Geschäften ladet, so sagt man nicht bey Bestimmung desselben, auf den Policarpus oder Blasiustag; man sagt zu dem Berufenen, sie sollen sich einfinden, entweder am Mittwoch oder Donnerstag ꝛc. und einen jeden ist bekannt alsdenn, wornach er sich zu richten habe. Mir fällt hiebey die Frage ein, die einsmal ein vornehmer Herr in einer Gesellschaft aufwarf: was ist die Uhr? Er bekam darauf zur Antwort, daß nach dem Zeiger der Stadtuhre es drey geschlagen, allein nach der Sonnen gienge die Uhr um eine halbe Stunde unrichtig. Der Herr erwiederte hierauf: daß er zwar nicht den richtigen Lauf der Sonnen in Zweifel ziehe, er könne sich aber nicht darnach richten. Denn, sprach er, wird man vor Gericht oder zu einer Versammlung vorgeladen; so muß man sich nach der Stadtuhr richten; käme man zu spät, so würde man sich mit dem Laufe der Sonnen nur schlecht rechtfertigen können.

Was übrigens die Auslaßung in ihrem Calender betrift, so ist dieses eine Sache, worüber ich mich nicht zu beschweren habe; denn ich habe gar nicht nöthig die Namen der Tage im Calender nachzuschlagen. Denn wenn meine Köchinn des Mittags mir eine Hafer-Suppe und Kälberbraten aufträgt, so weiß ich daß es Montag ist, trägt sie aber auch Fische auf, so bedeutet es so viel, als wollte sie sagen, heute ist Dienstag ꝛc. So or-

dentlich nun diese Diät ist, so gemächlich ist sie auch: denn man hat es niemals nötig mich zu fragen, was ich speisen will? Ich bin der Meynung, daß sie die Gesundheit unterstützt, ich habe also es der ordentlichen Lebensart zu zuschreiben, daß ich wider alles Vermuthen und Weißagungen ein so hohes Alter erreichet habe. Ich sage wieder alles Vermuthen, denn ich bemercke, daß die Schwachheiten, denen ich itzt unterworfen bin, in meiner Kindheit und Jugend noch weit größer gewesen sind. Kopfwehe oder Migraine waren damals meine beständige Plage und sie waren mir weit empfindlicher, sie waren heftiger und stellten sich öfters bey mir ein. Itzt sind sie seltener und leidlicher, allein sie halten auch desto länger an. Frostig bin ich jederzeit gewesen, und mit den Jahren nimmt diese Schwachheit so zu, daß ich mich selten in die Luft wagen darf.

Ich habe dabey angemerkt, daß denjenigen, welche in Norden gebohren werden, die Kälte am empfindlichsten ist. Ich bewunderte das Frauenzimmer in Paris als ich sah, daß es sich ohne Wärme behelfen könnte in ihren Kramladen und öffentlichen Plätzen, da doch die Kälte so starck war, daß der starke Strom die Seine so gefrohren war, daß man gut darüber gehen konnte. Dieß werden wenige Nordische Damen ihnen nachthun. Ich besuchte einmals im Winter den Spanischen Gesandten, und da ich über die Kälte klagte, sagte er, daß er von derselben nicht die geringste Empfindung hätte. Daß man hier in Norden so frostig ist, mö-

gen wohl die heißen Winterstuben und die mit Rauchwerk untergeschlagene Kleider und Stiefeln, damit man sich im Winter behänget, verursachen. Wenn sie diese ablegen, so kommt es ihnen vor, als wären sie nackend.

Daß ich itzt so empfindlich gegen die Kälte bin, schreibe ich meinen Alter zu, das itzund an die 65 herangewachsen ist. Ich bin also nun ein Jahr älter als der Hannöverische Prediger in meiner Lebensbeschreibung angegeben hat. Mein Geburtsjahr ist 1685. Ich bin ꝛc.

Der neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Es ist mir lieb, daß die Briefe ihren Beyfall finden, in welchen ich einen Versuch gemacht, ob die großen Einwürfe des Hrn. Bayle, die man als unüberwindliche angesehen hat, könnten wiederleget werden. Der erste ist: da die guten Engel und die Heiligen im Himmel keine mechanische Geschöpfe, sondern mit Verstand begabte Wesen sind, doch außer den Stand der Sünden: warum nicht Gott die Menschen eben also gebildet habe?

Der andere ist: warum Gott den ersten Menschen nicht habe den freyen Willen benommen, da er doch ihren u. aller ihrer Nachkommen Fall voraus gesehen habe, der die Ver-

dannis auf sie brachte? Sie meynen, mein Herr, daß ich den ersten Einwurf glücklich zurück getrieben habe, da ich aus dem Falle verschiedener Engel erwiesen, daß diese wie die Menschen erschaffen und mit einem freyen Willen, das Böse zu lassen und das Gute zu thun, erschaffen sind: und daß beyderley Geschöpfe die Nothwendigkeit des freyen Willens an den Tag legen sollten; und daß man aus diesem die heiligen Eigenschaften Gottes abnehmen könne. Sie berichten aber, daß noch eine Frage rückständig sey. Nämlich: ob nicht der Fall Adams gleiche Wirkungen für seine Nachkommen hätte haben können, als der Fall der Engel den bösen Geistern verursacht hat? Ich bin der Meynung, die Frage könne also beantwortet werden; es äußert sich ein Hauptunterschied zwischen der Schöpfung der Engel und der Menschen, in diesem, das diese sich fortpflanzen, indem ein Mensch den andern zeuget. Jene aber bleiben in ihrer Zahl, in der sie vom Anfange an gestanden haben. Aus dieser Betrachtung erhellet, daß beyder Fall ungleiche Wirkung habe nach sich ziehen müßen. Es zeigts auch die Erfahrung, daß die Nachkommen Adams ihrer ersten Eltern Sündenfall, Strafe, Buße und darauf erfolgten Gnade Gottes gänzlich vergessen hatten; hätte Gott eine neue Schöpfung vorgenommen, und die Menschen den Engeln gleich gebildet; so wären diese Nachkommen nur in bloße Maschinen verwandelt worden durch Benehmung ihres freyen Willens, und sie würden in

der

der Zukunft sich von der Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und andern herrlichen Eigenschaften Gottes keinen Begrif haben machen können.

Eine andere Bewandniß hatte es mit den Engeln die sich durch keine Fortpflanzung vermehren, die in der Anzahl, worein sie von Anfang gestanden verblieben, und desfalls annoch an dem Falle der bösen Geister und der darauf erfolgten Strafe sich beschauen können und also einen rechten Begrif von Gott haben, nicht allein als von ihrem Schöpfer, sondern auch, als von einem weisen Gott und einem gerechten Richter. Woraus erhellet, warum die Beybehaltung des freyen Willens das Böse zu laßen und das Gute zu thun, vielmehr den Menschen als den Engeln nöthig gewesen sey? Aus diesem kann man auch die Frage beantworten, welches, wie sie, mein Herr, meynen, bisher noch nicht hinlänglich geschehen ist: warum nämlich die gefährliche Gabe des freyen Willens dem Menschen nicht von Gott sey benommen worden, nachdem er so viele hundert Jahre hindurch dessen schlechte Wirkung bey den Menschen wahrgenommen hat? In dem Falle hätte müssen zu einer neuen Schöpfung geschritten werden, davon die Wirkung gewesen wäre, daß die Menschen, die sich durch die Zeugung unendlich vermehret hätten, in der Zukunft alle die Begriffe von Gott verlohren haben würden, welche ihre ersten Eltern von Gott gehabt hätten; folglich wären aus ihnen Maschinen geworden wider die Absicht Gottes, die darinnen besteht, daß er sich seinen Geschöpfen offenbare.

Wolte man sagen, daß Gott vermöge einer beständigen Eingebung (nspiration) die Begriffe von sich unter den Menschen könnte erhalten; so würden sie um desto mehr Maschinen werden. Sonst hat man hier auf zwey Sätze acht zu haben, 1) in Ansehung auf den geführten Satz von der Vermehrung des menschlichen Geschlechts und den Wirkungen, die daraus erfolgen. 2) der zweyte Satz, der wohl in acht zu nehmen ist, enthält den Unterschied in sich, der zwischen dem Streite mit den Engeln im Himmel ist vorgegangen, ferner die Versuchungen des ersten Menschen auf Erden und dessen daraus entstandenen Sündenfall. Dieser Unterschied lehrt, weswegen sich Gottes Ungnade gegen den gefallenen Engeln härter ausgelassen habe als an den gefallenen Menschen. Die heil. Schrift sagt uns, daß einige Engel sich öffentlich aus Hochmuth wider Gott empöret haben, und daß sie zur Strafe auf ewig verstossen sind: daß andere Engel die größten Versuchungen überwunden haben, und in gedachter Empörung als getreue und gehorsame Unterthanen sich bezeiget, und daß auch ihre Belohnung nach dem Maaße ihres überstandenen Streits groß gewesen sey. Wie nun der ersten Menschen Sündenfall nicht von der Natur und Wichtigkeit gewesen ist, als der Aufstand der bösen Geister; und ihre darauf erfolgte Buße nicht das Gewicht gehabt, als die Beständigkeit der guten Engel in ihren überstandenen Versuchungen; also konnte auch die Strafe und die

Gna-

Gnade nicht in gleicher Größe den himmlischen und den irrdischen Geschöpfen zu Theil werden.

Man ersieht nun also aus beyden angeführten Stücken, warum Gott es nicht vor gut befunden, den gefallenen Menschen, die so genannte schlüpferige Gabe des freyen Willens, wie den Stand gehaltenen guten Engeln zu benehmen a) weil beyder ungleiches Betragen ein ungleiches Urtheil und einen ungleichen Spruch in der Sache erforderte. b) weil die Wirkungen des freyen Willens in Ansehung der Vermehrung der Menschen nicht dieselbigen unter beyderley Geschöpfen in der zukünftigen Zeit werden konnten. Denn die Einziehung des freyen Willens, welche in der gedachten zukünftigen Zeit die Menschen zu Maschinen machen würde, und ihnen allen Begrif der Regierung Gottes und seiner heiligen Eigenschaften berauben, konnte dieselbige Wirkung bey den guten Engln nicht haben, welche immer verblieben sind, und verbleiben werden. Ich bin also der Meynung, daß diese zwo Hauptknoten und Einwürfe auf diese Art am besten können bestritten werden. Sie werden also, mein Herr, finden, daß diese sowohl als meine vorher ausgegebene Briefe, den Herrn Bayle betroffen haben 1) daß die Engel in Ansehung des freyen Willens, bey ihrer Schöfung in eben denselbigen Stand gesetzt gewesen sind, in welchen die ersten Menschen waren 2 die Nothwendigkeit, daß die Menschen allein in dem Stande des freyen Willens verblieben. Ich begnüge mich allein diesen Einwendungen des Hr. Bayle, worauf er so sehr gepochet hat, zu beant-

worten. Denn es ist mein Vorsatz nicht mich in die Streitigkeiten einzuwickeln, welche die Gelehrten unserer Zeit von dem Ursprunge des Bösen und von der besten Welt mit so vielem Eifer unter einander treiben. Insonderheit, da ich sehe, zu welcher Parthie man sich aus Noth auch schlagen wollte, man doch in Irrgänge gerathen könne, ohne den Ausgang finden zu können; denn je mehr man die Sache beyder Theile nachdenket, je mehr Schwierigkeiten sieht man auch vor sich. Ich halte also dafür, daß es am besten sey, man sehe das vor ein Geheimniß an, das bey dem eingeschränkten menschlichen Verstande zu ergründen nicht möglich ist. Ich bin dieserhalb nicht vermessen genug ein Urtheil von mir zu stellen; nur will ich allein zu verstehen geben, was mir deucht am sichersten zu seyn in diesem Stücke glauben zu können. Ich unterwerfe also dem Gutdünken und Verbesserung besser urtheilenden Personen, nachstehende Gedanken.

Ich halte am sichersten seyn zu sagen; Gott habe im Anfange alles gut erschaffen, ohne böse und gute Dinge mit einander zu vermischen. Der Satz ist anständig einem guten Gotte beyzulegen, der allmächtig ist, und daher vermag, allen Dingen ohne eine solche Vermischung ihre Eigenschaften zu geben. Die heil. Schrift stimmt auch damit überein, wenn sie sagt Gott sahe an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut. Ingleichen spricht sie, daß das Böse dem die Menschen unterworfen, Strafen der Sünden sind. Die moralische böse Dinge und die menschliche Neigungen, die sich so gar an

den

den kleinesten Kindern äußern, zeiget die heil. Schrift ebenfalls ausdrücklich an, daß sie Wirkungen des ersten Sündenfalles sind, und daß die natürliche Begebenheiten, als Unfruchtbarkeit, Krankheit, Pest, giftige Insekten ꝛc. ebenfalls Strafen der Sünden sind. Wenn diesem also ist, und die Gedanken, die wir von der Güte und Allmacht Gottes haben sollen, durch den geoffenbarten Unterschied der neu und gut erschaffenen und der nach dem Fall der Menschen verdorbenen Welt, bestärket werden; so ists am sichersten bey einer Glaubenslehre zu bleiben, die den herrlichen Eigenschaften Gottes nicht zu nahe tritt, oder die wenigstens nicht Anlaß giebt, diesen Eigenschaften Gottes Einwürfe zu machen, und welche Glaubenslehre den vergeblichen Zwiespaltungen der Gelehrten ein Ende geben kann. Wollen unsere Weltweisen die Nothwendigkeit des gedachten Unterschieds beherzigen und aus diesem den Ursprung des bösen (de origine mali) herleiten; so will ich allen denen meinen Beyfall geben, die von dieser Sache geschrieben haben, und ihnen gestehen, daß das Böse welches sich mit dem Guten vermischt hat, zu der Aufrechthaltung und Nutzen der ganzen Schöpfung vieles beytrage, und in solchem Falle alles wiederhohle, was ich und andere hievon in Schriften angeführet haben. Ja ich will dafür halten, daß alles, was man Unordnung nennet, vielmehr Ordnung sey. Daß Unheil, Trübsalen, Plagen nöthig sind, und der Untergang der Theile dem ganzen Gebäude zur Stärke gereiche. Die Irrgeister und Ungläubigen machen sich aus dieser

Einrichtung Beweisthümer, wodurch sie die Fürsehung und weise Regierung Gottes verleugnen, die aber nichts beweisen. Wollen unsere Weltweisen zwischen der im Anfange erschaffenen und nunmehr aber ins Verderben gerathenen Welt keinen Unterschied setzen, so sehe ich nicht ein, wie die allergeschicktesten und die allerfeinesten Köpfe unter ihnen dem Unglauben widerstehen können. Denn ihre Frage kann anders nicht hinlänglich beantwortet werden, warum ein allmächtiges Wesen die Welt nicht ohne Vermischung des Bösen mit den Guten hätte erschaffen können? und das ganze Weltgebäude unterhalten, ohne daß diese Vermischung hätte dürfen entstehen?

Zwar ist unsere Welt in Vergleich der ganzen Schöpfung nur als ein Sonnenstäubgen, die ganze Schöpfung enthält Million Tausend andere Welten in sich; dagegen unsere Erdkugel, wie man dafür hält, gar nicht in Betrachtung kommt. Es ist aber dieses nur eine bloße Muthmassung die keinen Grund hat. Man kann leicht darauf verfallen, anzunehmen, es seyen auf den andern Planeten noch größer Unheil und Unordnung als auf unserer Erde. Der Knoten ist also unauflößlich, die Freygeister fahren fort mit ihren Einwürfen wider die Fürsehung und Regierung Gottes zu pochen. Ich glaube also, daß die Feinde der Glaubenslehre nicht entwafnet werden können, es sey denn, daß der Unterschied zwischen der ersten Schöpfung die ohne Mängel war und die itzige zum Grunde geleget werden. Wie denn auch den Mißhandlungen der

ersten Eltern das Böse zugeschrieben wird; sie verdarben ihren ersten Stand und zogen der Erde, wie die Schrift sagt, den Fluch zu. Dieser Satz ist um desto mehr anzunehmen, zumal da die Philosophen der gegenseitigen Parthey einen Verhängnißvollen Mechanismum annehmen, und das stoische Schicksal behaupten, damit sie ihren Sätzen ein Gewicht verschaffen mögen. Unter dem Namen der harmoniæ praestabilitae machen sie die Menschen zu Maschinen, und durch die Beraubung des freyen Willens machen sie Gott zu einem willkührlichen Richter, der Dinge bestraffet, die aus unumgänglicher Nothwendigkeit dazu bestimmet sind, daß sie geschehen müßen. Ja die Lehrsätze dieser Weltweisen haben viele veranlaßet, daß sie die Materie vor ewig gehalten haben, indem sie dafür halten, daß, da das Böse schon in dieser begriffen gewesen, so hätte Gott es müßen lassen. Gleichwie ein Künstler der Materie viele Gestalten geben, allein dieselbe nicht verändern kann. Es hat auch dieser Satz zu der Lehre des Mannes Anlaß gegeben, welcher zwey ewige, gleichmächtige, gleichwürkende Wesen annahm, dessen Lehre der Hr. Bayle mit so vielen Eifer in unsern Tagen aufgewärmt hat.

Ich darf mich nicht schmäucheln, daß meine hier angebrachten Gedanken (Theses) sollten unangefochten bleiben; ich bin auch selbst von ihrer Wichtigkeit nicht so sehr überzeugt, daß sie vermögend wären alle Streitigkeiten zu hemmen; mein Vorsatz ist nur zu zeigen, bey welcher Parthey unter den strei-

tenden Theilen man am sichersten seyn möge, und welche Lehre ferner am geschicktesten ist den Irrgläubigen zu widerstehen. Denn diese Leute haben aus dem Zustande der Welt und den itzigen Bewohnern derselben die gefährlichsten Waffen genommen, mit denen sie ihre Gegner hart begegnen. Sie haben insonderheit den Johann Clericus dahin vermocht, daß er die Lehre von der Strafe der Verdammten des Origenes aufs neue rege gemacht hat, um zu zeigen, daß so wohl das natürliche als das moralische Uebel mit der wesentlichen Güte Gottes bestehen könne. Will man sagen, man könne sich nicht anders die erste Schöpfung der Welt vorstellen, als in welchem Zustande sie sich gegenwärtig noch befindet, und daß man durch die Erfindung des Gegentheils eine Zweifelsvolle Sache zu vertheidigen suche; so antworte ich, daß man nicht die Existenz der ersten Geschöpfe durch den zusetzenden Unterschied zwischen der ersten und der itzigen Welt, wohl aber ihre Wirkungen schlechterdings leugne. Denn die heil. Schrift lehrt, daß nicht allein durch den Sündenfall der Erdboden seine Kräfte verlohren habe, sondern auch die Menschen hätten ihre angebohrnen herrlichen Eigenschaften verlohren.

Mein Glaubenssatz ist also dieser: Die Welt als sie aus der Werkstatt Gottes fertig erschien, mag selbige äußerliche Gestalt gehabt haben, die sie annoch hat und die erschaffenen Menschen eben die Bildung, die sie noch heutiges Tages haben. Das Feuer brannte und das Wasser löschte; gewisse Thiere und Insekten waren eben

so

so giftig wie itzt, und alles was aus dem Schooß der Erden kam und heutiges Tages so große Uebel und Verderben stiftet, konnte wie itzo statt haben; aber ohne schädliche Wirkungen, die nur als Mittel in Bereitschaft stunden sich äußern zu können, so bald es Gott für nöthig achtete den ungehorsamen Geschöpfe ihre Wirkungen zu äußern.

Ich halte diese Lehre für weit sicherer als die, welche die Nothwendigkeit des Bösen der ersten Schöpfung beylegt, weil man durch der den Einwendungen wider die Güte und Allmacht Gottes die Hand bieten kann. Eine andere Sache ist es, wenn man eine Nothwendigkeit des Bösen nach dem verderblichen Sündenfall annimmt, wodurch man ohne Verkleinerung der herrlichen Eigenschaften Gottes behauptet, daß der Untergang und die Destruction der Theile das Ganze unterhält: in diesen Stücken verhält es sich als wie bey kranken und angefressenen Körpern, die durch gewaltsame Mittel vom völligen Untergange gerettet werden. Die Meynung von der Nothwendigkeit des Bösen bey der ersten Schöpfung und im Stande der Unschuld des Erdbodens, scheint mir von diesem einige Stärke zu erhalten; da die Erfahrung zeiget, daß kein Vergnügen statt findet, ohne Vergleichung des Bösen gegen das Gute und durch die Abwechselung dieses und jenes.

In meinen moralischen Gedanken habe ich angezeiget, daß nur derjenige die Gesundheit recht werth achtet, der Krankheiten ausgestanden, oder wenigstens durch die Krankheit anderer davon über-

zeu-

zeuget worden. Also ist die Ruhe nicht angenehm, wenn nicht eine Arbeit vorhergegangen; so auch das Eßen und Trinken, wenn man vorher nicht Durst oder Hunger erlitten hat. Ich gebe also wie vorhin zu, daß in dem verderbten Zustande, das Böse nicht allein nöthig ist, sondern auch zu vollkommenen Ergötzlichkeiten dienet. Ich sage: in dem verderbten Zustande der Welt; weiter gehen meine Gedanken in dieser Sache nicht. Sonst würde die Folge entstehen, daß die Heiligen und die Engel in jenem Leben kein wahres Vergnügen empfinden könnten; weil sie in ihrem Zustande von keiner Abwechselung des Bösen und Guten wissen. Ja man könnte gar sich einen gleichen Schluß von Gott selbst machen.

Es ist also unerlaubt, die Begriffe der Glückseeligkeit nach den Wirkungen der bösen Dinge einer ins Verderben gebrachten Welt abzumessen. Und es ist mehr sinnreich als wohlgesagt, von dem Verfasser der Persischen Briefe, daß die Beschreibung der Glückseeligkeit der Heiligen schwer zu begreifen sey; weil man es als eine Marter ansehen könnte beständig mit Palmenzweigen in den Händen zu stehen, und ohne Unterlaß vor dem Throne Gottes Lobgesänge anzustimmen.

Dergleichen schlechte Begriffe sind Folgen dessen, daß man sich die Vorstellung der Glückseligkeit nach den Ideen verdorbener Geschöpfe davon machet und bildet. Ein Schiffer kann eine vollkommene Freude empfinden, über seine glückliche Ankunft in den Hafen, wenn er gleich keine gefähr-

liche

liche Schiffahrt zwischen Klippen und Felsen zu befürchten gehabt hat. Also könnte auch keine rechte Freude und Vergnügen an einem heiligen und reinen Orte und im Stande der Unschuld seyn, als wie man sich die erste Welt vorstellig machen kann, wie auch der Seligkeit nach dem Tode. Käme es etwa einigen vor, als hätte ich mich in wenigen anders geäußert, so sage ich, daß ich nur den itzigen Zustand der Welt vor Augen gehabt habe. Sollte mein voriges ja etwas widersprechendes haben, so will ich mich deßen nicht schämen, sondern vielmehr eine Ehre draus machen, daß ich nach genauerer Untersuchung meine Gedanken verbeßert habe; insonderheit in einer solchen hohen Materie, die so viel Gegner vor sich hat. Es ist dieses ein Zeichen eines demüthigen und aufrichtigen Mannes.

Habe ich in einigen Sätzen zwar einen Wankelmuth blicken lassen, so ist meine Hauptregel doch jederzeit dieselbige gewesen, daß ich keine Lehre annehme, welche mit allen ihren Schein dennoch schlechte Begriffe von Gott giebt und seine Eigenschaften verkleinern kann, Ich schimpfe keinen, der mit andern Waffen dem Bayle zu begegnen gesucht hat; des Leibnitzens Theodicee halte ich hoch, und betrachte sie als ein Meisterstück und als eine Schrift die aus guter Absicht abgefasset ist: ich sehe eben nicht, daß der Satz (Thesis) eines Philosophen zu Rotterdam dadurch wiederleget ist. Die Einwürfe dieses Weltweisen wider die gütige Vorsicht Gottes und wider die Strafen der Verdammten stehen noch, und der Krieg ist noch nicht zu Ende,

so

so daß die von der alten Partey dafür halten, daß nur die Außenwerke zu verlassen wären, damit man mit größern Vortheil die Festung vertheidigen könne, und sagen mit dem Cicero: utinam liceret sed non audebimus. Sie verstehen durch die Aussenwerke 1) die Erstreckung der allgemeinen Lehre von dem göttlichen Vorausfehen aller zufälligen Begebenheiten und der Dinge, die aus dem freyen Willen der Menschen entstehen; 2) die Lehre von der ewigen Strafe der Verdammten. Sie meynen, daß durch die Einschränkung des Vorausfehens, oder daß man dieselbige nicht weiter ausdehne als geschehen kann, und durch die Bestimmung gewisser Gränzen der Verdammniß, wie auch durch die Milderung ihres Urtheils, die Sätze der Irrgläubigen gänzlich zu bestreiten und der Sieg zu behalten sey. Ich habe hievon schon zu einer andern Zeit meine Meynung zu erkennen gegeben, mich aber nicht erkühnet den Ausschlag zu geben. Ich sage nur, daß wenn jemand von der allgemeinen Glaubenslehre in einigen Stücken aus guter Meynung abgehet, ich ihm eben nicht beypflichte; allein ich erkläre auch hiemit zugleich, daß ich ihn deshalb nicht vor Gericht belangen will, noch ihn durch die verhaßte Namen, Socinianer, Origeniste zu verschwärzen suche. Ich sage, falls sie aus guter Meynung von der herrschenden Lehre abgehen, d. i. falls die Erklärungen der herrschenden Lehre es mit sich führen, Gott zu einem willkührlichen Richter zu machen, dessen Zorn durch Mißhandlungen erreget wird, die unumgänglich geschehen müßten;

der

der das straffet, was er selbst nicht hemmet. Und falls die Meynungen derjenigen, die abweichen, von der langen Dauer der Verdammniß zur Absicht haben, den Erklärungen zu widerstehen, welche Gott zu einen gar zu strengen und unbarmherzigen Richter machen, der in einem Millionentausenden Grade die Strafen der Verbrecher überwägen läßt. Solche Meynungen, wenn sie irrig sind, können doch als Beweisthümer angesehen werden, daß die Personen noch Religion und Christenthum haben. Ich bin ꝛc.

Der zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einigen von meinen Briefen gewiesen, daß der Hauptendzweck Gottes in Erschaffung der Welt die Offenbarung seiner Herrlichkeit gewesen sey, und den Einwurf beantwortet, daß daher Gott eine Eitelkeit und Ehrgeiz beyzulegen sey, welches dem allerhöchsten und heiligsten Wesen unanständig ist. Ich habe auch diejenigen widerleget, die den Einwurf damit beschönigen, wenn sie sagen: Gott habe genug an sich selbst, und könne ihm also durch die Erschaffung belebter und mit Verstand begabten Geschöpfen kein Vergnügen beygeleget werden. Ich habe zugleich angeführet, daß kein Vergnügen über herr-

herrliche Eigenschaften könne begriffen werden, wenn nichts da ist, das solche bewundern könne. Dieß wollen die meisten Gottesgelehrten nicht zugeben, obgleich die heil. Schrift zu erkennen giebt, daß die Schöpfung selbst der Haupt-Vorwurf dessen gewesen ist. Sie sagen, Gottes Absicht sey nur gewesen die Menschen glücklich zu machen, und daß diese Lehre die beste sey. Diese beyde Einwendungen habe ich schon vorher beantwortet; es ist also unnöthig sie zu widerholen. Ich gestehe es ein, daß Gottes Vorsatz gewesen ist, die Menschen glückselig zu machen, nicht aber, daß dieses sein einziger Zweck gewesen sey, u. frage: auf was für Art sich ein Vergnügen könne über Thaten begreifen laßen, wenn niemand da ist, der sie betrachten und mit Lobe erheben kann? meines Erachtens ist die Frage schwer zu beantworten. Wenn sie einwerfen, warum denn Gott von Ewigkeit her so lange mit der Schöpfung eingehalten habe? wem dieses vorgegebene Vergnügen habe nutzen können? so kann man gleichfalls diese Frage an sie thun? warum nicht Gott von Ewigkeit her dieses grosse Werck bewiesen habe, da doch sein Vergnügen die Menschen glückselig zu machen ebenfalls ewig ist? der berühmte Reinbeck hat diese grosse Frage also zu beantworten gesucht: „sollte jemand die Gedanken hegen, Gott „habe lebendige Geschöpfe zu dem Ende erschaffen, „daß selbige ihn loben und ehren sollen, so ist es, als „wolten sie vorgeben, Gott wäre gemüßiget gewesen, „seine wahre Ehre ihnen zu verdanken und sich selbst „diese nicht hätte geben können, zu geschweigen,

„saget

„saget er, daß keine Kreatur fähig ist, ihm seine Eh-
„re nach Würden zu geben. Denn Ehre hat zum
„Grunde Erkenntniß der Vollkommenheiten, wel-
„che sich bey andern finden. Je weniger man aber
„von den Vollkommenheiten anderer gerühret wird,
„je weniger ist man vermögend ihnen die gebühren-
„de Ehre anzuthun. Die Geschöpfe sind und wer-
„den in einer eingeschränkten Erkenntniß verblei-
„ben, ihnen ist also nicht möglich die Vollkommen-
„heiten Gottes inne zu werden, und vollkommen zu
„beschauen. Und da diesem also ist, so ist es nicht
„thulich, daß ein eingeschränktes Wesen einen un-
„endlichen Gott genugsam ehren könne. Gott
„wird demnach in alle Ewigkeit ohne die ihm zuge-
„bührende Ehre verbleiben müßen und denjenigen
„geringen und unvollkommenen Theil dessen zu er-
„warten haben, welche von den Geschöpfen sich
„könnte äußern lassen". Fragt man hierauf er-
wehnten Lehrer: ob denn die Ehre Gottes in seiner
eigenen Verehrung bestehe, welches ungereimt ist
von einem einfachen Wesen zu sagen? so bemühet
er sich den schweren Knoten also aufzulösen. „Dieß
„giebt zu erkennen, sagt er, daß in dem göttlichen
„Wesen mehrere Personen seyn müßen, welche al-
„so gegen einander gesinnet sind, und sich also un-
„ter sich verhalten, als ihre Vollkommenheiten,
„die sie selbst kennen, es verdienen und erfodern".
Diese Erklärung glaubt er, geschickt zu seyn, daß
sich die Vernunft selbst einen Weg bahnen könne,
auf die geoffenbarte Lehre von den dreyen Personen
in der Gottheit zu kommen. Ich gestehe, daß die-

se Gedanken ungemein sinnreich sind. Allein man könnte fragen: ob nicht aus diesem ein Anlaß zu dem Tritheismus könnte genommen werden, und diejenigen in ihrer Meynung gestärket werden, die drey von einander unterschiedene Personen in einem und demselbigem Wesen nicht haben annehmen wollen. Ich wollte gern ihre Gedanken über diesen Punkt vernehmen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so folget doch nur aus meinem Satze, daß wenn die Geschöpfe Gott nicht vollkommen ehren können, doch solches nach dem Maaße ihres Erkenntnisses geschehen könne, und folglich Gott nicht unangenehm sey. Ich bin ꝛc.

Der ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, sie wundern sich darüber, daß ich mich in den tiefen Sätzen einlasse, die von der Ursache des Uebels und von der besten Welt handeln, und die in unsern Tagen Gelegenheit zu so vielen Streitigkeiten gegeben haben, und noch bis itzt ohne Nutzen. Sie halten dafür, daß solche Bemühung meinen eigenen Grundsätzen zuwiderlaufe, deren zufolge man sich der Nachgrübelung solcher Dinge enthalten müße, die von einer endlichen menschlichen Vernunft nicht können ausfindig

findig gemacht werden; und daß ich dadurch in eben den Fehler verfalle, den ich andern abgerathen habe, nämlich dergleichen hohen Betrachtungen sich zu entziehen.

Es haben aber große Weltweise, darunter insonderheit der Bayle, sich in unsern Zeiten bemühet zu zeigen, daß die Vernunft mit der Schrift nicht übereinstimme, und daß es nöthig sey, zwey Gottheiten anzunehmen, eine gute und eine böse; weil die bösen Dinge die Gott vorausgesehen und folglich von ihm herrühren, mit den Eigenschaften eines guten und barmherzigen Wesens nicht übereinkommen können; und daß auch dem Schöpfer keine Liebe für seine Geschöpfe könne zugeeignet werden, der Menschen bildet von welchen er zum voraus sehe, daß sie zu einer ewigen Verdammniß bestimmt sind.

Da nun dieser Vorwurf so wichtig, und mein Zweck ist, das einfache Wesen und die herrlichen Eigenschaften Gottes zu vertheidigen, so kann sich niemand darüber wundern, daß so wohl die größten Gottesgelehrten als auch die Weltweisen deswegen in Harnisch gebracht sind. Eben diese Ursache ist es auch, die mich hierzu bewogen hat; Ich habe aber dabey nach dem Beyspiele anderer nichts schlüßiges abgefaßt, mich auch als einen Lehrer der Weltweisheit aufgeworfen.

Ich untersuche nur, welche Meynung der sichreste sey, und folge meinen jederzeit gehabten Vorsatz, alle Lehren zu verwerfen, welche die Güte Gottes verkleinern, oder welche wenigstens dagegen

Einwürfe machen, die schwer zu beantworten sind. In Betrachtung dieses geschiehet es, daß ich zuweilen rathe, von dem buchstäblichen Verstand der heil. Schrift abzugehen, und unterweilen einer oder der andern herrschenden Meynung nachzugeben, um die ganze Glaubenslehre zu retten.

Aus dieser Ursache entschuldige ich den Johann Clericus, der die Lehren des Origenes von der Milderung der Strafen der Verdammten als leidlich angesehen hat; weil die gefährlichen Einwürfe des Baylens, seiner Meynung nach, dadurch könnten bestritten werden. Und aus diesem gut und wohlgemeynten Vorsatze, entschuldige ich auch die Meynungen einiger von der Vorhersehung, ob ich ihnen gleich meinen Beyfall nicht gebe, die darinnen bestehen: daß erwehntes Vorhersehen nicht alle Begebenheiten, die von ungefehr entstehen oder Dinge, welche als Folgen des freyen Willens der Menschen sind, in sich fasse. Ich fälle über dergleichen Personen ein weit glimpflicheres Urtheil, als ein Theil anderer, die sie vor Räuber der Allwissenheit Gottes schelten.

Niemand kann leugnen, daß die Lehre des Origenes von der Strafe der Verdammten ein Schild sey, der die schärfsten Pfeile abzuhalten vermögend ist. Bayle giebt zwar dieser Meynung nicht gänzlich den Sieg zu; allein man wird doch gewahr, daß er dabey stutzt. Nur, sagt er, daß, von welchen kurzen Zeitraume die Höllenqvaal auch sey, so wäre sie dennoch in Proportion mit den Sündern, die verdammt werden; und wenn sie nicht ein gerech-

rechtes, so gäbe sie dennoch ein gar zu hartes Urtheil zu erkennen, welches nicht anders als von einem wilden und unbarmherzigen Gotte könne gesprochen werden. Hält man ihm hierauf die darauf folgende immerwährende Glückseeligkeit vor, in deren Vergleich die Pein als eine kurze und nicht für gar zu hart könne angesehen werden, so muß er alsdenn das Gewehr strecken und sich aus einem andern Tone hören lassen. Es wäre nur eine Frage noch übrig: daß, da der Endzweck einer Strafe die Besserung des Uebelthäters und ein Beyspiel für andere zum Vorwurf hat; so hätte dieser Endzweck im künftigen Leben keine Statt. Daher einige meynen, daß dergleichen Strafe Gott nicht anständig sey, und deshalb dieses nicht von einem gerechten, wohl aber von einem rachgierigen Richter zu glauben sey. Sie machen einen Vergleich mit dem: wenn ein König im heftigen Zorne einen Unterthan peinigen und tödten ließe, ohne daß jemand drum wüßte, so würde solches weder den Unterthan zur Besserung, noch auch einen andern zur Warnung dienen, sondern es würde in dem Falle allein der aufgebrachte Zorn die Ursache davon seyn.

Sie machen deshalb einen Unterschied zwischen der Ausübung einer Verbesserungs-Gerechtigkeit und einer rächenden; jene zum Dienste eines gerechten, diese aber zum Dienste eines rachgierigen Richters. Leibnitz hat in seiner Theodicee dieß letztangeführte also beantwortet: „Gott, sagt er, übet „nicht allein diese letzte Gerechtigkeit mit gutem Fu„ge aus, sondern er hat solches andern erlaubt.

„Denn da er einmal uns mit dieser Strafe gedrohet „hat, um die Menschen in dem Gehorsam zu erhalten; „so vermag er nicht sein eigenes Gebet zunicht zu ma„chen; seine Beständigkeit erforderts, Missethaten „nicht ungestraft zu lassen, obgleich die Verbesserung „der Ubertreter nicht statt hat".

Ich setze noch dieses, welches Gewicht zu haben scheint, hinzu: daß nämlich keine Lehre gefährlicher und schädlicher ist, als des Socinus seine Lehren von der Nachlaßung der Strafen, daß es nur Drohungen Gottes wären ohne Execution. Ein jeder beliebe sich vorzustellen, was dieses für Folgen bey bösen Gemüthern nachlassen würde. Ja viele könnten gar auf die Gedanken gerathen, daß es mit den Verheissungen der Belohnungen eben die Bewandniß sey, welche die Drohungen und Strafen haben.

Wir müßen daher glauben, daß ein ernstlicher Gott so wohl seine Drohungen als seine Verheissungen in Erfüllung bringen werde; daß er aber auch die Strafen nach Befinden der Uebertretung einrichte, und daß Gott ferner nichts anders zu thun vermag, als was einem gerechten Richter zukommt. An diesen Beweißthümern halte ich mich, ohne mich derjenigen zu bedienen, die Leibnitz noch anführet, weil sie feucht sind. Man muß also zugeben, daß die Bestrafung der Missethaten nichts unbilliges an sich habe, und daß selbige gerecht sind, wenn gleich beyde angeführte Endzwecke nicht können erhalten werden; daher ist also der Einwurf von keiner Wichtigkeit, auch nicht einmal eine Folge aus

der

Lehre des Origenes, nach welcher die Nothwendigkeit der Strafen zugegeben wird, und nur die Zeit derselben verkürzet wird, um sie einigermaßen nach den Uebertretungen abmessen zu wollen, wodurch die Begriffe derjenigen verrücket werden, welche aus einer ewigen Dauer der Strafen die heiligen Eigenschaften Gottes zu verkleinern sich bemühen dürften, oder auch zeigen, daß der Begrif der heiligen Schrift von der Regierung Gottes wider die Vernunft streite.

Indem des Origenes Lehre also beschaffen ist, so laße ich mich auch in gemäßigterm Urtheile gegen ihn aus. Meine Gedanken sind auch eben so milde von denenjenigen, die aus guter Meynung gleichmäßige Erklärungen von der göttlichen Vorhersehung geben, als welche man von der Allmacht Gottes geben muß. Denn es kann niemand leugnen, daß salua orthodoxia erhebliche Punkte können beygeleget werden, um den Feinden der Glaubenslehre ein Stillschweigen aufzulegen, wenn man ebenmäßige Erklärungen von der Allmacht könnte annehmen. Denn die erste Lehre zeigt an, daß diese Feinde nicht einen harten und unmilden Gott aus der Offenbarung erweisen können. Und die letzte giebt zu erkennen, daß er nicht als ein willkührlicher Richter zu betrachten sey. Diejenigen, welche solche gemäßigte Glaubensmeynungen haben, halten dafür, daß auf nachstehende Weise ein System könne errichtet werden:

„Der allmächtige und allwissende Gott schuf
„die Welt ohne Mängel und ohne Vermischung
„des Guten mit dem Bösen; denn solches ist ei-

„nem guten und allmächtigen Wesen eigen. Der„selbige begabte die Menschen mit einem freyen „Willen das Gute entweder zu lassen oder zu „thun, und zwar solches aus einer Nothwendig„keit, wenn sie anders als vernünftige Geschöpfe, „und nicht als Maschinen seyn wollten. Er gab ih„nen ein Paradies damit sie in demselben glückse„lig leben könnten. Er gab ihnen ein Gesetz, das „sie ohne Mühe erfüllen konnten. Diesem Ge„setze fügte er, wie die Schrift zeuget eine Prü„fung bey, um zu sehen, wie die Neuerschaffenen „die Gabe des freyen Willens anwenden wür„den. Die Prüfung zeigt an, daß solches „nicht zum voraus gesehen gewesen ist. „Da sie aber sich bald verleiten ließen das Gesetz „zu übertreten, so wurde die Erde zur Strafe ih„rer Uebertretung verflucht und ihrer vorigen „Herrlichkeit beraubet. Sie selber wurden aus „dem Paradiese vertrieben, dem Tode und vielen „Plagen und Schwachheiten unterworfen, wel„che natürlicher Weise durch die Fortpflanzung „auf ihre Nachkommen gekommen ist; indem „aus einem sündlichen Saamen nichts heiliges „sich generiren ließ. Da aber die Barmher„zigkeit Gottes nicht weniger groß ist als seine „Gerechtigkeit, so verhieß Gott ihnen einen Er„löser und ein neues Leben nach dem Tode, wenn „sie ihre Sünden bereuten und sich nach den zu„rückgebliebenen Kräften weiter bestreben wür„den als gehorsame und zu Gnaden aufgenom„mene Unterthanen sich zu beweisen. Er drohete

„sie

„sie dagegen mit neuer Strafe in dem andern Le„ben zu belegen, woferne sie sich dieser ihnen er„theilten Gnade wiederum verlustig machen und „zu sündigen verharreten.

„Die Strafe nach dem Tode beschreibet die „heil. Schrift also, daß sie nach dem Maaße der „Missethaten sey, wie es zu glauben sich gezie„met, und daß sie sich also äußere, wie ein ge„rechter und zugleich gnädiger Gott zu urtheilen „vermag.“

Ob dieses System gegründet oder ächt sey, müssen andere urtheilen. — Ich sage nur, daß einige dafür halten, wenn die Glaubenslehre also abgefasset wäre, alle schwere Einwurfspunkte könnten abgethan werden; folglich allen Zwiespalten ein Ende könnte gemacht werden, die in unsern Tagen mit so grosser Heftigkeit entstanden sind, und vergebens noch immer fortdauren. Ich sage vergebens; denn viele halten dafür, daß die größten Antagonisten des Bayle Klug und Jaqvelot ꝛc. nichts ausgerichtet haben, und daß Clericus durch die Ergreifung der Lehre des Origenes zwar seinen Gegner etwas in Verlegenheit gesetzt, allein ihn nicht gar zur Flucht bringen könne, aus der Ursache, weil die Frage von dem Vorhersehen noch nicht beantwortet ist, die eine Nothwendigkeit des moralischen Bösen zum Vorwurf hat. Endlich, daß des Leibnitzens Harmonia prästabilita, wie künstlich sie auch abgefasset ist, dennoch nichts ausmache. Sie zeiget die Nothwendigkeit des Bösen; indem diese zu der Unterhaltung des ganzen Wercks was

beyträgt: ihr begegnet aber dieser Einwurf: ob nämlich der allmächtige Gott nicht habe eine Welt erschaffen können, in welcher neben dem guten kein böses hätte können statt haben? Es bleibt vorher die Frage übrig, die zu dieser kommt: wie es mit der Gerechtigkeit eines Gottes bestehen könne, für endliche und kurze Sünden ewig daurende Strafen aufzulegen? Einige wollen zwar, daß die Ewigkeit der Strafen in diesem gegründet, weil die Verdammten das Sündigen und Verspottung Gottes nicht unterliessen. Es kann aber nichts ungereimter seyn als dieses. Es sey denn, daß man glaubte, die Pein mache sie rasend, und daß sie dadurch die Erlösung wünschten zu erhalten, die sie vorher durch Reu und Busse hätten erhalten können. — Auf diese Meynung sind auch welche gerathen und haben aber die Sache noch mehr dadurch verdorben. Denn nimmt man ihnen allen Verstand, so beraubt man ihnen auch zugleich den Willen; folglich alle Schuld. Da man aus alle dem nichts hat erwählen können, so sind einige auf das vorher angeführte System gefallen, dem ich aber meinen Namen nicht untersetze, sondern nur als ein Problema anführe, daß in guter Absicht von denen kann seyn ersonnen worden, welche glauben, daß der Sache durch kein anderes Mittel könne abgeholfen werden. Findet in der Sache kein Nachgeben statt, so ist das mein Rath, daß man sich weiter in keinen Streit einlasse, und da ein Geheimniß zugebe, wo der menschliche Verstand etwas zu bestimmen zu schwach ist, und man

beken-

bekenne in der Gelassenheit, daß die Werke Gottes sich auf die Güte und Gerechtigkeit gründen und spreche mit den Socrates:

Dieses übersteiget meine Begriffe; ich könnte davon Antwort geben, hätte die Vernunft nur weitere Gränzen.

Ich bin ꝛc.

Der zwey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einem von meinen Briefen angemerkt, daß ein König von Engeland mit mittelmässigen Eigenschaften sich eine fast unumschränkte Gewalt erwerben könne, wenn er nur gewisse Maasregeln vor Augen hat. Einen grossen Beweis hievon enthält das Leben Heinrichs des achten in sich. Vor seiner Zeit war alles an den Königen zu tadeln; man hörte von nichts als Mißvergnügen und Aufstand, welche einen König nach dem andern ums Leben und den Thron brachten. Man misset zwar diese Schuld den königlichen Häusern von York und Lankaster bey, die sich einander aufzureiben suchten. Allein die Unruhen hörten bey ihrer Vereinigung unter Heinrich den siebenten nicht auf. Denn dieser König sahe sich beständig in Furcht vom Throne gestossen zu werden, ob

er

er gleich einer der geschicktesten gewesen ist, die jemals den Englischen Thron bestiegen haben, und mit so vieler Kunst und Klugheit regieret hat, daß man ihm den Namen eines Englischen Salomon beylegte. Man bemerket ferner, daß nach ihm unterschiedene Könige mühsame Regierung gehabt, denen das Parlement gar das Ansehen hat streitig machen wollen, als Jacobus der erste und Carl der zweyte. Man muß also eine andere Ursache von dem blinden Gehorsame den die Englische Nation ihrem Heinrich den achten leisteten, suchen anzugeben; denn die Regierung dieses Königs ist weit unordentlicher als vieler andern, die vor ihm gewesen, und die dennoch die Gunst dieses Volkes nicht so wie dieser, haben erlangen können. Dieser Herr war verschwenderisch; denn der ungemeine grosse Schatz den ihm sein Vater hinterließ, verlohr sich durch seine Verschenkungen und unnützen Ausgaben in kurzer Zeit; der Reichthum der ihm durch Abschaffung der Klöster zufiel, verschwand ebenfalls gar bald. Seine strenge Regierung lief öfters bis auf Tyranney hinaus. Gegen die größten Männer im Reiche verhielt er sich als ein Lehrmeister gegen seine Schüler. Zwey Königinnen ließ er hinrichten. Von zween andern ließ er sich ohne Ursache scheiden; und die fünfte stand ungeachtet aller ihrer Gefälligkeit und Klugheit in Gefahr, daß sie eben ein solches Schicksal vor sich hätte.

Er unterstand sich in der Religion alles umzuwerfen; schrieb nach eigenem Gutdünken Glaubensartickel nieder, dazu sich alle verbündlich machen

muß-

mußten, sie zu glauben. Mit denenjenigen, die dieses nicht annehmen wollten, wanderte man zum Scheiterhaufen. Eine einzige von diesen Thaten würde unter den vorigen Königen das ganze Volk aufgebracht haben; diesem Könige aber übergab sich alles geduldig, was er auch vornehmen mochte: — Ja, die Gefälligkeit und der Gehorsam des Parlements gieng so weit, daß es im Jahre 1540. den öffentlichen Befehl ausgehen ließ: **man sollte alles glauben, was der König für gut befinde in Glaubenssachen anzuordnen.** Er veränderte den Succeßionsorden in der Regierung bald auf eine, bald auf die andere Art. So verkehrt auch eine Anordnung war, und selbst den Grundgesetzen des Reichs zu wider lief, so erhielt sie dennoch nicht allein ihren Beyfall; sie ward so gar gelobet.

Man sollte glauben, die Nation wäre verwandelt worden, denn es war von ihrem vorigen kecken Wesen nicht die geringste Spur wahrzunehmen. Dieser König hatte bey alle den Fehlern dennoch gewisse Eigenschafften, welche die Engeländer dergestalt einnahmen, daß sie in allen den Dingen, die ihnen bey den andern Kriegen mißfielen, gut hiessen. Ob er gleich bey aller Gelegenheit zu verstehen gab, daß er nicht wollte gehofmeistert seyn, so gab er doch zugleich jederzeit zu erkennen: daß er seine Unterthanen liebte; sie glaubten dieses um desto mehr, da sie wußten, daß er seine Meynungen offenherzig herausjagte und sich nicht verstellen konnte. Gegen dem Parlemente ließ er beständig sein

Zu-

Zutrauen blicken; er trug demselben nicht allein seine Regierungsangelegenheiten vor, sondern auch seine Hausumstände. Die Wirkung davon war, daß sie sich ihm in allen, auch so gar in unbilligen Dingen gefällig erwiesen. Verlangte er Subsidien, die er seiner wenigen Sparsamkeit halber oft nöthig hatte, so gab er, anstatt daß er öffentlich darum hätte anhalten sollen, unter der Hand seine Dürftigkeit zu verstehen, worauf das Parlement ihm mehr als er nöthig hatte, verwilligte. Die unumschränkte Macht, die er in allen Dingen ausübte, wurde doch jederzeit mit so vieler Aufrichtigkeit begleitet, daß die Unterthanen vielmehr angereizt wurden die königlichen Regalien mehr zu erweitern als einzuschräncken. Man kann sagen, daß die Herren des Parlements vielmehr für seine Hausbediente als für Abgeordnete des Volks anzusehen gewesen sind. Was er sagte, nahm man an als ein Orackel; weil einige aus Furcht, andere aus Liebe sich ihm nicht widersetzen wollten.

Er richtete also mehr durch seine Offenherzigkeit aus, als die geschicktesten Regenten mit aller ihrer Regierungskunst nicht haben thun können. Diese Aufrichtigkeit hat ihn oft den Namen eines wunderbahren aber zugleich auch eines offenherzigen und ehrlichen Regenten erworben. Ich bin ꝛc.

Der drey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Man zählet unter die tugendhaftesten der Römer auch den Marcus Junius Brutus, der des Cäsars Mörder war.

Wenn die Römer gefragt wurden: wie dieser Mann als ein Exempel der Tugend könnte angesehen werden, da er doch seinen Wohlthäter umgebracht hätte; so gaben sie darauf zur Antwort: es wäre jederzeit ein Verdienst einen Tyrannen umzubringen: man bediente sich dabey das griechische Axioma: ὀυδεν πισον ἐςι προς τύραννυς ὀὸ ἐνορκον, welches so viel heißt; man wird so gar durch keinen Eidschwur zu der Treue eines Tyrannen verpflichtet. Es kommen bey dieser Betrachtung zwey Fragen vor. a) Ob der Cäsar ein Tyrann gewesen. b) Ob die Treu, die man einem Tyrannen leistet an sich als nichtig könne erkläret werden. Die erste Frage hat unter den Gelehrten viele Streitigkeiten erregt; die letzte aber verwerfen insonderheit alle kluge Sittenlehrer, ja selbst die Heiden. So daß nur die so genannte Stadthalter Christi sich allein berechtiget halten, die Zusagen nicht zu halten, die sie beschworen haben, nach dem bekannten Ausspruch; man müsse keinem Ketzer Glauben halten.

Was den Marcus Junius Brutus zu schlechter Ehre gereicht, ist dieses, daß Cäsar nicht allein sein Wohlthäter gewesen, sondern ihn auch vor allen Römern am meisten geliebet hat. Einige wollen, daß er ein Mann gewesen sey, den Rom in den damaligen schlüpfrigen Umständen nicht habe entbehren können. Seneca sagt: er wäre also mit dem Staate verknüpft gewesen, daß man das eine nicht ohne des andern Untergang hätte trennen können. *) Man hat deshalb Mühe ihn als einen tugendhaften Mann, aus der verübten That an den Cäsar, andern zum Beyspiele zu setzen. Am allerwenigsten kann man der Klage Beyfall geben, in die er kurz vor seinem Ende wider die Tugend ausbrach:

„Unglückseelige Tugend! wie sehr bin ich nicht
„in deinem Dienste betrogen worden? Ich
„glaubte an dir ein wahres Wesen getroffen
„zu haben, allein, ich merke wohl, daß ich nur
„einem Schatten gedienet habe.“ **)

Denn man kann eben nicht sagen, daß er in dem Dienste der Tugend sich befunden habe, als er den Cäsar ermordet hat. Es ist also diese Mordthat ein Schandfleck der niemals ausgetilget werden kann.

Läßt

*) *Olim ita se induit Reipublicae Brutus ut seduci alterum non possit, sine utriusque pernicie; nam ut illi viribus opus, ita & huic caput.*

**) Ἐγω δε σε ὡς ἐργον ἠσκων, συ δε ἐδουλευες τυκη.

Läßt man dieses übrigens an gehörigem Orte gestellt seyn, so kann man sagen, daß seine Rede nicht so gar unrichtig gewesen sey. Denn man weiß es aus der Erfahrung, daß die Tugend und der Wohlstand sich nur selten vereinigen: denn da die mehresten Menschen gottlos sind, so macht ein unsträflicher Wandel Feinde.

Die Ausübung der Tugend muß demnach bey allen das Gewissen zum Bewegungsgrunde haben, und bey Christen die Hofnung und Belohnung im zukünftigen Leben. Ich bin ꝛc.

Der vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner Heldinnengeschichte angezeiget, daß eine gar zu große Redlichkeit Gefahr laufe, den Namen der Tugend zu verlieren, und daß die Beständigkeit ohne Verstand und Beurtheilung eine Hartnäckigkeit könne genennet werden. Aus dieses Absicht habe ich angemerkt, daß das harte Verfahren des Herodes und des Tiberius gegen die Mariane und Agrippina eine Grausamkeit sey. Denn es gehört zwar eine philosophische Kaltsinnigkeit dazu, so steif auf seinem Sinne zu beharren, als iese Prinzessinn von sich blicken ließ; ich kann aber die That nicht entschuldi-

gen, zumal gegen wehrlose Personen. Es ist bekannt, daß die meisten Virtuosen eigensinnig sind und viele großmüthige Prinzen übersehen deshalb ihre Fehler. Ja, es giebt Leute, die sich an ihren Capriſen lieber belustigen, als daß sie über sie zürnen sollten. Horaz erzählt von dem alten Sänger Tigellio, daß weder der Kayser noch die Kayserinn noch der ganze Hof ihn hätten zum singen bewegen können, wenn er selbst nicht Lust gehabt hätte. Wenn ihn aber niemand bat, so sang er so lange, daß man Mühe hatte ihn durch viele Reden zum Stillschweigen zu bringen.

- - Si collibuisset, ab ouo
usque ad mala citaret.

Der Persische König Schach Abbas I. einer der gewaltigsten Beherrscher, die das Persische Reich jemals gehabt hat, vermochte nicht mit aller seiner Hoheit einen Gärtner zu einer Gefälligkeit zu bringen. Denn befahl der Monarch ihn etwas, das er besser in seiner Profeßion zu verstehen glaubte, so verrichtete er ungeachtet des Königs ernsthaftesten Befehl, doch alles nach seinem Kopf. Die Geschichte meldet: Abbas habe an ihm eine Aufrichtigkeit und Geschicklichkeit bemerket, und daher seinen Eigensinn ertragen, den er nur aus selbiger Ursache verlachte.

Bey meinem Aufenthalte in Paris war ein Organist mit Namen Marchand, der sich in solches Ansehen gesetzt hatte, als einer der größten Meister in Europa. Diesen Mann hatte man einmal vor

den

den Kopf gestossen; daher konnte ihn niemand mehr dazu bewegen, daß er in des Königs Kapelle nachher gespielet hätte. Des Sonntags ließ er sich in der Franziscanerkirche hören, wo ich ihn selbst auch gehört habe.

Ein Regent kann zwar ungetadelt dergleichen Eigensinn mit einer Züchtigung ansehen; er verdienet aber auch Ruhm, wenn er ihn übersieht, zumal bey Personen, die gute, geschickte und vernünftige Unterthanen sind. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der
fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Du schreibest, daß du in der Gesellschaft des B. gewesen seyst, der nur zwey Stunden von gelehrten Sachen gesprochen habe, und sich um das Ansehen eines gelehrten Mannes beworben.

Ich habe nicht die Ehre den Mann zu kennen, und kann also seinen Verstand und Gelehrsamkeit nicht beurtheilen. Ich nehme mir nur die Freyheit zu sagen, daß er nicht die Eigenschaft eines großen Mannes habe; ich hätte mir von ihm einen höhern Begrif gemacht, wenn er in den zwo Stunden anderer Reden zugehört hätte. Ich könnte dieß durch unzählige Beyspiele großer Männer dar-

thun, die in der Gesellschaft das wenigste gerebet; es giebts die Erfahrung, daß Halbgelehrte sich bey aller Gelegenheit bemühen zu reden. Die Ursache von beyden dürfen diese seyn: Diejenigen, die wissen, daß niemand ihre Einsicht und Gelehrsamkeit in Zweifel zieht, die haben nicht nöthig sich selbst zu loben. Denn sich in Gesellschaften den Ruhm der Gelehrsamkeit erstreben wollen, ist eben so viel, als sich selbst rühmen. Derjenige der in Gesellschaften ein Begierde blicken lässet, das Wort zu führen, giebt dadurch zu verstehen, daß er die Gesellschaft, die etwa anders denket, von seiner Gelehrsamkeit überführen wolle. Es verhält sich in diesem Stücke eben so, wie mit den Krämern. Diejenigen unter ihnen, die den Ruhm haben, daß sie gute Waaren führen, lassen mehrentheils vor ihren Läden die Leute, ohne sie anzuschreien, vorbey gehen: andere hingegen, die schlechte Waaren führen, winken alle Vorbeygehende zu, und bemühen sich durch prächtige Schilder und Ueberschriften ihren Laden das Ansehen zu geben, das er doch nicht verdienet. Denn eine Sache, die sich selbst nicht rühmen kann, hat es nöthig, daß sie gerühmet werde. Das ist die Ursache, weswegen schlechte Schriften prächtige Titel haben.

Wenn jemand, ohne daß ihm Anlaß dazu gegeben wird, in einer Gesellschaft auftritt das Wort zu führen, der kömt mir vor, als wollte er sagen: Meine Herren, ich bin ein gelehrter Mañ: ich schlüße daher gleich, er müße eben nicht so gelehrt seyn, oder er müsse bey andern nicht dafür gehalten werden. Ich kenne

viele

viele Halbgelehrte die solche Redner sind, als Grundgelehrte die verschwiegen sind. Niemand läßt seinen Gesang öfters hören, als derjenige der eine schlechte Stimme hat, und niemand schweiget weniger als derjenige, der nur ein schlechter Redner ist. Wer wenig Schätze hat, bemüht sich seinen Vorrath beständig vorzuzeigen. Wenn mein Schuldner mit einem Eide seine Ehrlichkeit bekräftigen will, so sage ich ihm das Capital auf — — Und wer mit seinem Wohlstande und Credit prahlet, von dem glaube ich, daß er auf dem Sprunge steht, ein Banqverot zu machen. Das wenige Reden scheint gleichsam gesetzten Männern angebohren zu seyn. Sie reden nur wenig aber mit Bedacht, nach derer Beyspiel, welche viele Bedienungen zugleich vorzustehen verbitten, weil sie die Wichtigkeit und Last eines jeden vorher untersuchen, anstatt daß Unerfahrne sich alles willig auf den Hals laden. Zu geschweigen, daß man im Umgange mit andern durch Stillschweigen am meisten lernen, und an Erkenntniß zunehmen kann. Die Wissenschaften werden nicht durch den Mund, sondern durch hören und sehen erlernet. Wer oft redet, sagt nur was er weiß; wer aber andern gelassen zuhöret, lernet vielmal, was er nicht wußte. Da diesem so ist, so mußt du mit deinem Urtheile über diesen Mann etwas an dich halten, und vorher zwey Sätze erwägen: a) daß ein stetiger Parleur selten eine gründliche Gelehrsamkeit erreichet b) daß diejenigen mehrentheils sich am meisten hören lassen, welche die wenigste Fähigkeit haben, gründliche Reden zu führen. Ein

Epigramma in meinen herausgegebenen Sammlungen lautet also:

Te non posse loqui doleo, doleoque, tacere
Quod nequeas, cum possis, Anyte, loqui.

Es thut mir leid, heißet es, daß du nicht reden kannst; ich beklage aber auch daß du nicht zu schweigen vermagst, wenn du reden kannst. Ich bin ꝛc.

Der sechs und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie sprechen, es wundere ihnen, daß ein sehr vornehmer Student als P. S. ist, mit einem Glöcknerdienst vorlieb nehmen will; darüber ich mich aber gar nicht wundere; denn da in diesem Dienste reiche Einkünfte zu heben sind, so wird die Person dadurch noch vornehmer. Was ich am meisten dagegen einzuwenden habe, ist, daß eine solche junge und geschickte Person, die zu großen und wichtigen Verrichtungen könnte gebraucht werden, sich um ein Amt beworben hat, darinnen keine wichtige Verrichtungen vorkommen. Es ist sehr gut, daß im Lande Bedienungen sind, die ihren Mann ernähren können und doch zugleich so leicht und gemächlich sind, daß denselben ein jeder, wer es auch

sey,

sey, vorstehen könne. Es wäre aber zu wünschen, daß sie den alten Männern zu theil würden, die bey einem hohen Alter der Ruhe nöthig haben, und welchen ihre Jahre zu wichtigen Dingen ungeschickt gemacht haben. Es könnte also eine Glöcknerbedienung, ein Lectorat und andere, als Gnadengelder angesehen werden, durch welche alte Leute, die in Schulen und anderwärts ihre Kräfte zugesetzt haben, belohnet würden. Wenn aber junge und zu wichtigern Dingen aufgelegte Leute nur selbige erlangen; so sind sie schädlich, und wäre zu wünschen, daß sie abgeschaft würden, es sey denn, daß man sie an solche Personen vergäbe, die dem Studiren ergeben wären, die dadurch Zeit und Gelegenheit erhielten, die Welt mit nützlichen Schriften zu zieren; wie in gewissen cathol. Clöstern geschiehet, in welchen die Mönche, insonderheit die Jesuiten sich solcher Gelegenheit und gemächlichen Orden bedienen, damit sie sich auf die Wissenschaften legen und Bücher schreiben können. Nehme man dieses bey der Vergebung der Dienste in acht, so würden auch so gar die geringsten nützlich werden. Sie sehen also, mein Herr, daß ich dem Suchen dieser Person, worüber sie sich wundern, meinen Beyfall gebe; allein aus andern Ursachen. Sie sagen, daß das Amt für diese Person zu schlecht sey, ich aber meyne, daß es noch zu gut sey, wenn die Person nach dem Beyspiel anderer sich der Gemächlichkeit und dem Müßiggange ergeben sollte, dadurch das Pfund verberge, welches ihn Gott verliehen: zugleich auch betagten und schwachen Männern das Brod nehme, die es

vergleichen Bedienungen am meisten bedürfen. Ich bin ꝛc.

Der sieben und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Viele glauben, daß meine Geschichte von Dänemark unpartheiisch geschrieben sey. Ich unterstehe mich solches nicht selbst zu sagen — — dieß aber darf ich frey bekennen, daß sie weniger partheiisch abgefaßt sey, als eine von allen übrigen Nordischen Geschichten. Man darf nur alle Chroniken, insbesondere die unsrige untersuchen, und sie mit der meinigen vergleichen, so wird man davon überzeuget werden. Diejenigen Geschichtschreiber, die vor der Einführung der Suverainität hieselbst geschrieben haben, sind vielmehr Apologeten von dem Adel. Und die, welche nachher ihre Geschichten aufgesetzt, haben das Ansehen, als hätten sie mehr Lobeserhebungen der Könige verfassen wollen, als aufrichtige Geschichtschreiber seyn. Wer also eine solche Arbeit übernehmen will, kann in einer und derselben Meynung mit und dagegen schreiben, und seine Geschichte auf die Zeugnisse der vorgegangenen beziehen. Daher geschahe es, daß ein gewisser Autor unserer Zeit, als man es ihm verdachte, daß er von dem König Christian II. einen

gar

gar zu häßlichen Abriß gemacht hatte, sich besann und ihm einen Lobgesang verfertigte. Man hatte schon lange sehr viel von dem Leben des Königs Christian II. gemacht, das Kragius verfertigt hat, und wunderte sich darüber, warum man so lange verzöge, die Arbeit eines solchen Mannes bekannt zu machen, die doch andern Geschichtschreibern als ein Muster verdiente bekannt gemacht zu werden.

Als sie aber ans Licht trat, sahe man nur ein übermäßiges Lobgedicht auf diesen König und nichts historisches dran als nur die Schreibart. Dieser König besaß nebst den glänzenden Tugenden auch einige Fehler, die ich in meiner Geschichte mit angemerkt habe. Eben dieß hat man auch wahrgenommen in den Lebensbeschreibungen anderer Könige. Diesem allen ungeachtet kann ich mich nicht unter die wenigen Geschichtschreiber mit zählen, die durch ihre unpartheiische Feder sich einen allgemeinen Beyfall erworben haben. Ich sage, einen allgemeinen Beyfall; denn es haben sehr wenige sich denselben erwerben können. Es hält über die Massen schwer, eine ganz unpartheiische Geschichte zu verfertigen und noch weit schwerer den Namen dadurch zu erhalten. Die Schwierigkeiten bestehen in diesen: wie sehr ein Geschichtschreiber sich bestrebet eine unpartheiische Feder zu führen, und so leicht auch solches zu seyn scheint; so bemerket man dennoch, daß wenige ihrem Versprechen in der Vorrede, haben Genüge gethan. Alle versprechen

nur die reine Wahrheit vor Augen zu haben. Man kann auch glauben, daß sie alle den Vorsatz gefaßt haben: bey allen den guten Willen und Vertrauen zu sich selbst aber, bemerket man dennoch, daß sie den Versuchungen, die sie betroffen haben, nicht haben die Spitze bieten können. Auf der einen Seite stellet sich die Liebe zum Vaterlande unsern Augen vor; und der Haß gegen gewisse Personen verblendet den Schrifftsteller so, daß er mit sehenden Augen blind ist. Bey andern wircken entweder die Hofnung zu einer Belohnung oder die Furcht gegen die Verfolgung. Und wenn diese Versuchungen gleich sich nicht einstellen, so lehrt es die Erfahrung daß immer etwas sey, daß den mehresten Menschen angenehm oder unangenehm, ohne daß sie dazu andere Ursachen angeben könnten, als ihre Gemüthsbeschaffenheit (Temperament).

Denn siehet man zwey Personen mit einander ringen oder spielen, so trifts sich mehrentheils, daß wir den einen mehr wohl wollen als den andern, ohne daß wir die Ursache davon wissen. Obgleich diese beyde Steine des Anstosses einen Geschichtschreiber zum straucheln Gelegenheit geben; so siehet man doch daß einige diesem entgangen sind. Gesetzt aber, daß selbige den Namen aufrichtiger und unpartheiischer Geschichtschreiber durch dergleichen heldenmäßige Eigenschaft sich verdient haben; so haben sie dieses Lob doch bey ihren Lesern nicht erhalten können. Denn die Leser sind bey ihrer Beurtheilung nicht weniger den Versuchungen unterworfen, als die Schriftsteller selbst bey ihren

Auf-

Aufsatze. Finden die Leser eine Person gerühmt, die sie hassen, so heißt es der Autor hat geheuchelt; hat er wie sich gehört getadelt, so heißt es Bosheit, Verleumdung hat die Feder geführt. Der grosse Geschichtschreiber Sallustius hat dieses erfahren, und giebt solches in folgenden zu verstehen: Arduum est res gestas scribere; quia plerique quae delicta deprehenderis, maleuolentia & inuidia dicta putant: vbi de magna virtute atque gloria bonorum memores, quae sibi quisque facilia factu putat, aequo animo accipit: supra, veluti ficta pro falsis ducit. Daher sieht man, daß die aufrichtigsten Geschichten am meisten angegriffen werden.

Dieses und jenes kann mit vielen Beyspielen erwiesen werden. Wie schwer es einem Schriftsteller falle, erwehnte Versuchungen zu widerstehen, kann an dreyen grossen Geschichtschreibern deutlich gesehen werden. Diese Männer schrieben zu einer Zeit und auch von einer Sache. Sie sind Buchanan, Melvil und Camden, die alle das Leben der unglücklichen Königinn in Schottland Maria, ohne die geringste Uebereinstimmung mit einander herausgegeben haben. Buchanan der ein Feind von dieser Königinn, und ihren grossen Gegner den Grafen von Murray zugethan war, beschrieb diese Königinn mit häßlichen Farben. Melvil war ein Liebhaber der Wahrheit; doch erlaubte die Liebe, welche er gegen diese Königinn hatte nicht allemal die Sache mit dem rechten Namen zu benennen; denn man bemerkt, daß er vieles von dieser Königinn mit Stillschweigen übergeht, und

auch

auch vieles mit andern Farben überstreicht. Er kommt zwar in vielen Hauptdingen mit dem Buchanan überein; man siehet aber doch, daß er viele Fehler so viel als möglich übergeht. Camden der zu der Zeit schrieb, als ihr Sohn Jacobus der erste über England und Schottland König war, unterstand sich nichts mit einfliessen zu lassen, das zur Verkleinerung der Mutter dienen könnte. Will man seine mit des Buchanans Schrift vergleichen, so scheint es als hätten sie von zwey unterschiedenen Personen geschrieben.

Was den andern Satz betrift, daß es noch schwerer halte, für einen unpartheiischen Striftsteller angesehen zu werden, als es in der That sey, erweisen des Grotii, Thuani und anderer Beyspiele. Grotius der nur der Wahrheit folgte, und weder in geistlichen noch weltlichen Sachen partheiisch war, konnte doch niemanden nach Gefallen schreiben, sondern man beschuldigte ihm bald, daß er es mit den Papisten hielte, bald wieder, daß er den Socinianern schmäuchelte. Der aufrichtige Thuan hat eine gleiche Censur ausgestanden, weil man aus seiner Geschichte nicht wissen kann, aus welchem Lande er entsprossen, noch welchen Glauben er zugethan gewesen. Rapin hat die englische Geschichte mit grosser Aufrichtigkeit und ungemeiner Ueberlegung abgefasset; dennoch ist er nicht unangetastet geblieben, so wohl von den Wighs als den Torys, besonders von den letzten. Wenn also dergleichen Geschichtschreiber harte Criticken nicht haben entgehen können, so ist zu schlüssen, daß es

nicht leicht sey, ein unpartheiischer Geschichtschreiber zu seyn; unmöglich aber einen allgemeinen Beyfall sich dadurch zu erwerben. Ich bin ꝛc.

Der acht und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey unterschiedlichen Stellen in meinen Schriften angemerckt, daß wenn man die Lehre so wohl von der Seele der Menschen als der Thiere zu ergründen sich bemühen wollte, man sich in einen Labyrinth einließe, daraus man sich nicht helfen könne, weil bisher noch kein System zu finden ist, das nicht vielen und grossen Einwürfen unterworfen gewesen ist. Epicurus und seine Schüler haben geglaubt, es bestehe alles aus Cörpern; indem nach ihrer Meynung nichts kann begriffen werden, das keine Ausdehnung hat, und sey also alles das, was man Leben und Seele nennet, nichts als organisirte Körper, die aus seinen Theilen und Atomen gesetzt, und den Ursprung aller Bewegung in sich enthielten.

Andere aber sagen, daß da aus nichts nichts entstehen könne, und leblose Partickeln, so künstlich sie auch zusammen gefüget werden, dennoch kein Leben haben könnten, und auf solche Weise des Epicurus Lehrgebäude verworfen, haben des Demo-

critus Lehre erneuert, und der Materie oder den Particheln ein Leben zugeeignet. Diese letzte Meynung, die auch sehr wenig wahrscheinlich ist, ist ebenfalls nachher verworfen; indem man an der Seele des Menschen nicht nur ein Leben bemerket, sondern auch Verstand und Witz, welche den Particheln nicht können zugeschrieben werden. Einige haben aus diesem Grunde, der subtilen Materie nicht allein ein Leben, sondern auch Verstand und den Namen gegeben, die allgemeine Seele der Welt, die sich in alle Körper ziehe, und die Wirkungen an sich habe, die unsere Seele hat. Andere haben die Schwierigkeiten eingesehen, die aus diesem Satze folgen und für ungereimt gehalten, der Materie Vernunft beyzulegen und daher diese materielle Systemata gänzlich verworfen, und an dessen Stelle ein allgemeines geistiges Wesen gesetzt, das alles erfüllet, und dieß zu einen Gott gemacht; und also bestünden die menschlichen Seelen aus göttlichen Particheln. Da aber diese Lehre den Schöpfer mit den Geschöpfen confundiret, so entsteht daraus diese grausame Folge, daß alle Mißhandlungen der Menschen Gott zugeschrieben werden; daher ist dieser nach Verdiensten gleichfalls nicht unangefochten blieben.

Es scheint, daß Cardanus in dem sechzehnten Jahrhundert, oder vielmehr der Arabische Weltweise Averroes diese Lehre weniger gefährlich zu machen gesuchet, und daran gekünstelt habe. Er setzt ein vernünftiges Wesen, das den Erdboden um-

giebt

giebt *) und den man den Namen allgemeine Weltseele geben könne. Dieses vernünftige Wesen, sagt er, dringt sich in die Menschen und begabet sie mit Verstand. Es nähert sich auch den Thieren, in welchen doch die Ungleichheit der materiellen Theile verhindern, daß bey ihnen nicht selbige Wirkungen entstehen; bestrahlet also nur diese von aussen; jene aber von innen.

Durch diese Seele der Welt scheinet es, er habe geglaubt, das Geheimniß begreiflich zu machen, und den Unterscheid zu zeigen zwischen den Seelen vernünftiger Menschen und dem Leben der Thiere. Ingleichen deren Einwürfe zuvor zu kommen, die ein allgemeines vernünftiges Wesen glauben, das nur Gott allein seyn kann; wodurch der Schöpfer von seinen Geschöpfen nicht unterschieden wird.

Hier muß es also heißen, daß die Seele des Erdkreises ein unterschiedenes Wesen von Gott sey, der sie auf selbige Art hat werden lassen, als die Orthodoxen sagen, daß jeder Mensch eine Seele habe, welche in der Art von der Seele eines andern Menschen unterschieden sey. Aus dieser Lehre aber folgt, daß da die Körper der Thiere, die so geordnet und von selbiger Einrichtung als die Körper der Menschen sind, so könnten sie auch mit ebenmäßigen Verstand begabet werden; indem beyderley Seelen dieselbigen sind, nur allein dieselbige Wirkungen nicht haben können, aus der Ursache, weil die Ungleich-

heit

*) Intelligentiam in regionibus sublunaribus.

heit der Körper es hindern. Die Folgen waren überdem diese: daß indem die Menschen eine gemeinschaftliche Seele haben, so können böse und gute Zuneigungen keinen Menschen insbesondere zugeschrieben werden. Denn in solchem Falle wäre kein Indiuiduum, oder ein Mensch, der Tugenden und Laster ausübet, sondern es wäre solches der ganzen Erde beyzumessen. Kurz: Menschen werden zu Triebwesen gemacht, und von der Seele eines jeden könnte geglaubet werden, daß sie bey der Trennung von dem Leibe vergehe, indem sie sich nach dem Tode wieder vereinige mit der allgemeinen Seele der Erden und fernerhin kein besondres Wesen verbleibe. Wenn man demnach den Schwierigkeiten entgegen sieht, die aus den Sätzen entstehen, so ists am besten ein non plus vltra anzunehmen, und nur allein an das geoffenbarte Wort sich zu halten, welches lehrt, daß die Seele ein Wesen für sich sey, und unsterblich, ohne sich dabey den Kopf zu zerbrechen, wie solches zugehe. Ich bin ꝛc.

Der neun und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Es bezeugen Spanische Geschichtschreiber, daß Alfonsus der zehnte sich unterstanden, ha-

be,

be, den Schöpfer zu meistern, in den Worten: wenn ihn Gott zu Rathe gezogen hätte, so sollte die Welt eine bessere Gestalt erhalten haben. Es ist nicht ausgemacht, ob der König im Ernste die Worte gesprochen habe: ist es geschehen, so kann man ihn von der Beschuldigung, daß er Gott gelästert habe, nicht frey sprechen. Es ist zu glauben, daß, wenn er ja diese Worte geredet hat, er vielmehr des Ptolomäus sein System als die Werke Gottes, habe meistern wollen, und mag seine Meynung also diese gewesen seyn: daß wofern die Welt also von Gott ist gebildet worden, wie sie Ptolomäus und andere alte Sternseher beschrieben; so könnte vieles daran auszusetzen seyn. Diese Leute gaben vor, daß sich der ganze Bau des Himmels in vier und zwanzig Stunden um den Erdkreiß drehe. Man legte den Planeten die Eigenschaft bey, daß sie bald vorwärts, bald zurück giengen, und bald wieder stille stünden. Zu der Erklärung dieses, wurden die so genannten Epicycli angenommen. Mit einem Worte, alles wurde so verwirrt beschrieben, daß ein so großer Astronomus nöthig hatte zu wünschen, daß er eine bessere Ordnung gewählet hätte, und folglich gerieth er auf die Gedanken, daß eine so verwirrte Schöpfung einem weisen Baumeister unanständig sey. Sollte Alfonsus des Copernici Lehrgebäude gesehen haben; so würde er ganz anders geurtheilet haben; ja, er würde vielmehr eine Weißheit und kluge Ordnung bewundert haben. Es scheint unbegreiflich zu seyn, daß ein so großer Mann als der Tycho Brahe war, so

lange Bedenken trug, ob er des Copernici System annehmen sollte, da es doch so leicht zu fassen ist. Es ist zu glauben, er habe die nordische Geistlichkeit nicht vor den Kopf stoßen wollen, welche die Umdrehung des Erdkreißes als eine Ketzerey ansah. Daher erdachte er sein künstliches Werk um ein Mittel zwischen des Ptolomäi und des Copernici zu finden; denn man bemerkt in seinem Werke eine Furcht, daß es heißen möchte, er habe das gesehen, was er nicht sehen durfte. Ueberleget man dieß, so sieht man die Ursache davon ein; denn es giebt ein jeder zu, daß in der Wissenschaft von dem Himmelslaufe, niemand den Tycho übertroffen hat. Das Lehrgebäude des Copernicus hat einen größern Grund, welches aber weiter nichts zu erkennen giebt; als daß er ein gescheuterer Sternkundiger gewesen sey, als der Ptolomäus. Ich bin ꝛc.

Der dreyßigste Brief.

Mein Herr,

In meiner Beschreibung der unterirrdischen Welt habe ich angeführt, daß in dem Fürstenthume Potu eine jede Mutter bis auf die vornehmste Dame, ihren Kindern selbst die Brust gebe. Ich habe auch die stärksten Gründe dieses Gebrauchs mit angezeigt. Ein Weltweiser bey dem

dem Gellius, läßt sich in dieser Sache sehr sinnreich aus, also: „es ist etwas seltsames die Brust dem Kin„de zu versagen, das doch die Mutter vorher mit „ihren eigenen Blute unterhalten hat. Sollte „wohl die Natur den Weibern die fruchtbaren Brü„ste nur des Schmuckes wegen verliehen haben? „Man sagt zwar, es sey nichts daran gelegen, wel„che Milch dem Kinde die Nahrung gäbe; man „weiß aber, daß die mütterliche Milch den Kin„dern die Liebe einfließe, und die Erfahruug bestä„tigt es, daß die Kinder ihre Ammen mehr nachar„ten als den leiblichen Müttern. — Nichts ist dem„nach der Natur weniger gemäß, als den Kindern „diejenige Nahrung nicht zu reichen, wozu die Na„tur doch den Müttern die Brüste verliehen; — — „und nichts mehr zu tadeln, als die Kinder bey „der Milch einer fremden Weibsperson erziehen „zu lassen". Man sieht aber, daß dieß in den mehresten Ländern geschiehet. Und in Frankreich gehet man darinnen so weit, daß man an einigen Orten die Kinder, gleich nach der Geburt, hinaus aufs Land schickt, da sie dort von fremden Weibesbildern in die Höhe gebracht werden. Dieß Verfahren hat auch Gelegenheit gegeben, daß zuweilen die Kinder sind verwechselt worden. Dergleichen Unheil gab mir zu dem Schauspiel unter dem Titel: **Pernilles Korte Froiken Stand,** Anlaß. Die englische Damen haben hierinnen sich nicht mit dem Strome fortreißen lassen: denn die meisten unter ihnen reichen ihren Kindern selbst die Brust. Keine hat dieses genauer in acht genom-

men, als die Königin Blanca, Ludewigs des heiligen Mutter. Sie wollte es durchaus nicht zulassen, daß ihr Kind eine fremde Brust berühren sollte. Als sie einsmals vom Fieber hart angegriffen ward, und solches lange anhielt, daß das Kind anfieng zu weinen, gab eine vornehme Dame selbigen ihre Brust; als sie dieß nach überstandenem Fieber erfuhr. so ward sie auf diese Dame sehr aufgebracht, und setzte dem Kinde den Finger in den Mund, damit es die fremde Milch wieder von sich geben mußte.

Man muß gestehen, daß sie hierinnen zu weit gegangen. Man hat es aber aus der Geschichte, daß Niemand gegen seine Mutter eine größere Liebe gehabt, als eben dieser König Ludewig. Seine unaufhörliche Gefälligkeit gegen ihr war so groß, daß man fast kein gleiches Exempel vorzeigen kann. Ich bin ꝛc.

Der ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen Schriften angemerkt; daß in Europa die Schauspiele eine Zeitlang aufgehört haben. Die Römer haben dieselben lange nach des Plautus und Terentius Zeiten beybehalten; denn es wird nach der berühmten

Acteurs

Acteurs gedacht, die zu Augustus Zeiten gewesen sind; und die Geschichte bezeugts, daß man zu des Kaisers Juliani Zeiten mit den Christen auf den Schaubühnen Scherz getrieben habe. Ich kann es eben nicht gewiß bestimmen, wie lange man dieselben bey den Griechen und Römern beybehalten hat, noch sagen, ob man nach des Terentius Zeiten noch gute Schauspiele ans Licht gestellet habe; denn wir haben von diesen lateinischen Schauspieldichtern keine mehr übrig, als den Plautus und Terentius. Es ist zu glauben, daß mit dem Untergange des Heidenthums, und den allgemeinen Anwachse des Christenthums dieselben allgemach sind verlohren gegangen. Nach einer langen Zeit, hat man an gewissen Orten in Europa geistliche Schauspiele eingeführt. Man glaubt, daß die Walfarten ins gelobte Land dazu Anlaß gegeben haben. Menestrier erwähnet diese Schauspiele in seinen representations en musique ancienne et moderne auf folgende weise; „es ist andem, daß die Walfarten „andächtige Spectackel aufgebracht haben. Diese „Leute, die aus dem heiligen Lande und Jerusalem „kamen, von St. Jago de Compostella und „andern heil. Oertern, machten auf ihren Reisen geist„liche Gesänge, in welchen selbige die Geschichte „von dem Leben und Tode Christi und vom jüngsten „Gerichte mit aufführten. Sie machten ferner „Lobgesänge von den Wunderthaten der Heiligen „und von gewissen Fabeln, welche das gemeine „Volk Offenbarungen nennete".

Diese Pilgrimme, die also Truppenweise ihren

„Weg fortsetzten, und die sich auf den Straßen und „öffentlichen Plätzen in den Städten, mit ihren „Heiligthümern und Bildern lagerten, mit ih„ren Mänteln dieselbigen behiengen, richteten die „Schauspiele an. Der gemeine Mann fand daran „großen Geschmack, und die Bürger in Paris, „wurden dadurch in ihrer Andacht so erweckt, daß „sie eine Summe Geld zusammen brachten, dafür „sie einen bequemen Platz zu der Aufführung der „Schauspiele und heiligen Stücke ankauften, wel„cher so wohl zum Zeitvertreibe als zur Andacht der „Zuschauer dienen sollte. Italien hatte bereits „Schaubühnen zur Aufführung solcher heiligen „Dinge; und habe ich selbst, sagt er, dergleichen „auf dem Schauplatze zu Veletri aufführen ge„sehn, welcher Ort auf den Wege nach Rom von „Neapel liegt, woselbst man vor 40 Jahren das „Leben Christi vorstellete. Diese andächtigen „Schauspiele hatten solche Wirkungen bey dem un„wissenden Pöbel, daß es dieselben als die größten „Zierrathen ansah, und sich derselben bedienten, „wenn sie Könige und Fürsten bey Besuchung ihrer „Städte in Empfang nehmen wollten. Auf solche „Weise ward die Betrachtung über dem Lazarus, „das Leiden Christi, und dergleichen bey der An„kunft unsers Königs vorgestellt. So weit der „Menestrier. Boileau mahlet dieses in zierlichen „Versen also ab:

Chez nos devots Ayeux le theatre abhorré!
Fut long tems dans la France un plaisir ignoré.
De Pelerius, dit on, une troupe grossiere

En

En public à Paris y monta la premiere.
Et ſotement zelée en ſa ſimplicité
Joua les ſaints, la Vierge et Dieu par pieté
Ce ſavoir à la fin diſſipant l'ignorance
Fit voir de ce projet la devote imprudence.
On chaſſa ſes Docteurs prechant ſans miſſion,
On vit renaître Hector, Andromaque et Ilion.

Nach der Zeit, als ſchon lange die geiſtlichen Schauſpiele auf den geiſtlichen Theatern allein geherrſchet hatten, und ſich endlich Leute fanden, ſie als ungereimt zu halten, bediente man ſich nachher der Fabeln und weltlichen Begebenheiten, die einige Zeit mit den geiſtlichen abwechſelten, bis daß die letztern an den mehreſten Oertern gänzlich aus der Gewohnheit kamen. Ich ſage, an den meiſten Oertern; die Spanier und Portugieſen finden noch daran Geſchmack; man führt noch öfters das Creuz Chriſti und die Heiligen auf; und das Volk fällt davor ſo devot auf die Knie, als in der Kirche.

In meiner Kindheit habe ich ſelbſt in Norwegen die Perſon Adams, der Eva, der heil. Dorothea und andere geiſtliche Stücke aufführen ſehen. Es können unterſchiedene Proceßionen in den Catholiſchen Ländern noch als Ueberbleibſel davon angeſehen werden. Bey Gelegenheit ſolcher Proceſſionen wird die ganze Paßionsgeſchichte, und öfters mit vieler Unanſtändigkeit vorgeſtellet. In Frankreich entſtand einsmal auf der Straße eine große Schlägerey unter den vorſtellenden Perſonen, darunter einer Chriſtum, andere Petrum und Pilatum ꝛc. vorſtelleten. Da jemand fragte:

wer der Urheber gewesen? so antwortete man: Christus hätte, ohne daß ihm Anlaß gegeben wäre, die größte Schuld an der Schlägerey. Ich unterstehe mich nicht geistliche Vorstellungen gänzlich zu verdammen, wenn man nur dabey die Anständigkeit nicht aus den Augen setzt. Da sie aber zuweilen zur Aergerniß Anlaß geben; so ist es löblich, daß sie abgeschaft sind. Ich bin ꝛc.

Der zwey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich hatte vor kurzem die Ehre ihnen meine Gedanken von der Academischen oder der Pyrrhonischen Philosophie zuschreiben. Sie waren, daß diese Secte keine Widerlegung verdiente, und daß es wider die Regeln der Anständigkeit wäre, seine Feder an ihren Lehrbegriffen zu schärfen, wenn sich nicht in unsern Zeiten unterschiedliche ansehnliche Männer bemühet hätten ihr einen Schein zu geben.

Da aber nichts so böse ist, aus dem nicht etwas gutes kommen sollte, so kann dieses den dogmatischen und Orthodoxen Gelehrten, die zu weit gehen, zu einer Demüthigung dienen; weil diese Gelehrte in eine andere Ausschweifung verfallen.

Denn

Denn gleichwie die Academici an allen zweifeln, und sprechen, daß sie nichts sehen; so sehen diese alles Haar klein und wollen andern ihre Lehrsätze mit Gewalt als unwidersprechliche Wahrheiten aufdringen, so, daß, da jene sich ihrer Sinnen selbst begeben, diese ein gar zu grosses Zutrauen in dieselben setzen. Es äußert sich auf dieser Seite ein Wanckelmuth, und auf jener eine Hoffart. Der Herr Bayle „vergleicht die letzten mit solchen, die „einen Gerichts-Handel vor Gericht bringen; die „ersten aber mit Advocaten; diese stellen die Sache „so vor, wie sie ihnen zu seyn scheint, und führen „beyder Theile Beweisgründe an, ohne mercken zu „lassen, welchen sie beystimmen. Jene aber be„mühen sich nur die Sache ihres Theils mit Eifer „zu vertheidigen, und zwar so, daß sie weder die „Knoten sehen können, noch wollen. Und da die „mehresten Kirchenlehrer von gleicher Beschaffen„heit gewesen sind; so sind auch die Berathschla„gungen und die Zusammenkünfte wegen den „Streitigkeiten in der Glaubenslehre, abzuthun, „fruchtlos gewesen. Von dieser Art waren die al„ten Weltweisen; daher schieden sie auch aus allen „Zusammenkünften mit eben den Meynungen mit „welchen sie hineingekommen“. Bis so weit der Herr Bayle. Er hat in diesem Stücke recht. Man möchte aber dennoch sagen, daß der Pyrrhonismus, als eine nöthige Seckte anzusehen sey, wenn sie nur in allen Stücken nicht zu weit gienge, und ihre sinnliche Empfindungen nicht so gar verleugnete, daß dadurch ein Sokratischer Zweifel,

als ein Kennzeichen der Demuth, eine Thorheit würde.

Die demnach ihre Sinnen verleugnen, sagen zugleich, daß sie keine Menschen sind. Ich bin ꝛc.

Der drey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen Schriften öfters zu erkennen gegeben, daß die Verfasser der Kirchen-Geschichte zu weit gehen, wenn sie von den Tugenden der heidnischen Weltweisen so gar verächtlich urtheilen, und dafür halten, daß sie alle aus den Quellen der Eitelkeit und des Hochmuths entsprungen sind. Sie vermuthen nicht, daß solche Meynungen auf sie zurück fallen können.

Viele unter den alten Heiden haben sich bemüht, vielmehr tugendhaft zu seyn, als das Ansehen zu haben. Dieß Lob hatte der Aristides bey allen Athenienſern. Socrates soll gelehrt haben, der kürzeste Weg zur Tugend sey: sich zu bemühen in der That tugendhaft zu werden *. Man könnte noch viele andere Zeugniße beybringen, die meinen Gedanken ein Gewicht gäben und bewiesen, daß die Tugend der Heiden viele aufrichtige Nachfolger gehabt

* Συντομωτατη και καλλιστη ὁδος ὁτι ἀν βουλη δοκειν ἀγαθος ειναι, τουτο και γενεσθαι ἀγαθον παρασκευαζε.

gehabt habe. Arcesilaus besuchte Ctesippum, der arm und bettlägrig war; ehe er aber den Kranken verließ; steckte er unvermerckt ein Stück Geld unter das Hauptküssen. Er liehe einsmals einem seiner Freunde ein Silbergeschirr; als der Freund ihm solches wiederbrachte, so sagt er, er hätte ihn nichts geliehen. Diogenes Laertius giebt ihm dieses Zeugniß: ευεργετησαι πραχειρος ην και λαθειν την χαριν ατυφοτατος.

Er war freygebig, wollte aber nicht, daß jemand drum wissen sollte, welches in seinen Augen nach Eitelkeit schmeckte. Hiebey will ich die Frage aufwerfen: welches von beyden beschwerlicher sey? ein wahrer tugendhafter zu seyn, oder den allgemeinen Ruf eines tugendhaften zu erhalten? Dem Ansehn nach ist es eine schlechte Frage, und ein jeder wird so wohl das letzte als das erste für beschwerlich halten; denn die Erfahrung bezeugts, daß die Großpralerey, Scheinheiligkeit und falsche Tugenden sich öfters einen großen Namen erworben haben. Wenn man aber die Frage genauer untersucht, möchte man finden, daß der Satz nicht ganz richtig sey, und daß es mit dem letztern noch schwerer halten kann. Denn zu der Erlangung der wahren Tugend ist nur nöthig sich selbst und seine Leidenschaften zu überwinden; allein den Ruf eines tugendhaften zu erhalten, und den Namen eines guten Mannes bey allen zu erwerben, erfordert einen Sieg über andere Leute Leidenschaften. Die Rede ist von einem allgemeinen Rufe, der weder durch verstellte noch wahre Tu-

genden kann erhalten werden. Nicht durch verstellte: denn die Geschichte und Erfahrung erweisen, daß mancher scheinheiliger Mensch durch verstellte Tugenden sich zwar den Ruhm des Pöbels und anderer, die das falsche von den wesendlichen nicht zu unterscheiden wissen, erworben haben: allein scharfsichtige Personen haben diese Tugenden für unächte gehalten, vermittelst deren sie sich einen Glanz zu geben gesucht haben.

Durch die Ausübung wahrer Tugenden wird dieses Ziel auch nicht erreichet: denn ein tugendhafter Mann wird öfters am meisten angeschwärzt und macht das Sprüchwort wahr: daß der Neid der Tugend folge. Denn das Lob einer Person erregt Haß bey andern. Plinius sagt: „die Menschen können es einigermaßen erdulten, daß jemand tugendhaft sey: nicht aber daß er deshalb gerühmet werde“. Denn dieses macht die Eifersucht rege, die nicht ohne Wirkung ist, welcher schwerer zu entkommen, als die Tugend selbst auszuüben. Dieß letzte stehet in unserer Macht: nicht aber das erste. Man stelle sich vor, die Ausübung der Tugend habe jemals eine übele Nachrede zu wege gebracht bey denen, die ihn beneiden und keine Einsicht haben. Giebt er sich Mühe ihnen den Irrthum zu benehmen und auf billige Gedanken zu bringen: so übernimmt er eine Arbeit, die er auszuführen kaum im Stande seyn wird: denn theils weiß er nicht, was man von ihm redet, noch kennet er alle seine Verleumder; und er richtet auch zum Theil damit nichts aus. Zu geschweigen, daß

selbst

selbst sein vorgesetzter Unterricht, das Ziel wornach er strebet, verrücket: daß er nämlich, lieber tugendhaft seyn, als dafür angesehen seyn wolle. Ein Socrates, ein Aristides, haben sich der Tugend in einem so hohen Grade beflissen, daß sie das Lob der Tugend sich erworben haben. Allein ein allgemeines Lob hat ihnen fehl geschlagen: die mächtigsten unter den Athenienſern waren nicht allein heimliche Verleumder vom Socrates, sondern so gar öffentliche Ankläger, die auch wirklich seinen Tod beförderten; und da er sich selbst überwunden, wie auch alle Laster bestritten, wurde er durch Beschuldigung aller Verbrechen von einem öffentlichen Gerichte zum Tode verdammt. Aristides mit dem Zunamen der Gerechte, mußte das Vaterland mit dem Rücken ansehen. Gehet man die alte und neue Geschichte durch, so bemerkt man viele, die der Tugend in einem hohen Grade sind ergeben gewesen, und sich selbst überwunden; allein kein einziger unter ihnen hat die Leidenschaften anderer besiegen, und die üblen Nachrichten gänzlich hindern können.

Kurz, man wird bemerken, daß zwar etliche sich den Namen eines tugendhaften zuwege gebracht haben bey einigen, von allen aber hat diesen Ruhm noch niemand erhalten können. Ich bin ꝛc.

Der vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen letzten Briefe von den Urtheilen verschiedener Christen, welche die Ausübung der Tugenden unter den alten Philosophen als Laster angesehen haben, meine Gedanken eröfnet; sie geben vor, daß sie nur aus Quellen eines eitelen Sinnes herrühren, und daß nichts, als die Lobbegierde der Zunder ihrer Heldenthaten gewesen sey, da wo die Belohnung nicht habe erziehlet werden können. Ich habe gesagt, daß dieselbe Meynungen auf sie zurück fallen können. Es mag sich ein jeder selbst prüfen, ob er ohne die geringste Absicht auf Belohnungen oder Ruhm Tugenden ausübet, nur darum, weil sie Tugenden sind; ferner ob er der Tugend wegen sich allein bemühet seine Leidenschaften im Zaum zu halten, und stets mit seiner Natur im Kriege zu seyn: Er wird bey dieser Untersuchung inne werden, daß diese Meynung falsch sey. Ferner wird man gewahr werden, daß die gemeine Reden, nur prächtige Poßen sind, wenn man sagt; man solle die Tugend lieben deswegen, weil sie die Tugend ist. Es gehöret dieses zu den schönen und nichts bedeutenden Redensarten, deren sich

vormals die Stoicker bedienten; und viele Glaubenslehrer unter den Christen führen sie in ihrem Munde, ohne sie selbst auszuüben. Die Tugend, wenn sie ohne Absicht auf diese Bewegungsgründe soll ausgeübet werden, so ist sie zu hoch und unbegreiflich. Ja, die Tugend mag mit der Gelehrsamkeit in einem Verhältnisse stehen, von der es heißt: daß alle Wissenschaften nichts seyn, woferne nicht andere darum wissen, daß du sie besitzest*. Selbst die Erschaffung der Welt und die großen Wercke Gottes, wären unbegreiflich, wenn man Gott nicht einen gewissen Zweck dabey zuschreibet, nämlich die Offenbarung seiner Herrlichkeit; mit dem Unterschiede, daß, da Gott das allerhöchste Wesen ist, so fließen dergleichen Absichten aus heiligeren und reineren Quellen, als diejenigen, welche schwachen Menschen eigen sind. Wir müssen an der Sittenlehre nicht so künsteln, daß wir an statt sie zu erheben, sie dem Spotte aussetzen. Es scheint, daß solche Sätze Gott zuwider sind, und daß Gott derer Ungrund selbst zeigt, wenn er zeitliche und ewige Wolthaten zur Vergeltung der Tugenden und der guten Werke verheisset. Es heißt ferner: lasset euer Licht leuchten vor den Menschen; er befiehlet durch Ausübung der Tugenden, andere dazu aufzumuntern. Dieses kann nicht geschehen, ohne zugleich Lob und Ruhm zu erlangen: und ist daher dieses als eine natürliche Folge des einen Satzes aus dem andern, anzusehen: woraus denn deutlich erhellet, daß obengedachter Lehrsatz sowohl unbegreiflich als ohne Grund sey. Ich bin ꝛc.

Der

* Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.

Der

fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten in ihrem letzten Briefe, daß man das, was ich von den Reisen der Landeskinder in andere Länder, geschrieben habe, nicht zum besten auslege. Ich habe keine andere Kritik vermuthen können in einem Lande, wo die Reisebegierde bey der Jugend so sehr überhand genommen hat. Wer sich also in dieß Kapitel einläßt, der muß nothwendig die jungen Herren in ihrem wichtigsten Posten angreifen, und ihnen das Messer an die Kehle setzen. Sie geben zwar ihre wichtigsten Bewegungsgründe nicht an den Tag, welche nichts als das Verlangen nach der Freyheit und Wollust zum Grunde haben: sie schreien alle, daß sie deswegen reisen wollen, damit sie sich in den Wissenschaften und Sprachen üben, und den Umgang der Gelehrten genießen können; sie nehmen dazu die Beweise aus den gedruckten Schriften, die den Nutzen der Reisen in die Fremde ungemein vergrößern.

C. K. mit welchem ich vor kurzem in einer Gesellschaft war, da von eben dieser Materie die Rede entstand, ließ sich vernehmen, daß die Communication mit auswärtigen Nationen, schon ein hinreichender Bewegungsgrund sey, weswegen man die Reisen auswärts

wärts unternehmen könne: und, sagt er, was ist denn darinn für Unheil, wenn das Geld aus dem Lande geht, wenn selbiges gleichsam wie durch einen Canal zurück kommt? — — Ich gab zur Antwort, daß ich ihm Beyfall geben wollte, wenn er darthun könnte, daß eben so viel Franzosen nach Coppenhagen als Dänische und Nordische Jugend nach Paris giengen, da aber dieß nicht geschieht, so hat auch die Cirkulation des Geldes keine Statt. Man kann zwar nicht leugnen, daß wir auch von Fremden Besuche empfangen; es sind aber größtentheils solche, die, wie man sagt, lieber was nehmen, als bringen wollen. — — Es ist demnach dieser Unterschied, daß die unsrigen nach Frankreich reisen um ausgezehret zu werden; die Fremden aber hieher kommen um zu zehren. Man kann also aus dieser Ursache einem Parisischen Schriftsteller es nicht verdenken, wenn es den Nutzen aus den Reisen in fremde Länder als groß angiebt; denn durch dergleichen järlichen Wanderschaften geschicht es, daß Frankreich bereichert wird. Ohne Zweifel hat eben die Ursache einen Holländer bewogen, diejenigen Völker durchzunehmen, die angefangen haben in ihren eigenen Ländern selbst Manufacturen anzulegen und die Einfuhr fremder Waren zu verbieten. Er sagt: das hieße alle Gemeinschaft zwischen den Völkern hemmen. Er stutzte bey dieser Antwort und sagte: daß so wohl der eine als der andere Schriftsteller partheilich scheinen könnte. Ich erwiederte darauf im Scherz; ich wollte ihm einen Beweis geben, der zu deren Kra-

medienen könnte, welche so sehr für die Nothwendigkeit der Reisen eingenommen sind. Ich sagte: es sey eine Probe von der Tugend und Ehrlichkeit der heutigen Normänner, welche darunter die Absicht hätten die alten gemachten Schulden ihrer Vorfahren abzutragen. Denn die Geschichte sagts, daß unsere Väter, die alten Cimbrer, Gothen, Anglen, und die Normänner ꝛc. Frankreich, Italien, und Britannien solche Besuche abgestattet haben, die ihnen theuer zu stehen gekommen, und daß sie durch ihre häufige Streifereien und Freybeuterey ihnen starken Einhalt im Handel gemacht, daß mancher von ihren Kaufleuten den Bettelstab hat ergreifen müßen. Es könnte also ganz wohl seyn, daß die Nordische Völker ihre auswärtige Reisen deswegen beybehielten, damit sie den Verlust erstatten mögen, den ihre Vorfahren verursacht haben. Wenn die Reisen also diesen Bewegungsgrund haben, so sind sie allerdings nicht abzurathen. — — Es ist aber nicht glaublich, daß in der christlichen Absicht die Reisen unternommen werden. Und überdem, so scheint es, daß die Erstatt-Jahre gar zu lange dauren, u. diese Nationen schon vor einigen hundert Jahren vor ihre, von unsern Vorfahren erlittene Plünderung, Kapital und Zinsen gehoben haben.

Hiemit schloß sich unser Gespräch, und er verließ mich lachend. Scherz bey Seite, ich ersuche Sie, mein Herr, daß sie meinen Herren Censoren zu Gemüte führen, wie ich nirgends die Reisen in auswärtige Länder verdammet habe; ich habe nur gesagt, sie geschehen zu ofte: ferner daß solche Reisen von sol-

chen

chen Leuten unternommen würden, deren Alter noch nicht geschickt ist, solche Reisen mit Nutzen unternehmen zu können. Aus diesem Grunde geschieht es, daß ich die allhier angelegte Ritteracademie hochschätze; dadurch kann einigermaßen die große Reisebegierde unterbrochen werden, wenigstens bis zu den Jahren, da dieselben mit Nutzen können angestellt werden. Ich räume sehr gern den Nutzen aus den Reisen ein; nur bin ich denen abgeneigt, die eine unumgängliche Nothwendigkeit zu solchen Reisen behaupten wollen.

Um aber von der Sache recht zu urtheilen, ist es nöthig zu untersuchen, was aus den Reisen für Nutzen oder Schaden entspringen könne, damit man durch beyder Vergleichung das Gleichgewicht machen könne. Man erhält durch die Reisen in die Fremde eine Fertigkeit in Sprachen; man bekommt viele rare Schriften zu sehen, die das Vaterland nicht hat; man nimmt an guten Sitten zu, und erwirbt sich eine kluge Dreistigkeit im Umgange 2c. Es ist nicht zu läugnen, daß man die Sprache in dem Lande, wo sie gesprochen wird, zeitiger erlernen kann. — — Es ist aber die Frage: ob man von einem Sprachmeister und Lesen guter Bücher nicht eben diesen Vortheil mit geringern Kosten haben könne? ferner: ob unser Frauenzimmer, das niemals sich bis jenseit den Belt verstiegen, unsern Herren, die in der Fremde gewesen sind, in diesem Stücke etwas nachgebe? ob nicht, z. E. die Leonora die in keinem fremden Lande gewesen ist, es in der reinen

Fanzösischen Aussprache nicht so weit gebracht habe, als ein gereiseter Hans Franz? und endlich ob man nicht durch den langen Aufenthalt in der Fremde etwas, von der Landessprache, die doch vor allen am nöthigsten ist, vergessen könne?

Man bekommt auf dergleichen Reisen Gelegenheit mit vielen berühmten Männern umzugehen; — — allein den Umgang mit ihnen hat nicht ein jeder. Ich besuchte z. E. in Amsterdamm den Herrn le Clerk etlichemal; ich wurde beydemal sehr wohl aufgenommen; als ich es aber das drittemal wagte, bekam ich eine finstere Mine. Es besteht also dieser vorgegebene Vortheil im blosen Namen, und daß man bey seiner Wiederkunft erzählen kann, man habe mit solchem Manne gesprochen. Bey dem Genuße dieser Ehre, ist denn ein großer Theil des väterlichen Vermögens und dessen Fahrzeugen verwendet.

Man findet in fremden Bibliotheken unterschiedene rare Schriften, die das Vaterland nicht hat. Allein, wenn man nur den zehnten Theil der Reisekosten darauf verwendete, könnman nicht größtenheils dieselbe zu seinem Eigenthume anschaffen? zumal da man nur dieselben durchblättern darf. Man könnte wenigstens die Abschriften davon durch einen Briefwechsel um ein geringers haben Daß solches nicht ohnmöglich sey, beweisen viele Beyspiele.

Und endlich ist es an dem, daß unsere junge Leute bey ihrer Wiederkunft ein artiges und ungezwungenes Wesen an sich haben, welches

ches blos dem Umgange mit Fremden zu zuschreiben ist; ferner, daß sie gleichsam in einer andern Form erscheinen. Es giebts aber die tägliche Erfahrung, daß vernünftige Leute wenigen Geschmack an dergleichen neuen Mode haben; die Personen sind zwar dadurch anders, aber nicht besser geworden. Es merken dieses auch die meisten selbst; daher bequemen sie sich auch wieder nach den Sitten ihres Vaterlandes, und machen die Falten eben, die sie sich in der Fremde zugezogen haben. Erwäget man dieses und zugleich die großen Geldsummen, die aus dem Vaterlande ohne einige Rückkehr gehen; so kann kein rechtschaffener Patriot anders als die Hemmung derselben wünschen.

Sie sehen, mein Herr, daß ich dieses auf der besten Seite betrachtet, wie auch den geringen Vortheil aus den auswärtigen Reisen, der aus der Neigung zur Gelehrsamkeit und guten Sitten entspringet, gewiesen habe.

Wollte ich nun das Unheil anführen, das man ihnen beymessen muß, als Glaubensverläugnung, Ruchlosigkeit, Verachtung des Vaterlandes, stolze Armut, Vergeßenheit der wichtigen Pflichten und Versäumniß ihrer Wohlfart ꝛc. so würde man meine Erinnerungen nicht in den Wind schlagen; — ja vielleicht für gut halten, daß, da selten dergleichen Reisen durch Gesetze können gehemmet werden, es am besten wäre, daß man eine Fregatte | in die Nordsee ausrüstete, und mit derselben auf unsere Jeans de France in den Belt kreutzete, und damit alle diejenigen aufbrächte, die ohne Erlaubniß und

wichtige Ursachen reisen; nur um zu reisen. Ich sage wichtige Ursachen: worunter ich solche verstehe, welche nicht die Eltern sondern die hohe Obrigkeit als wichtige erkannt hat. Denn es kann sich treffen, daß man die Erlaubniß zu auswärtigen Reisen zuweilen aus einer Nothwendigkeit gewissen Personen nicht versagen kann. Dieß können aber nicht die Eltern, vielweniger die Personen selbst beurtheilen. Der gelehrte Daille beklagte es, daß er zwey Jahre seines Lebens unnütze zugebracht habe; worunter er die Zeit verstand, die er auf seine Reisen verwandt hatte. Welches doch aber nicht von allen gesagt werden kann; denn wenn die Reisen eingeschränkt sind, und gewissen ausgesuchten Personen nach vorhergegangenen Examen erlaubet werden; so gewinnet ein Land dadurch mehr, als es verliehrt. Ich bin ꝛc.

Der sechs und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner unterirrdischen Reise eine Republik vorgestellet, die aus lauter Gotteslängnern bestand; diese Beschreibung belehrt uns von der Nothwendigkeit der Religion, wenn eine Gesellschaft bestehen und befestiget seyn soll. Einer von den unerwiesenen Sätzen des Bayls,

die

die er mit so vielen glänzenden Scheingründen ausgeführet hat, ist dieser: daß eine Gesellschaft gar füglich ohne Religion bestehen könne. — Er hat unter andern die Gesellschaft der Epikurer als einen Beweis hievon beygebracht, in der eben so viel zärtliche Liebe und Einigkeit sich befunden, als Mangel an der Religion; und der Unglaube mit der Tugend in gleichem Grade regieret haben sollen. Seine Beschreibung ist diese: Epikurus richtete in einem schönen Garten den er sich angekauft, eine Schule auf. In diesem lebte er mit seinen Freunden in einer großen Friedfertigkeit und zärtlichem Umgange; — — und da man glaubte, es könnte keine Gesellschaft besser eingerichtet seyn; so fanden sich von allen Ecken Griechenlandes, Egypten und Asien Leute ein, um von dieser Gesellschaft Mitglieder zu werden. Zank, Begierde, Neid, Haß und alle Untugenden waren aus dieser Gesellschaft verbannt; sie hatten im Gegentheil alle einen Sinn und Willen, und lebten unter einander in einer so zärtlichen Uebereinstimmung, daß man die Sache nicht ohne Bewunderung lesen kann. Cicero sagt: daß man von dem Theseus an bis zu den Zeiten des Orestes, nur zwey oder drey Beyspiele von einer so aufrichtigen Freundschaft habe, als die, welche man unter den Schülern des Epikurs herrschen sah, ob sie gleich keine göttliche Vorsehung glaubten: da man hingegen bey den Sekten anderer Philosophen, so gar unter den Stoikern, Neid, Haß und Parteien gewahr wird. „Laßt demnach jemand sagen, spricht Bayle, „daß eine Gesellschaft ohne Religion

„nicht bestehen könne. Es ist wahr, die Epikurer „läugneten das Daseyn der Götter nicht; sie betrach„teten aber selbige als müßige und glückselige We„sen, die sich mit der Regierung der Welt nicht ab„gaben, und die so wie andere Geschöfe der Sterb„lichkeit unterworfen; folglich bestand ihre Religi„on bloß in dem Namen und die Gottesfurcht; und „die Devotion, welche sie von sich blicken ließen, hat„te nichts als eine Art der Anständigkeit an sich, die „sehr wohl beobachtet werden mußte, damit sie dem „gemeinen Manne kein Aergerniß gaben". Die Gönner des Unglaubens haben sich auch dieses Exempels bedinen wollen, damit sie einen desto höheren Begrif von dieser Gesellschaft beybringen möchten. Als Diokles sah, mit welcher Andacht Epikurus die Götter verehrte, rief er überlaut — — welch ein Anblick, diesen Mann seh ich im Tempel! mein ganzer Argwohn von ihm verschwindet izt; niemals habe ich mehr die Majestät und Herrlichkeit der Götter bewundert, als izt, da ich den Epikurus zu ihren Füßen liegen seh. — — Die Meynung ist: siehe hier ist ein Mann, der Gott ohne Eigennutz verehret, ohne Absicht auf Strafen oder Belohnungen. Der sie nur deswegen ehrt, weil sie der Ehre würdig sind, anstatt, daß andere aus Furcht der Strafe oder Hofnung zu den Belohnungen solches thun, als welches nur ein Gottesdienst voller Eigennutz ist. Die Freunde des Unglaubens sammlen dergleichen Begebenheiten fleißig, um zu zeigen, das die, welche die göttliche Vorsicht läugnen nicht allein gute Bürger seyn können, sondern

auch

auch andächtige Glieder einer Gesellschaft. Ich unterstehe mich zwar nicht dasjenige, was von dieser Sekte des Epikurus gesagt wird zu läugnen, noch die ganze Begebenheit als ein Mährlein anzugeben; ich halte aber dafür, daß dadurch die Ungläubigen nicht den geringsten Vortheil erhalten. — — Denn ein anders ist, wenn gewisse auserlesene Personen sich in einer Gesellschaft verbinden, und in dieser unter einer beständigen Kathechisation und beständigen Aufsicht eines Lehrmeisters verbleiben, der sie stets ermuntert die Sätze des Stifters vor Augen zu haben. — Ein anders ist es aber eine Harmonie ausser einer solchen geschloßenen Gesellschaft in großen weitläuftigen Republiken zu finden. Man bemerkt, daß Räuber und Freybeuter die Gesetze ihrer Gesellschaft heilig beobachten: daraus aber nur folget, daß sie als vereinigte Feinde des menschlichen Geschlechts anzusehen sind. Es müßen demnach andere Beweise zum Vorschein kommen, wenn dieser Satz ein Gewicht haben soll. Die Probe muß außer solchen Gemeinschaften, an allen gemeinen Gesellschaften gemacht werden. Ich glaube, daß man bereits schon Versuche damit angestellet hat. Die Geschichte kann davon viele Exempel aufweisen; und die Vernunft lehrt uns, daß nur wenige Menschen einen Abscheu gegen die Laster haben, insonderheit gegen die, von denen sie wissen, daß sie von keiner weltlichen Obrigkeit können geahndet werden. Auch lehrt die Erfahrung, daß es nur ein prächtiger Ausdruck sey; Tugenden nur deswegen auszuüben, bloß weil sie Tugenden sind, und Laster zu

meiden, darum, weil sie Laster sind. Dergleichen Redensarten sind so schlecht gegründet, als die Meynung der Stoiker, daß die Menschen alle Gemüths-Bewegungen ablegen können; Daß heißt aufhören ein Mensch zu seyn. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Es haben einige mir aufbürden wollen, daß ich in meinen moralischen Gedanken das Gebeth abgerathen habe; welches aber ohne Grund ist. Da Gott selbst Urheber davon ist, habe ich es keinesweges für unnöthig erklärt. Nur habe ich zeigen wollen, daß keinesweges die Gottesfurcht darinnen überhaupt, sondern in der Befolgung der Gebote Gottes bestehe; und daß eine Stunde die zur Besserung unsers Lebens angewandt wird von größerem Nutzen sey, als die gewöhnlichen Morgen- und Abendgebethe eines ganzen Jahres.

Ich habe zum Beweise zwey Unterthanen angeführt; der eine liegt die weltliche Obrigkeit beständig an bald in ungebundener bald in gebundener Schreibart, ihn Wohlthaten zu reichen; der andere hingegen bemühet sich durch sein Leben und Wandel

und

und strengen Gehorsam gegen die Gesetze, seine Pflicht auszuüben.

Man untersuche einmal, welchen von beyden die Obrigkeit vorziehen könne. Ich habe vor einigen Jahren eine Bittschrift also abgefaßt gesehen. „Allergnädigster König! Ich habe Ew. Majest. „niemals vor eine Wohlthat Dank abgestattet, daß „ich nicht um eine andere zugleich gefleheet hätte. —— Ich erscheine aufs neue, um zu zeigen, „daß ich mir immer gleich bin; danke demnach vor „eine genossene, und ersuche um eine neue Gnade.“ Der Einfall wird für so sinnreich angesehen, daß man ihm eine neue Wohlthat verwilligte.

Unser gemeinschaftlicher Freund Theodor folgt insgemein dieses Mannes Beyspiel; den er ist einer der größten Betenden in der Stadt; man sieht ihn mit gefaltenen Händen in allen Predigten, und mit Bittschriften, sowohl in der Kanzley als in dem Audienzgemach. Was Gott hiervon hält, kann ich eigentlich nicht bestimmen; daß weiß ich aber gewiß, daß die hohe Obrigkeit ihn für einen beschwerlichen Unterthan hält.

Das Land hat auch einen guten Vorrath an dergleichen Bettler; ja auch an solchen die ohne Noth betteln, an solchen, die durch ihr unordentliches Leben und Verschwendung sich selbst ins Elend stürzen. —— Frägt man sie: wo sie ihre gehabte Güter verschwendet; so zeigen sie den leeren Beutel vor, und sagen: siehe da die Stelle, wo wir sie hinlegten ꝛc. Einer setzt den letzten Pfennig

auf

auf ein Gastgebot und den folgenden Tag ruft er: „gieb uns unser täglich Brod“: Man muß glauben, daß Gott ein dergleichen Schreien für einen nichts bedeutenden Schall halte. Ich bin ꝛc.

Der acht und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden, daß sie meinem Urtheile von der Geschichte des Englischen Geschichtschreibers Rapins, die sie als ein Meisterstück ansehen, nicht Beyfall geben. Ich gebe zu, daß diese Geschichte mit Ueberlegung und Unparteilichkeit abgefaßt sey; ich habe auch gesagt, daß ich sie mit unter die besten Geschichten sehe, die im vorigen Jahrhundert ans Licht getreten sind. Ich habe noch dazu angeführt, daß diese Geschichte verschiedenen ungegründeten Kritiken unterworfen gewesen; daher es denn schwer sey; in seinen Schriften allen zu gefallen. Der Vergleich, den ich in meinem lateinischen Briefe mit dem P. Daniel und Rapin angestellt habe, giebt zu erkennen, daß viele auf eine unrichtige Weise zu viel Fehler in jenem und zu wenig in diesem gefunden haben. Ja man hat des Französischen Autors Schrift als eine Romain vorgestellt: das englische Werk als eine Schrift angegeben, die gar keiner Kritik ausgesetzt

seyn

seyn könnte. Beyde Urtheile sind meinen Bedünken nach zu parteiisch; denn jener hat bey seinen Fehlern auch große Verdienste; und dieser hat Verdienste und Mängel zugleich. Dem ungeachtet, so ist es gewiß, daß ihre Schriften unter die besten müssen gezählet werden, die in neuern Zeiten ans Licht getreten sind.

Ich will an diesem Orte meine Anmerkung wiederhohlen, die ich oben bereits unter Rapin gemacht habe, die nämlich die große Nachläßigkeit in Anführung der Schriftsteller und seine Sparsamkeit in Erzählung der Kriegsthaten betrift: und als eine Zugabe hinzufügen, daß ich ihn mehr für einen Staatslehrer und zuweilen für einen Sachwalter, als für einen Geschichtschreiber halte.

Der Proceß wegen einer Mordthat unter Carl den zweyten an einem Hardes-Voigt ist fast eben so weitläuftig als die ganze merkwürdige Regierung der Cromwels ausgeführt. Nur schätze ich die Art hoch, mit welcher er unterschiedliche Streitigkeiten beschrieben, ingleichen die richtigen Urtheile, die er darüber gefället hat. Es ist dieses zwar das Amt eines Geschichtschreibers; allein auch nicht das einzige. Denn die Anführung der Thaten muß zugleich ihre gehörige Schranken haben, und zwar so, daß bey Anführung eines Krieges auch zugleich mit berühret werde, auf was für Art er geführet worden sey. In den ersten ist gedachter Geschichtschreiber vielleicht zu umständlich und in dem letzten zu kurz. Denn den Ursprung eines Streits erklärt er so umständlich, als eine Rechtssache vor

Ge-

Gericht pflegt geführt zu werden. Eine decisive Feldschlacht, die der ganzen Sache ein Ende macht, berichtet er öfters nur in ein paar Zeilen. Das erste ist nöthig; allein das letzte muß auch nicht aus der Acht gelassen werden; den der Leser will beydes wissen. — — Er will das wissen, was nützlich ist, er vermuthet aber auch das annehmliche; zu dem muß das letzte mit dem nützlichen in einer Verbindung stehen, die Sache erläutern, und das Verhalten einer Person so wohl bey unglücklichen als glücklichen Begebenheiten anführen. Solchergestalt nimmt den Leser nichts mehr so ein, als das Ende der Schottischen Maria Stuart. Diese Begebenheit ist mehr als rührend, und zeigt die Eigenschaft der Person. Eine solche Hinrichtung sollte ihrer Wichtigkeit wegen mit Umständen beschrieben seyn, Rapin giebts mit zwey Worten: **Sie wurde hingerichtet.** Auf gleiche Weise wird die Hinrichtung Carl I. beschrieben; die merkwürdigste Geschichte, die in alter und neuer Geschichte zu finden ist. Der Geschichtschreiber sagt nichts mehr: als der König wurde den 30 Januar hingerichtet, ohne das geringste von seiner Rede, **Contenance** auf den Richtplatze zu melden. Ich will von deren Hinrichtung nicht reden, die in geringern Ansehen gestanden, von denen andere Geschichtschreiber behaupten, daß die Anführung der Umstände nothwendig sey.

Was ich an diesen Geschichtschreiber am meisten auszusetzen habe, ist, daß er öfters viele merkwürdige Din-

Dinge ausläßt, wodurch die ganze Begebenheit verstümmelt wird.

Dieses zu beweisen, untersuche man nur das Leben der Königinn Elisabeth. Bey andern Schriftstellern findet man die Geschichte ihrer Regierung den Ursprung und Fortgang der Hauptsecten in Großbritannien, womit die Kirche annoch geplagt wird. Diese berühret Rapin nur mit wenigen Worten, oder übergeht es gänzlich, als etwas das gar nicht zur Geschichte gehört. Ferner wird von der Königinn in Glaubenssachen nichts gemeldet, das sonst bey den Burnet und andern englischen Geschichtschreibern der Kern ihrer Geschichte ist, und zeigen, daß sie weder der herrschenden Kirche noch den Puritanern zugethan gewesen. Zu geschweigen, daß er viele große Stiftungen in Engeland übergeht, dadurch doch England eine ganz neue Gestalt erhielt, und sein Glück bis auf das höchste trieb. In den Leben anderer Regenten äußern sich ebenfalls viele Lücken, die gleichfalls von großer Wichtigkeit sind. Hätte er diese, anstatt der weitläuftigen Reden und Documenten, mit welchen sein Werk, insbesondere die Geschichte Carl des erstern angefüllet ist, eingeführt; (man nimmt die acta publica Rashworths, die von Wort zu Wort da sind aus) so fällt fast die Hälfte von diesem Leben weg. Ich sage, wenn der Geschichtschreiber mehr umständlich als historisch gewesen wäre, und die weitläuftigen Documente ausgelassen hätte, oder auch nach dem Beyspiele des Burnets einen Auszug am Ende jeder Geschichte beygefüget hätte; so hätte

te jeder seine Schriften mit großer Begierde gelesen. Ich bin ꝛc.

Der neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einem meiner Briefe angezeigt, daß den mehresten, die in den Geschichten die Namen, Helden, und Heiligen erhalten, solche Benennung nicht verdienen.

Dieses kann ebenfalls auch von denen gesagt werden, die mit dem Titel eines vornehmen Mannes vor andern beehret werden. — — Denn diejenigen, welche man eigentlich die Großen heißet, sind solche, die die meisten Wohlthaten vom Publico genossen haben und dadurch in den Stand gesetzt worden, daß sie sich von dem allgemeinen Wesen abgesondert haben, und ihren Mitbürgern über die Schultern sehen können. Honorius wird z. E. ein großer Mann genennet. Diese Benennung rührt von nichts her; er glaubt dazu ein Recht zu haben; — indem er durch sein beständiges Anhalten einen Rang bekommen hat, und so einträgliche Einkünfte und Wolthaten, davon viele andere rechtschaffene Leute hinreichend hätten leben können. Wenn ein solcher Mann sich unter die Großen zählt, so geschieht ein sinnlicher Irrthum.

Denn

Denn ein solcher großer Mann, in welcher Klasse des Rangs er auch steht und in welchem Aufzuge er auch erscheint, ist doch nur ein Schuldner des Staats, und ein Mann, der der Regierung überhaupt, und einem Mitbürger insbesondere zehntausend Pfund schuldig ist. Der Regierung, aus dessen Hand er die Güter hat; einem jeden Mitbürger, weil er auf jedes Kosten ist erhöhet worden. Denn wenn in jeden allgemeinen Austheilungen, die in einer Gesellschaft geschehen, ein Glied zehnfach genißt; so muß ein jedes von den übrigen Gliedern etwas von seinem gehörigen Antheile verlichren. Daher ist ein solcher großer Mann eines jeden Mitbürgers Schuldner. Folglich sollte er an statt seine Mitbürger mit erhabnen Minen anzublicken, und von einem jeden eine Art der Ehrerbietigkeit sich anzumaßen das Beyspiel des Mannes im Fürstenthume Potu folgen. Dieser, bezeigte sich gegen einen jeden auf der Straße höflich, und sahe sie alle als seine Gläubiger an, nachdem er durch Gnadenbezeugungen, Ansehn und Reichthum erhalten hatte. Denn es ist ganz gewiß, daß der, welcher ohne besondere Verdienste um das gemeine Wesen, viele Beneficien verlanget, gleichsam darum bittet, daß seine Mitbürger mit einer Speise vorlieb nehmen sollen, damit er deren zehne sich könne auftragen lassen. Ich sage ohne besondere Verdienste. Denn ist es eine Person die Verdienste hat, so kann nach der Billigkeit ein geometrisches Verhältniß beobachtet werden, wodurch die Gaben und Belohnungen nach den Werthe der Personen können ein-

getheilet werden. Allein es wird mehrentheils ein solcher Unterschied nicht in Acht genommen. Denn diejenigen, welche einen Rang und Güter erhalten haben, nennet man insgemein große Männer, ohne zu fragen, woher sie das Recht zu dieser Benennung herleiten. Sollte dieß geschehen, so würden die größten die geringsten Glieder der Gesellschaft werden; hingegen würden die geringsten als die würdigsten der Ehre können betrachtet werden. Wenn von zwey Personen der eine durch eigenes Bestreben und eigenem Fleiße ein Pfund erworben hat, der andere hingegen durch Betteley und stetem Anhalten; so ist dieser zwar reicher, jener aber vornehmer. Der ist ein vornehmer Mann der Hoheit und Güter durch Verdienste sich erstrebet hat; der ist aber noch vornehmer, der durch Geschicklichkeit ohne Belohnung sich empor geschwungen; denn jener mag eine Balance-Rechnung vorzeigen um mit der Gesellschaft von der er ein Mitglied ist zu liquidiren; dieser aber ist ein Creditor, welches der größte Name ist, der einem Bürger kann beygelegt werden. Sie sehen aus diesem, mein Herr, daß die Rangordnung der Unterirrdischen, die sie so sehr verlacht haben, bey weitem nicht so übel gegründet sey, und daß öfters dasjenige was uns so selten vorkommt, ganz anders ist, wenn es mit philosophischen Augen betrachtet wird. Woraus denn zu schlüßen, daß derjenige der ohne Verdienste Wohlthaten empfängt ein Debitor des gemeinen Wesens wird; der aber welcher sich järlich um einen neuen Rang bewirbt, zu den

unerträglichsten Bettlern eines Staats könne gezählet werden, und das Ansehn eines der niederträchtigsten Bürger in der Gesellschaft verdiene. Ich bin ꝛc.

Der neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Man hält gemeiniglich dafür, daß Bachus seine Wohnung in Norden, hingegen die Venus in dem Süden habe; welches so viel sagen soll: bey den Nordischen Völkern herrsche das Laster der Völlerey und bey denen unter dem Süden das Laster der Unzucht. Aus dieser Ursache hat ein deutscher Dichter in einem Epigramma sich gegen einen Italiäner also geäußert:

Vt nos vina iuuant, sic vos Venus improba vexat.

Man kann nicht leugnen, daß die Nordische Völcker dem starcken Getränke am meisten ergeben sind. Denn wie die Kälte es verursachet, daß sie sich mit Pelzen und Rauchwerk versehen müssen, also giebt dieselbige ihnen auch ebenfalls Gelegenheit, daß sie sich des hitzigen Getränckes bedienen, um sich auch von innen zu wärmen. Was aber die Unzucht betrift; so läßt sich dagegen vieles auf beyden Sei-

ten sagen. Die meisten Reisebeschreibungen bezeigens, daß die Unzucht in den Südlichen Ländern am meisten im Schwange gehen. Man giebt die starcke Hitze der Sonnen als die natürliche Ursache davon an.

Daß die Hitze dergleichen Wirkung habe, kann man zwar nicht läugnen, allein man kann auf der andern Seite auch sagen, daß hitziges Getränke und starkes Essen, eine gleiche Wirkung in den Leibern der Menschen habe, als immer die Sonnenhitze haben mag. Es heißt nach dem alten Sprüchwort: après la pance la dance, daß also ein Norde, der täglich ein gut Maß Wein, starken Brantewein und Bier nebst einem Pfunde Fleisch in den Magen schickt, eben so leicht in das Laster der Unzucht verfallen kann, als ein sauberer Spanier und Italiäner. Könnte man dennoch beweisen, daß die Südlichen Völker der Wollust mehr ergeben wären als die Nordischen, so möchte man sich vielleicht nach einer andern Ursache davon umsehen müssen, die aber wohl nicht leicht auszufinden, es sey denn, daß man den Zwang, womit das Südliche Frauenzimmer beleget wird, für den Zunder von dieser Leidenschaft ansehen wolle. Denn man weiß es aus der Erfahrung, daß das Verbot die Lust reitze und man hält dafür, daß, wenn das Itliänische, Spanische, Türckische Frauenzimmer nicht so eingesperret wäre, so würde ihre Leidenschaft sich um ein vieles vermindern, und also mit eben so weniger Anfechtung einen jungen Cavalier anschauen können als ein Französisches Frauenzimmer.

Will

Will man dieses nicht annehmen, so wird man nicht leicht eine hinlängliche Ursache angeben können. Denn es ist gewiß, daß die Wollust durch starckes Essen und hitziges Getränke sich um ein vieles vermehret und erhalten wird. Es heißt: Sine Cerere & Bacho friget Venus. Aristophanes nennet den Wein die Milch der Venus; wollte man einwenden, daß die Südlichen Völcker eben so wohl als die Norden Wein tränken; so würde dieses der Wahrheit wiedersprechen; es wird in den Ländern, wo der Wein selbst wächst, der Wein am wenigstens gebraucht. Diese Länder sind nur Quellen der Weinströme, die sich nach Norden hin ergießen.

Es ist etwas seltenes, wenn man einen Italiäner betrunken sieht; und in Spanien ist das Wort Trunckenbold das häßlichste Schimpfwort; hingegen die Norden rühmen sich wohl gar des Rausches. Kein Frauenzimmer in unsern Ländern wird sich bedenken eine Gesundheit in einer Gesellschaft aufzubringen. Und was der Wein nicht thut, das wircket das kräftige Fleisch; die Norden halten sich am Fleisch starck. In dem einzigen Orte London, wird mehr Fleisch verzehret als in der ganzen Spanischen Monarchie. Da nun also in diesen und jenen Ländern eine gleiche Reitzung zu der Wollust ist, bey uns die Hitze des Weins und das Nahrungs volle Fleisch die in gleichem Grade wircken, und die Unzucht sich doch ammeisten in den Südlichen Ländern äußert, so kann man dafür halten, daß meine Meynung nicht so übel gegründet sey, wenn ich sage: das Verbot vermehret die Lust,

daß also die Liebe eines Spaniers nicht heftiger seyn würde, als die Liebe des Westfriesen, wenn das Frauenzimmer dort eben so wenig eingesperret würde als bey diesen. Ich erinnere mich in einer Reisebeschreibung gelesen zu haben, daß in gewissen warmen Ländern, das Frauensvolck täglich in den Gesellschaften der Männer sich nackend einfinde; und daß die Unzucht dort weniger bemerkt werde, als in denjenigen Ländern, worinnen das Frauenzimmer den Früchten des verbotenen Baumes zu vergleichen sind, die man nicht sehen, geschweige berühren darf. Wenn man diesen Streit entscheiden wollte, möchte man eine Probe anstellen; nämlich man müßte das Nordische Frauenzimmer einsperren; hingegen dem Südlichen die Freyheit geben, um zu sehen, was es für eine Wirkung haben würde. Ich bin ꝛc.

Der vierzigste Brief.

Mein Herr,

Du schreibst, daß A. B. neulich das zeitliche gesegnet habe, und verlangst zu wissen, was man von der Seligkeit dieses Mannes halten dürfe.

Dieses Mannes Leben und Glauben ist nach deiner Beschreibung diese: du rühmst seine Treue, Mildig-

Mildigkeit, aufrichtige Freundschaft, Offenherzigkeit und andere Tugenden, mit welchen er gezieret war; du sagst aber daß er besondere Meynungen in seinem Glauben gehabt habe, so gar in einigen Hauptpunckten, die er nicht allein bey aller Gelegenheit seinen Freunden offenbaret habe, sondern auch dabey bis an sein Ende verblieben: also, daß da sein Beichtvater kurz vor seinem Hintritt, wegen eines gewissen Glaubenspunctes ihn befragte; habe er den Kopf geschüttelt, und die Augen zufallen lassen. Du thust die Frage: was man wohl von einem solchen Manne denken dürfe, der bis an sein Ende den Unglauben frey von sich blicken lassen. Geschähe die Anfrage an die theologische Facultäten, so möchte kaum ein milder Spruch erfolgen: denn alsdenn würde es heissen, daß gute Werke ohne Glauben keine gute Werke wären. Was mich anbelangt, so lasse ich die Sache unentschieden, da ich mich niemals in dergleichen Sache zum Richter aufwerfe. Nur begnüge ich mich damit, gleichfalls eine Frage meines Orts an dich zu thun, du fragst: was man von einem solchem Mann halten soll, der bis zu den letzten Seufzer den Unglauben blicken läßt? Und ich frage, was soll man von dem halten, der seinen Unglauben bis auf die letzte Stunde nicht zu erkennen giebt? das ist; wenn er sich verstellet, und im Tode sich der Aufrichtigkeit entschlägt, die er im Leben bewiesen. Ich habe einen andern Mann gekannt, der bey nahe die Tugenden des Herrn A. B. hatte, der aber wanckelmüthig in der Religion war, und auch in einigen Haupt-

stücken; er sagte aber, daß er dennoch, um niemand ein Aergerniß zu geben, und sich selbst nicht in bösen Ruf zu bringen, sich bis aufs äußerste als ein vollkommener Conformiste bezeigen wolle; ja er wollte alles unterschreiben, was die Kirche, dessen Glied er war, glaubte. Ich würde keinen von beyden verdammen; würde aber von dem ersten mildere Gedanken als von dem letzten hegen. Die Urtheile der Menschen, gleichwie sie in den mehresten Dingen falsch sind, so sind sie es ebenfalls auch in diesem. A. und B. haben z. E. gleich wichtige Glaubenszweifel. A. verbirgt die seinigen, nur daß er sie einigen seiner vertrautesten Freunden entdeckt, und daß sub fide silentii. Auf diesem fällt dieses Urtheil: daß obgleich A. von dem Unglauben eingenommen ist; so will er doch niemand verführen noch ein Aergerniß geben. B. aber gesteht es frey, daß er die Zweifel über seine Glaubenspunkte zu lösen nicht im Stande sey; und bekommt deswegen den Namen eines Mannes der voller Aergerniß und ein Ketzer ist.

Es dient also die Verschwiegenheit jenem zu einem Verdienste, indem er andere in dem Glauben zu bestärken sucht, den er selbst für unrichtig hält. Dieser aber wird für schuldig erkläret, weil er seine Meynung rein heraus sagt, und dadurch zu verstehen giebt, daß er niemand in dem Satze bestärken wolle, den er selbst als einen Irrthum ansieht. Er glaubt, daß da die Aufrichtigkeit eine Tugend und die Pflicht eines Menschen ist; so habe sie auch statt in Glaubenssachen. Welches aber der größte Beweis von

der

der Ehrlichkeit dieses Mannes ist, und die größte Zierde seines Lebens gereicht ihn zum größten Schimpf. Hiebey ist noch zu merken, daß gleichwie es eine Tugend ist in allen Fällen das frey heraus zu sagen, was man für Wahrheit hält, und daß der Mund mit dem Herzen übereinstimmet; so kann das Gegentheil demjenigen zur Last gelegt werden, der einen Cathechet abgeben will und öffentlich seine Meynungen fortpflanzet, wodurch die Gesellschaft in der er lebet, beunruhiget werden kann, und dadurch eine Art der Hoffart und seiner hohen Gedanken zu erkennen giebt, die er von der Einsicht in seiner eigenen Religion empfindet.

Meine Gedanken über einem jeden, der Aufrichtig seine Zweifel an den Tag giebt, sind diese: er könne Mitleiden verdienen, wegen seinen Irrthum, aber auch zugleich Ruhm, weil er sie gesteht. Ich bin ꝛc.

Der ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn in einem Lande sich theure Zeiten äussern, oder Schatzung ausgeschrieben wird, so beschweren sich diejenigen am meisten, welche dazu die geringste Ursache haben.

Die am meisten klagen, sind Kaufleute, Krämer, Handwerke, Wein- und Bierschenker, in-

gleichen die, welche sich von ihrer Arbeit ihre tägliche Narung erwerben. Es giebts demnach die Erfarung, daß schwere Zeiten und allgemeine Auflagen sie weniger drücken, als andere, die weniger sich beschweren: sie wissen sich schadloß zu machen und nach solchen Auflagen und schweren Zeiten sich eher als andere zu erholen.

Ein Kaufmann giebt vor, daß er bey dergleichen Anfällen, seine Waaren um den alten Preis nicht geben könne: der Krämer erhöhet den Preis bey jeder Elle Lacken. Ein Arbeitsmann fordert gröseren Lohn; ein Advocat giebt vor, daß er mit seinem gewöhnlichen Gehalt nicht auskommen könne; und ein Spielmann verkauft um den alten Preis keine Menuet mehr. Was also auf der einen Seite abgeht, das läßt sich auf der andern gewinnen; und was die eine Hand ausgiebt, scharret die andere wieder ein. Daß sie sich also über die allgemeine Last beschweren, schreibe ich ihrer List zu; sie suchen der Eifersucht ihrer Mitbürger zu entgehen, indem sie ihnen einbilden, daß die Beschwerlichkeiten sowol ihnen als andern hart treffen. Das merkwürdigste ist dieses, daß die Erhöhung des Lohns, der Preis der Waaren, wie auch das Tagelohn, gemeiniglich bey entstehenden bessern Zeiten, so bleiben; und sie also öfters von Conjuncturen Vortheil haben, die andere mitnehmen.

Denn wenn die Erhöhung des Preises auf die Waaren und des Arbeitslohnes einmal im Gange gekommen ist, so bleibet sie immer. Die Ursache wird von wenigen nachgedacht. Dem Kaufmann

scheint

scheint der Preis billig zu seyn, der in diesem Jare eben so, wie in dem vorigen ist; und der Verkäufer nimmt sich in acht von der Veränderung der Zeit etwas merken zu lassen; wodurch eine neue Zeitrechnung in der Kaufmannschaft statt haben könnte. Diejenigen, welche keine Narung treiben und bloß von ihren Zinsen und gewissen Einkünften leben, die tragen eigentlich die Last solcher Zeiten. Die Klagen des Landmannes und des der Güter besitzt über theure Zeiten und Miswachs, sind von eben der Gattung. Denn diejenigen, welche die Früchte des Landes verkaufen, sind es nicht, die leiden, sondern das ganze Volk, welches dieselben ersteht. Ein allgemeiner Miswachs des Landes, wenn er nur nicht gar zu groß ist, bereichert vielmehr den Landmann, als daß er ihn sollte verarmen. Denn eben in den beschwerlichen Zeiten machen sie Geld und ersetzen den Abbruch welchen fruchtbare Jahre und ein wolfeiler Preis ihnen verursachet haben. Wenn demnach ein Landmann über allgemeinen Miswachs seufzet, so sind es Seufzer, die ihm nicht vom Herzen gehen; es wäre denn, daß man glaubte, sie bezeigten ein Mitleiden über den Bürger und das gemeine Volk, daß sie ihre Waaren so theuer an sich kaufen müßten, und dergleichen Seufzer erpreßten; wozu aber ein starker Glaube gehört. Ich sage, daß ein allgemeiner Miswachs eines Landes eine solche Wirkung hat; denn ein Miswachs in diesem oder jenem Theile eines Landes oder eines Gutes insbesondere, kann sich nur auf dem Landmanne erstrecken, den sie äußerst mitnimmt; denn bey einem

nem solchen Miswachse erntet und verkauft er nichts, und kannn dasjenige von dem Markte holen, was er in der Scheune verliert. Der also das wenigste Recht hat zu jammern, klaget am meisten über die Zeiten, und giebt Leuten von Einsicht Anlaß seine Klagen als ein Zeichen des Wohlstandes anzusehen, und daß sie im Gegentheil dafür halten, daß diejenigen die am meisten prahlen, in den schlechtesten Umständen sind.

Denn es ist bekannt, daß derjenige der Hülfe sucht und Geld aufnehmen will, gemeiniglich seinen Wohlstand zum Vorspiele macht. Ich bin ꝛc.

Der zwey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in der Vorrede zu der Uebersetzung des Herodiani einiger nöthigen Regeln Erwähnung gethan, welche bey dem Uebersetzen müßen in acht genommen werden. Eine davon ist diese: daß die Schreibart nicht gar zu genau sich an die Urschrift binde; eine jede Sprache hat ihre besondere Eigenschaft, was in dieser eine Zierde ist, kann in einer andern eckelhaft seyn. Und man hat hauptsächlich Ursache sich in Acht zu nehmen, daß die Uebersetzung nicht den buchstäblichen Verstand gar sehr folge, welches eine Sprache lächer-

lich

lich und unkenntlich machen könnte. Es haben einige den Nordischen Schriftstellern vorgeworfen, daß sie sich keiner netten und zierlichen Schreibart bedieneten. Diese hingegen werfen jenen ihre gekünstelte Schreibart vor und sagen, es scheine, daß man sich mehr aus dem Vortrage, als aus dem Innhalte mache; sie achten des Cominäi und des Montagnes ꝛc. Simplicität höher, als vieler ihre glänzende moralischen Schriften. Man wird bey den klugen alten Römern den Geschmack gewahr, und daß sie die so genannten zierlichen Schriftsteller als Verderber der Sprache angesehen haben. Ich schlage mich zwar zu keiner Partey; um aber die Mittelstraße zu gehen, sage ich: daß gewisse Italiänische und Französische Schriftsteller mich nicht so sehr als andere einnehmen. Diejenigen nämlich, die sich gar zu sehr an die Schreibart binden und darüber die Sache hindansetzen.

Ich kenne viele Schriften, die in die Augen fallen, die aber nicht viel auf sich haben, wenn man ihnen den Schmuck, die verblümte Redensarten, die artigen Einfälle (pointes) und liebgewonnene Redensarten, die einer Schrift wie einem Pfau die Federn ein Ansehen geben, benimmt. Die Federn müßen dem Pfau die übrige Gestalt geben, weil er sonst nichts reitzendes an sich hat. Die Italiäner finden Redensarten in den Morgenländischen Sprachen, die prächtig und voller Figuren sind, die aber in ihrer Sprache zu lauter Misgeburten werden. Die Franzosen finden in den Italiänischen Büchern ein gezwungenes Wesen. Und die Nordische Völ-

ker deren Schreibart natürlich und ohne Figuren ist, haben an den Französischen Zierrathen keinen Geschmack; indem sie in den Nordischen Sprachen ihren Glanz und Schönheit setzen. Ich habe Französische Liebesgeschichten in der Dänischen Sprache übersetzt gesehen, die gar zu buchstäblich gerathen sind, und mir ist unter andern nichts lächerlicher vorgekommen, als daß man (un de luge de raison) durch Wasser oder Sündfluth übersetzt hat, anstatt daß man es hätte geben sollen, ein weitläuftiges Vernunftgespräch. Im Französischen ist die Redensart zierlich; in unserer Sprache aber unerträglich. Ingleichen, anstatt, daß man sagen soll: diese Meynung habe ich angenommen; es zugeben: ich habe diese Meynung geheirathet und dergleichen unzähliches mehr. Ich tadele ihre zierliche Redensarten und Broderien deshalb gar nicht; nur sage ich, daß man sie in unserer Sprache gar nicht aufnehmen könne, bis die Dänische Ohren dazu gewöhnet sind. Verlangte man etwa, daß unsere Schriftsteller dieselben nachahmen sollten; so sehe ich dazu gar nicht die Nothwendigkeit ein. Niemand kann eine Schrift verwerfen, dessen Innhalt wohl und gründlich nur in einer ungekünstelten, natürlichen Schreibart ausgeführt ist. Die zierlichsten Schriften sind nicht allemal die gründlichsten. Es scheint, daß die schlechtesten Schriftsteller sich eines Ausputzes in ihren Schriften bedienen um dem Innhalte ein Ansehen zu verschaffen, das ihm sonst fehlt. Eben wie die ungeschicktesten und niederträchtigsten Menschen aus Noth bebrämte und gestickte Kleider anziehen,

um

um für das angesehen zu werden, das sie nicht sind. Die Franzosen rühmen von ihrer ungekünstelten Sprache, das andere an ihr nicht gewahr werden können; und rühmen sich, daß sie alle Regeln der Dichtkunst in ihren Gedichten beobachten, das man aber doch nirgends findet. Gewiß ist es, daß mit alle dem, was sie hievon vorgeben, sich dennoch Deutsche, Dänische, Schwedische Uebersetzer ihrer Sprache nicht im buchstäblichen Verstande bedienen können. Was mir am wenigsten in ihren sinnreichen Schriften (Ouvrage d' esprit) gefällt, sind ihre favorit Redensarten, in welchen der eine Schriftsteller den andern scheint auszuschreiben; denn die Stellung ihres Styls bleibt sich immer gleich.

Gleichwie ihre Musik, wenn sie sich mit einem Französischen Stücke eröfnet hat: so hat man sie alle gehöret. Ich bin ꝛc.

Der drey und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, wie der Zustand auf dem Lande nach der allgemeinen Viehseuche beschaffen sey. Ich kann nur eine verblümte Antwort ertheilen, nämlich, daß er schlechter und auch besser sey, als man ihn vermuthet. Denn

was

was man befürchtet oder gehoffet hat, ist nicht erfolget. Man befürchtete eine Theurung an Korn und Eßwaren; diese Furcht ist verschwunden, und die mehresten Waaren stehen noch in dem alten Preise, und andere noch in einem geringeren, wie zuvor. Der Trost des Landmanns lief dahinaus, daß seine Waaren steigen würden, weil der Mangel und die Wenigkeit sonst eines Dinges Preis steigert. Der Ausschlag hat gewiesen, daß die Furcht des einen und die Furcht des andern nicht eingetroffen sind. Verlangten sie, mein Herr, eine genaue Erklärung dieses Geheimnisses, so möchte es mir nicht möglich seyn ihnen gänzlich ein Genüge zu thun. Man könnte die Ursachen von einigen Dingen angeben; allein von allen ist es nicht möglich. Ich kann es begreifen, warum die Schafe, Lämmer und Schweine wieder Vermuthen in keinem Preise stehen; denn man legte eine gar zu große Menge von dergleichen Kreaturen an, um den Abgang des Viehes zu ersetzen. Es gieng damit zu, wie mit den neu erbauten Häusern nach der Feuersbrunst in Coppenhagen, die ihren Preis verlohren, weil man zu viel Wohnungen anlegte.

Ich kann aber nicht begreifen, wie es zugeht, daß der Preis der Butter und Milch nicht höher gestiegen ist, welches doch die natürlichste Folge des Abganges so vieler tausend Kühe seyn sollte. Es ist andem, daß viele Landleute wieder aufs neue viel fremdes Vieh angeschaft haben. Dennoch aber sind die meisten Höfe nicht halb besetzt, und einige gar nicht. Ich kanns noch weniger begreifen, daß

nach einer Wegraffung von so vielen hundert tausend Stücken an Kühen und Ochsen nur in Seeland allein die Häute nicht in sonderlichem Preise stehen. Kurz zu sagen: alles was geschehen, ist wider Vermuthen, und die Landleute, welche geglaubt, die besten Maßregeln erwählt zu haben, sind am meisten betrogen. Einige errichten zahlreiche Schäfereyen; andere kauften sich aufs neue Kühe mit großen Kosten; und noch andere erhandelten sich Häute, die sie gerben ließen, in Hoffnung daß sie selbige nach Verlauf des ersten oder andern Jares wieder theuer an den Mann bringen könnten. Der Handel aber mit den Schafen dauerte nur einige Monate; und in Ansehung der Menge der Schafe, so lief es damit also ab, daß die mehresten Schäfer das angewandte Geld nicht wieder herausbrachten.

Viele aufs neue zugelegte Holländereyen wurden zum andern mal von der Seuche zerstöret, und wer das Glück hatte, das neu angekaufte Vieh zu behalten, dem war die Hoffnung vergebens, die er sich von dem hohen Preise seiner Butter gemacht hatte. Die Fellaufkäufer haben ebenfalls ihren Vortheil nicht gehabt.

Dinge von denen man meynte, daß ihr Preis am meisten fallen würde, sind am meisten gestiegen; denn das Heu und der Haber sind niemals so theuer gewesen, als von der Zeit, da die Ochsen und Kühe an der Seuche hinfiehlen, die es doch verzehren sollten.

Die besten Maßregeln, sagte ich, sind demnach am schlechtesten ausgeführet worden; und die fleißigsten Landleute erlitten den größten Verlust; und man kann sagen, er wäre geringer geworden, wenn sie sich weniger bemühet hätten, ihn vorzubeugen. Denn eben ihre Vorsicht und die besten ausgedachten Maßregeln, haben sie hinters Licht geführt und verursacht, daß die Seuche weniger verderblich war, als die Mittel, die sie zu ihrer Erhaltung ergriffen haben; und der Verlust ist dadurch doppelt groß geworden; weil sie ihm haben zuvorkommen wollen. Denn wer von ihnen am wenigsten hat vorzubeugen gesucht, der hat einen erleidlichen Schaden. Ich selbst befinde mich unter den letzten, deßen Unempfindlichkeit oder vielmehr Versäumniß die allgemeine Vorsicht auch zu gebrauchen, mir den Verlust hat erleidlich gemacht. Ich habe in diesem Falle also geschloßen: die Seuche hält entweder lange an, oder sie wird im kurzen aufhören. Geschieht jenes, so ist die Gefahr doppelt, wenn man so gleich den Abgang mit neu angekauften Kühen ersetzt. Wenn sie aber bald aufhören möchte, wird man Kühe und Ochsen in kurzer Zeit um den alten Preis haben können.

Denn viele tausend Kälber, die wir vorher auf die Schlachtbanck geführet hätten, werden anitzo so gar in denen Landschaften aufgezogen, wo die Seuche nicht hingekommen ist; und zwar in der Hoffnung sie theuer bezahlt zu bekommen. Die größte Verlegenheit verursachte der Mangel an hinreichender Düngung: und dieß ist die erste Ursache, wes-

weswegen viele alsobald zu den neuen Holländereyen Vieh ankauften, aus der Meynung, es sey periculum in mora und man hielte sich über andere auf, die nicht ein gleiches thaten; die einige Zeiten abwarten wollten, damit sie aus zwey Uebeln das geringste erwählen könnten, und welche die gegenwärtige der zukünftigen Gefahr vorzogen. Denn sie dachten nach, daß ein Acker in zwey oder drey Jaren bey einer geringen Düngung, im Stande bleiben könnte: höret indeßen das Viehsterben auf, so kann mit geringern Kosten das Vieh angeschaft werden; zu geschweigen, daß die Wälder, die sehr vom Vieh verderbet sind zu einigem Wachsthum wieder gerathen können, welches auch geschieht. Dergleichen Gedanken habe ich und einige mehrere Güterbesitzer gehabt, und wir haben dabey unsere Rechnung gefunden. Nur einegeringe Anzahl Schafe legte ich zu, wie auch einige Pflugpferde, theils wegen der Düngung, theils auch mit diesen letzten dem Ackermann beyzuspringen, dem die Ochsen gestorben waren Das Stroh habe verrotten lassen und mit Schaf- und Pferdemist vermenget; durch welches Mittel ich das Pflügeland in Würden gehalten habe und im nachfolgenden Jahre ist an meiner Nachbaren gedüngten Aeckern kein Unterscheid gewesen.

Aus diesem sehen sie, mein Herr, daß ich einigermaßen von meiner Haushaltung Rechnung ablegen könne. Viele die im Anfange darüber stuzten, sagen itzt: wollte Gott wir hätten ihrem Beyspiele gefolget. Ich bin anitzt auch nicht so ganz

arm am Vieh; denn eine kleine Heerde von vier oder fünf Stück Kühen, die auf beyden Höfen nur übrig geblieben sind, ist bis auf 19 Stück herangewachsen. Die junge weiße Kuh, die sie, mein Herr, im vorigen Jare sahen, ist bereits tragend. Ich werde es ihnen ordentlich wißen lassen, wenn sie gekalbet; insonderheit, wenn es ein Kuhkalb seyn wird, welches itzt eine Geburt von Bedeutung ist. Ich bin ꝛc.

P.S. Als ich eben diesen Brief geschloßen, erfahre ich, daß die Viehseuche sich abermal im Lande äußere, und fast mit eben der Wuth wie zuvor. Alle sind darüber bestürtzt und niemand kann von ihrer Art was eigentliches sagen, und keiner weiß, welche Anstalten die besten sind beym Landwesen, vorzukehren.

Der
vier und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen, für die Nachricht verbunden, die sie mir von ihrer Lebensart und Studiren haben gegeben. Ich sehe, daß sie von ihrem Hauptstudio noch nicht abgegangen sind, indem sie sich darinnen eine so große Kenntniß erworben haben. Sie wollen sich aber dieser Wissenschaft nach diesen nicht mehr gänzlich ergeben,

ben, sondern halten dafür, daß man bey einer nicht allein bleiben müsse, wenn man anders in den schönen Wissenschaften sich hervorthun will.

Schlagen sie sich zu andern Wissenschaften, weil sie der ersten überdrüßig sind, so ist dabey nichts einzuwenden. Denn solchergestalt folgen sie ihrer Neigung, und sind deshalb nicht mehr zu tadeln, als der, welcher eine gewisse Speise nicht mehr will, die ihm bisher doch die beste Kost gewesen ist, und hingegen zu dem Lust bekommt, das ihm vorher nicht geschmecket. Wollen sie sich aber viele Wissenschaften erwerben, um in der gelehrten Welt ein Ansehn zu erhalten, so werden sie ihren Zweck durchaus nicht erreichen. Die berühmtesten und größten Männer, sind nicht die so genannten Polyhistores oder Besitzer vieler Wissenschaften; die sind es aber, welche in einer gewissen, oder in einer gewissen Kunst so geringe sie auch ist, sind groß geworden. Apelles war nur ein Maler, Phidias ein Bildhauer, Orpheus ein Musicus: Weder Varro oder Plinius, noch Scaliger und andere, haben bey ihrem großen Vorrathe an Wissenschaften, so wie diese in der Geschichte, glänzen können. Sie wußten zwar weit höhere Dinge; diese aber hatten sich in gewissen Sachen eine Fertigkeit erworben, die ihnen niemand nachahmen konnte. Falls jene fragen möchten: Zeige uns denjenigen, die es uns zuvor gethan; so könnten diese diejenigen verlangen zu sehen, die ihnen wären gleich gekommen. Diesen Vorzug bemerckt eigentlich das Wort Distinction, das denen nur beyzulegen, die in

einer Kunst und Wissenschaft eine Vollkommenheit erreicht haben, daß sie in keiner Klasse, vielweniger in gleicher Zahl mit andern können gesetzt werden. Scaliger hat es in vielen Wissenschaften weit gebracht, und wurde wie billig, ein grosser Mann genennt, hätte er aber diesen Fleiß an einer der geringsten Wissenschaften gewandt; so wäre er noch größer geworden. Pascal gab dem Cartesius und Newton an natürlicher Geschicklichkeit nichts nach; (denn die Natur schien ihn zu einem großen Mathematicus seiner Zeit gemacht zu haben) Da er aber in mehr als in einer Wissenschaft groß werden wollte, so verlohr sich sein Glanz etwas, und seine Erleuchtung bewieß keine solche Stärke, als hätten dessen Strahlen nur auf einen Punckt geschienen. — — Die Wirkung war, daß seine weitläuftige Wissenschaften ihn zu einem berühmten Manne machten, die eingeschränkten anderer machten ihn aber zum Wunder der Welt. die Erfahrung giebts, daß so geringe eine Sache oder Kunst sey; so begeben sich doch alle dahin den Künstler zu sehen, den niemand nachzuahmen vermag. Daß wofern der Ehrgeitz seine Triebfeder gewesen, er seinen Zweck vollkommen erreichet, anstatt, daß andere die Absicht, die sie hegen niemals erlangen. Denn eben darum, weil sie an mehreren Orten ihren Glanz wollen erblicken lassen, so wird er verdunkelt, daß er sich nirgends recht vollkommen äußert. Gedenken sie demnach, mein Herr, durch Wissenschaften sich hervorzuthun, so wäre es am besten, derjenigen Hauptwissenschaft sich

zu ergeben, in welcher sie schon weit gekommen, und zu welcher sie von der Natur mit Gaben versehen sind. Es müßen deshalb die andern Studien nicht gänzlich bey Seite gesetzt werden; denn es ist keine Wissenschaft, die nicht mit der andern in einer Verwandschaft steht. Eine Hauptwissenschaft ist nöthig zu haben, und die andere muß dabey nicht liegen bleiben, insonderheit diejenige, welche etwas ähnliches mit dieser hat.

In vielen Dingen sich einzulassen, macht, daß wir die Vollkommenheit in einem einzigen nicht erhalten können. In einer Hauptwissenschaft muß bis an den Kern durchgedrungen werden, und man muß keinesweges nach dem Beyspiele des Fuchses in der Fabel, sich nur an der Schale begnügen lassen, der das gläserne Geschirr auswendig beleckte, da er den eingeschlossenen Brey nicht erhalten konnte. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter andern Erinnerungen unsers gemeinschaftlichen Freundes N. K. hat er mir auch diese gegeben, daß ich mit der Veränderung meines Standes, auch meine Lebensart ändern sollte, und mich doch mit einiger Distinction aufführen.

ven. Ich antworte öfters im Scherze, daß ich eben deswegen weil ich Freyherr bin, glaube ein Recht zu haben, mich nach meinem Belieben zu kleiden, und eines gewissen Joches verschont zu seyn, welches die Mode dieser Stadt den Einwohnern aufbürdet.

Diese Antwort wird als ein Scherz angesehen, die sie auch ist, allein sie zeiget dennoch auf das vorhergehende, was ich geschrieben habe, daß nämlich der Vorzug der Aufführung nicht in dem bestehe, daß man anders als das gemeine Volk, sondern darinnen, daß man beßer lebe; nicht im Unterschiede der Kleidung und Equipage, sondern in dem, das nicht das thörichte Volk, sondern nur vernünftige Männer und die Philosophie anständig heißen. Wenn er mir das Exempel anderer vorwirft, die nicht ihrem Stande gemäß leben, so gebe ich die Antwort, daß die Einwohner dieser Stadt nicht solche Muster sind, denen man als Modellen folgen müße. Die Hauptursache meiner unveränderlichen Lebensart ist sonst mein Alter, das ziemlich an die 20 Jahre reichet. Wer bey einem solchen Alter eine neue Gestalt annimmt, giebt den Schein von sich als trete er wieder die Kindheit an. Es ist zwar andem, daß viele betagte Männer gleichsam die Knospen zu der Zeit anfiengen zu schießen, da sie doch der Zeit nach das Laub hätten sollen fallen lassen. Man hat bemerkt, daß Leute die schon mit dem einen Fuße im Grabe gestanden, dennoch sich vorgesetzt haben, prächtige Gebäude zu errichten, da sie sich

doch

doch hätten vorstellen sollen, daß sie sie niemals würden bewohnen können. — — Ja, viele haben sich Kleider angeschaft, die sie doch niemals anzuziehen sich haben vorstellen können. Man lernt hieraus, daß so alt wir auch sind, und der Tod gleichsam vor der Thüre ist, wir dennoch immer glauben, daß es nicht Ernst sey. Solche Leute sind dem Englischen Kanzler Thomas Morus zu vergleichen, der sich des Abends vorher den Bart noch abnehmen ließ; als er den Tag darauf sollte hingerichtet werden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Der sechs und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Unter den heutigen Ehrentiteln, von denen die Alten nichts gewußt, gehöret auch der Name, Majestät — Die Deutschen Könige haben als Römische Kayser in den mittlern Zeiten sich denselben allein angemaßet; und als andere Potentaten auch anfiengen, sich denselben zu bedienen, so nennete sich der Kayser, Seiner heiligen Majestät, um sich dadurch von andern zu unterscheiden. Man kann sonst den Ursprung des beständigen Gebrauchs dieses Titels eigentlich nicht bestimmen; denn man weiß aus der Geschichte, daß ihn nur dieser oder jener Potentat angenommen hat;

denn er blieb bey den Nachfolgern, die sich nur Ihre Hoheit, Excellence, Königliche Gnade nennen ließen, nicht. So, daß man sagen kann, daß diese Benennung vor mehr als tausend Jahren zwar im Gebrauch gewesen, daß er aber wieder abgelegt, und endlich wieder angenommen, und allen Potentaten gemein sey worden. Auch haben ihn die Päbste und Erzbischöfe geführet, und sich ihre Apostolische Majestät nennen lassen, welches aber ietzt nicht mehr gebräuchlich. Es ist nicht zu glauben, daß dieses letzte aus Demut geschehen sey (denn man hat in der Kirche mehr an Titeln als im Staat gekünstelt) sondern vielmehr aus Ehrgeitz, weil man den Titel, seine Heiligkeit für prächtig gehalten hat. Die Kayser haben, wie gesagt, weit eher als andere denselben angenommen. Man kann dessen beständigen Gebrauch von den Zeiten Carl des fünften herleiten, ob man ihn gleich, einem und dem andern Kayser vor dessen Zeiten gegeben hat, darunter so gar heidnische mit gehören, wie es aus Plinii Zeugniß erhellet, der die Kayser tadelt, welche den Namen Majestät angenommen hatten, als einen Titel, der vormals der ganzen Römischen Republik nur eigen gewesen; also, daß das Laster der beleidigten Majestät ein Verbrechen gegen die ganze Römische Republik in sich enthielt. Als einige von den Römischen Kayfern unumschränkte Herren wurden, so stellten sie das ganze Volk vor; sie legten also denselben auf ihre eigene Person. Ich sage, einige von den Römischen Kayfern; denn einige unter ihnen, haben ihn aus Demut von sich ab-

gekehrt. Man konnte ihn auch nicht so allgemein, wie heut zu Tage gebrauchen, weil das Vorwort Ihr oder Ihro in der andern Person nicht üblich war, wenn man die großen Herren anredete, da anitzt die dritte Person in solchen Fällen gebräuchlich ist. Ich habe erwähnt, daß der Spanische König Carl der erste den Titel Majestät zuerst angenommen habe, als er unter dem Namen Carl der fünfte zum Römischen Kayser erwählet worden. Seinem Exempel folgten andere Könige. Dieser Titel wurde ihnen aber von den Kayfern streitig gemacht, weil sie glaubten dazu allein Recht zu haben. Dieß daurete bis zu den Münsterischen Frieden, bey welchem die Kayserlichen und Französischen Gesandten sich heftig darüber stritten, bis man sich endlich dahin verglich, daß der Kayser und der König von Frankreich sich diesen Titel allein geben sollten. Als Frankreich das Eis gebrochen hatte, so stund der Weg andern Potenzen offen; und also ward der Titel allen Europäischen Mächten, obschon nur allgemach und nach gepflogenen Unterhandlungen, gemein. Die Schrift des Wigulfarts unter dem Titel: Ambassadeur & ses functions, ertheilet in dieser Sache das beste Licht. Einige geistliche von der feinen und distilirten Gottesgelahrheit, halten sich über die Benennung Majestät auf, und geben vor, daß Majestät oder μεγαλιότης nur ein göttlicher Titel sey. Wenn man aber zwischen der himmlischen und irrdischen Majestät einen Unterscheid macht; so ist an diesem Titel nichts, woran man sich stoßen könnte. Potentaten müßen etwas voraus haben; denn

wenn

wenn Schulmänner sich Excellenzen, und Dorfjunker Ihro Gnaden nennen; so scheint es, daß der Titel Majestät, den man den Potentaten beylegt, erlaubt sey. Ich bin ꝛc.

Der sieben und vierzigste Brief.

Mein Herr,

In meinen Gedanken, die ich ihnen von den lieder-lichen Eidschwüren zugeschrieben, habe ich gewiesen, daß gewiße Eidschwüre die größten sind, die man doch für die geringsten hält, und daß gegentheils andere, als die wichtigsten angesehen werden, die doch die geringsten sind; Es ist also nicht den Eidschwüren beyzumeßen, daß sie mehr oder weniger schrecken, sondern bloß dem Namen und der Art sie auszudrücken. Eben so können auch die Spiele und andere Lustbarkeiten betrachtet werden. Die unschuldigsten und erlaubtesten unter denselben werden für die anstößigsten und thörigsten gehalten, daß man glauben muß, man stoße sich mehr an dem Namen als an der Sache selbst.

Kein Lustspiel oder Zeitvertreib wird für unanständiger gehalten, als eine Maskerade, obschon unter allen keines ist, das mehr anständiges und gegründetes an sich hat, als eben die; denn die Erfindung ist sinreich und eine Abbildung des natürlichen

Stan-

Standes, in welchen sich alle gleich sind, und wo aller Zwang und beschwerliche Ceremonien auf eine Zeit aufhören. Sie ist eine Nachahmung der alten Saturnalien, die zu gewissen Jareszeiten angestellet wurden, um den natürlichen Stand zurück zu rufen, in welchen der Knecht und der Herr, der hohe und niedrige keinen Unterschied unter sich wußten. Aus dieser Absicht geschieht es, daß man in der Carnewalszeit sich vermasket, damit der Umgang frey und ohne Furcht seyn möge, wo der König mit dem Unterthan, und der Herr mit dem Diener sich kann gemein machen, welches Hohen und Niedern nicht anders als angenem seyn muß. — In Ansehung der Hohen, indem sie alsdenn, die Gestalt annehmen, die sie sich gerne wünschen; die ihnen die Mode aber beraubet, und gerüsteten Leuten zu vergleichen sind, die eine Erleichterung finden und Luft schöpfen, wenn der schwere Harnisch abgelegt wird; oder denen die auf Stelzen gehen um höher zu scheinen als sie sind — Diese finden sich erleichtert, wenn sie andern an Höhe wie vorhin gleich werden. Geringen Leuten und Bedienten, ist es angenem; denn selbige können sich mit den Eingesperrten vergleichen, denen das Gefängniß geöffnet, und die Freyheit geschenkt wird. Der gewöhnliche Stand in einer Gesellschaft oder Regierung ist also beschaffen, daß einige seufzen und sagen: **ach daß wir dürften!** andere: **ach daß unsere Umstände es erlaubten.** Da die Maskeraden diese Absicht haben, so muß man gestehen, daß die Erfindung sinnreich, ja, daß sie selbst den Philosophen eine Lust sey, oder

wenigstens zu Betrachtungen Anlaß giebt; indem ein jeder an den Zustand erinnert wird, in welchen die allerersten Menschen von Gott sind gesetzt gewesen, und aus welchem sie nach dem Falle gekommen sind. Man kann sagen, daß der gewöhnlichste Stand in welchem wir leben, eine immerwährende Maskerade sey, weil die Regierung, die Sitten und Gebräuche uns verstellen; in solchem Spiele werden sie abgelegt, daß wir also nur vermasket sind, wenn wir mit bloßen Gesichtern einhergehen. Da die Maskeraden einen solchen Ursprung haben, so muß man sich wundern, weswegen man auf kein Lustspiel und Zeitvertreib mehr als auf dieses lästert. Es ist demnach nöthig, dieses Lustspiel auf einer andern Seite zu betrachten, und die Folgen zu untersuchen, die ihnen von den Censoren beygeleget und daher so sehr verdammt werden.

Sie geben vor, daß die Maskerade die Nacht zum Tage mache. Diesen Einwurf hat Henrich in der Concordie beantwortet; ich will dieses hinzusetzen, daß durch Kartenspiel und des Nachts angestellte Gastgebote ein gleiches geschieht, und dennoch tadelt man die weit weniger, da sie es doch mehr verdienten; denn diese verursachen Krankheiten, anstatt daß jene sie vertreiben; und man geht gemeiniglich weit vergnügter aus dem Tanzsaale, als aus einer Spielgesellschaft, in der viele ihr Vermögen zusetzen.

Sie geben ferner vor, daß die Maskeraden zu unerlaubten Liebeshändeln Gelegenheit geben. Diese Einwendung scheint in Spa-

nien

nien und Italien wichtig zu seyn, woselbst das Frauenzimmer eingesperret und unsichtbar ist. Hier in Norden ist es ganz anders, da beyderley Geschlecht, in einem freyen und ungezwungenem Umgange, das ganze Jar durch bey einander lebet, so, daß ohne Hülfe der Maskerade Liebeserklärungen geschehen können.

Sie gründen ferner ihr Urtheil auf die Unanständigkeit sich zu verkleiden, da die Männer Frauenkleider, und die Frauens Mannskleider anziehen; und daß die alten Kirchenväter wider solches verkleiden geschrieben und gepredigt hätten. Verschiedene vernünftige Schriftsteller haben aber gezeigt, daß die Sittenlehre der alten Väter öfters übel gegründet sey, und einige meynen, daß viele harte Strafpredigten über gleichgültige Dinge, ganz wohl aus unsern Postillen könnten wegbleiben.

Sie werden nicht glauben, mein Herr, daß ich mit alle dem die Maskeraden suche in diesem Briefe anzupreisen; denn wie könnte ich für eine Sache streiten, dessen Liebhaber ich niemals gewesen bin? Mein Satz ist nur dieser: daß ein Irrthum sowol in diesen als in den üblichen Eidschwüren vorgehe; und daß man gewisse Zeitvertreibe durch die Finger sieht, die doch mehr lasterhaftes und thörichtes an sich haben. Die Zusammenkünfte des Nachts in den Spiel und Weinhäusern, werden am wenigsten angegriffen, die es doch am meisten verdienten, weil man sich der Muse bedient um die Obrigkeit durchzuziehen, und dem Nächsten übels nach zu re-

den,

den, bis man sie trunken nach ihre Häuser muß führen lassen. Ich muß zwar zugeben, daß viele mit Recht wider die Maskeraden gepredigt haben; zumal da bey denselben an gewissen Orten ein Missbrauch eingerissen ist. Dieses aber gilt überhaupt von allem Zeitvertreib, der zu oft und gemißbraucht wird. Alles was sein Maaß nicht hält und zu weit geht, wird lasterhaft und schädlich. Man kann sich ja so gar in einem Mehlbrey das Fieber eßen, da er doch nicht nur eine unschuldige, sondern auch eine gesunde Speise ist, so lange das Maaß nicht überschritten wird.

Aus welcher Ursache die Maskeraden insbesondere so heftig verdammet werden, kann ich nicht einsehen. Dieses muß ich noch erinnern, daß die Maskeraden mit größerer Vorsicht müßen zugelassen werden, als andere Ergötzlichkeiten, aus der Ursache, weil in dieser die Menschen ihr größtes Vergnügen finden, und folglich sich nicht zu mäßigen wüßten, wenn denselben nicht mit einer Einschränkung vorgebeuget würde.

Zum Beschluß muß ich sagen, daß es nicht zu begreifen ist, warum man in Italien und überall in andern Ländern, die Maskeraden als eine unschuldige Ergötzlichkeit ansieht, ob man gleich an denjenigen Orten schlechte Folgen davon zu befürchten hat; und im Gegentheil in Norden verdammt, wo ihre Wirkung so böse nicht seyn kann. Ich bin ꝛc.

Der

Der
acht und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe bey verschiedenen Gelegenheiten meine Meynungen zu verstehen gegeben, was ich nämlich von denenjenigen halte, die um Glaubensmeynungen halber ihre Nächsten haßen und verfolgen. Ich habe gezeigt, daß die Leutseligkeit und der Hauptsatz des Christenthums dadurch litte und übertreten würde. Die vielen Trauerspiele, die daher entstanden sind und noch entstehen, sind Beweisthümer davon; und dennoch können sie die Menschen nicht auf andere Gedanken bringen. Indessen sind aber einige Verfolger der Glaubenslehre mehr als andere zu tadeln; unter der Zahl gehören die, welche aus gleichgültigen Meynungen anderer, nur ihren Haß und Verfolgung herleiten.

Die Römisch-Katholischen, begehen eine offenbare Ungerechtigkeit in der Verfolgung der Protestanten, weil diese in den Hauptsätzen mit ihnen nicht eins sind; noch ungerechter verfahren gewisse Protestanten unter sich, die einander um gleichgültige Dinge verfolgen. Man geräth in einen billigen Eifer über die allgemeine große Verfolgungen der Hugonotten, wenn man selbige in der Ge-

schichte des vorigen Jahrhunderts liest; noch gröſ-
ser aber wird der Eifer, wenn man die Trauerspie-
le betrachtet, welche die Bischöfliche und Presby-
terianische Kirche in England zum Urheber haben.
— Die ersten können zwar keinen hinlänglichen
Grund von ihren Verfolgungen angeben; die
letzten aber haben gar keinen. Daß man oft sagen
kann: jener Verfahren sey zwar hart und unver-
dient gewesen, dies aber zugleich thöricht. — —
Welche von beyden Parteyen die Oberhand hatte,
verfolgte die andere. Fragt man nach der Ursache
dieser Bitterkeit, die sie so gewaltig trieb, daß sie
das ganze Land in die äußerste Verwirrung brach-
te; so waren es Dinge, die der Religion gar nichts
angiengen. Z. E. ob die Glaubenslehre, welcher
beyde Parteien zugethan waren, von denen sollte öf-
fentlich gelehrt und gehandhabet werden, welche
Bischöfe genennet wurden, oder von denen, die
sich Presbyters nennen ließen; ob die Priester den
Gottesdienst in Chorhemden verrichten können; ob
man auf den Knien oder sitzend das heil. Abendmal
genießen müßte ꝛc. Sie waren hierinn den Chi-
nesischen Kayfern gleich des anitzt regierenden Tar-
tarischen Stammes, die viele tausend von den al-
ten Einwohnern hinrichten ließen und das Land in
eine abscheuliche Verwirrung setzten, nur deswe-
gen, weil das Volk die Haupthare und Nägel
nicht wollte abschneiden lassen. Ich bin ꝛc.

Der

Der neun und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich, daß ich bey einem hohen Alter noch Geld sammle, da ich es doch nicht brauchen kann, sondern mir vielmehr zu einer Last wird. Ich muß mich darüber öfters selbst wundern. Was ist aber dabey zu thun? Man kann doch nicht ein Vermögen, das man durch Gott und mit Ehren besitzt, wegwerfen? Würde ich die Beybehaltung dessen nicht achten, so würden andere sich meine Nachläßigkeit zu Nutze machen: verwendete ich es an Pracht in Kleidern, Equipage, so wäre es eitel und kindisch: thäte ich meinen Magen dadurch was zu gut, so würden sich Fieber und Krankheiten einstellen: und theilte ichs unter die Armen; so würde man mich für einen Pietisten halten; denn in diesem Falle ist der Name vielen beygelegt worden.

Ich gestehe, daß alles Geld in meinen Umständen und hohen Alter mir eine Last ist; und daß daher die Achtung, die ich dafür habe nicht zu begreifen ist. Es giebt aber viele Dinge, die schwer zu begreifen, das Ansehen haben, und die dem ungeachtet natürlich und begreiflich sind. Man begreifet noch weniger die Heirat mit einer Xantippe oder

Meduse des Geldes halber, und dennoch geschieht ste öfters, damit man im Ueberfluße leben möge. Die Last ist hier doppelt, das Weib soll man bändigen, und das Vermögen (darüber der Mann nur als Rentvoigt der Frauen anzusehen ist) soll gehütet werden. Wie sehr sie also über mein Betragen sich kritisch auslassen, und wie wenig sie auch dasselbe begreiffen können, so bin ich doch versichert, daß sie sich diesem Joche ganz willig unterwürfen, wenn es etwa geschehen sollte, daß ich sie zu meinem Erben einsetzte. Ich bin ꝛc.

Der funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß sie mit Vergnügen die ihnen zugesandte Beschreibung von Grönland gelesen haben. Sie wünschen, daß diese Schrift mehrere Liebhaber finden möchte, weil sie viel seltene und daher unbekannte Dinge enthält, und zu einem Beweis dient, daß Religion und die Sitten mit der Zeit bey einem Volke gänzlich verschwinden können, so, daß auch nicht die geringste Spur übrig bleibe.

Man muß, daß dieß Land vor einigen hundert Jahren von Christen und Leuten aus Norden ist bewohnet worden, und demnach ist nicht das geringste Ueberbleibsel da, so wohl von der Religion, als

von

von einigen Nordischen Gebräuchen. Man glaubt zwar, daß die heutigen Grönländer, die aller ältesten Bewohner dieses Landes sind, und daß die Nordischen Colonien, entweder gänzlich ausgerottet oder ausgestorben sind; welches aber kaum zu glauben ist. Es hat vielmehr das Ansehn, daß sich die letzten mit den ältesten Einwohnern vereiniget haben, und daher zu einem Volke geworden sind. Denn diese Vereinigung ist also die Sprache, Glaubensbegrif und das übrige von den Norden hingebrachtes, durch den langen Zeitraum gänzlich in Vergessenheit gerathen; wie denn dergleichen Beyspiele in der Geschichte mehr vorkommen. Es ist wahr, daß die heutigen Grönländer ungeschliffen, unwissend und grob sind; allein bey einigen Völkern, überhaupt in Africa und America, ist dennoch eine größere Unwissenheit und ungesitteteres Wesen gespüret worden.

Sie halten es, mein Herr, für den äußersten Grad der Dummheit bey den Grönländern, daß sie glauben, der Mond begebe sich bey seinem Untergange auf die Erde, um zu seinem Unterhalte Seehunde zu erjagen: sollte eben diese Meynung wohl thörichter seyn, als die bey den Römern und Griechen, welche die Mondverfinsterung für eine Bezauberung hielten? oder der geschliffenen Chineser, die noch glauben, daß der Mond von einem Drachen verschlungen werde. Ludovicus Vives führt noch eine seltsamere Erzählung von dem Monde an, einige unwissende Leute sahen den Mond am Himmel und zugleich in einem Brunnen

als eben ein Esel aus diesen Brunnen tranck, wurde der Mond von einer Wolcke bedeckt, und daher glaubten sie, der Mond sey von dem Esel verschlungen worden. Der Esel wurde als ein Missethäter ergriffen und aufgeschnitten; als diese Execution geschehen war, erschien der Mond wieder; sie wurden daher in ihrer Meynung gestärckt, daß er in dem Bauche dieses Esels müsse gewesen seyn. Ungeachtet der Unwissenheit und Grobheit der Grönländer, bemercket man doch verschiedene Tugenden an ihnen z. E. Geselligkeit und einen zärtlichen Umgang, die Liebe der Eltern gegen ihre Kinder, und diese wieder gegen ihre Eltern, Freygebigkeit ꝛc. Und obgleich unsere Mißionarien in Anfange glaubten, daß diese Leute keinen Begrif von irgend einer Religion oder Leben nach diesem hätten, so hat man doch bemerkt, daß sich die Mißionarien hierinnen geirret haben. Auch ist den Grönländern nicht gänzlich der Verstand versagt; sie wissen verschiedenes mit ihren Händen zu machen, auch ihre Fragen und Antworten haben öfters gewiesen, daß sie an sinnreichen Einfällen Geschmack haben. Z. E. unter den König Friedrich den vierten, wurden hieher nach Coppenhagen die ersten Grönländer gebracht, und da man einen von ihnen unterschiedliche Dinge zeigte, die er vorher nicht gesehen hatte, ließ er sich in seinem Bezeigen darüber öfters ganz artig aus. Als man ihn auf die Reitbahn führte und er daselbst sah, daß der Bereiter ein Pferd bis auf das Schäumen tummelte, sagte er: der Narr will den Pferd fliegen lehren,

da

da er doch siehet, daß es ihm an Fliegeln fehlt. Ein anderer sah jemand singend mit einem Fuder Miste fahren. Er fieng darauf an zu fragen: „warum man den Unflat den niemand haben „will auf den Wagen lade“: und als man ihm antwortete; daß er den Acker fruchtbar mache, sagte er: „nun begreife ich, warum der singet; er „freuet sich, daß vermöge solcher Arbeit das Erd„reich Früchte bringet“. Als einer von ihnen einen jungen Herrn in einer Sänfte sitzen sah, schüttelte er den Kopf, und sagte: dieser junge Herr muß ungemein faul oder schwach seyn, da er sich auf einer Bahre tragen läßt. Man merckt ebenfalls, daß die Grönländer ein grosses Mitleiden mit unsern herumlaufenden Bettlern haben, besonders weil sie dieselben in eben der Bildung als andere Leute sehen, die in Pracht, Herrlichkeit und Ueberfluß leben.

Dieses und andere Dinge sind ein Beweis von dem natürlichen Verstande und guten Herzen der wilden Grönländer. Ihre zum öftern angestellte Fragen an die Mißionarien, und ihre gemachte Zweifel, beweisen, daß sie von dem, was sie glauben sollen Beweise fordern. Als man ihnen die Lehre von der Erbsünde erklärte, sagten sie: warum ließ Gott Adam und Eva nicht so gleich umkommen; und warum schuf er nicht an ihrer Stelle andere Menschen, die reine Nachkommen und Kinder hätten zeugen können? Ferner, als man ihnen sagte; daß der böse Geist die Menschen zur Uebertretung der Ge-

bote verführe; antwortete einer: warum denn Gott ihn nicht umbrächte oder einsperrete, um die Menschen von dieser Versuchung zu befreyen, die sie ins ewige Verderben stürzt. Wenn ihnen gelehret wird, daß die, so Gott nicht kennen, noch an ihm glauben, verdammet werden; antworteten sie: warum denn Gott so lange verzogen habe, ihnen den Glauben zu verkündigen? als einer von ihnen darum gestraft wurde, daß er Kebsweiber genommen hätte, sagte er: er habe seiner Neigung gefolget, die nur auf die Liebe auslief, und fragte: warum Gott ihm nicht ein gleiches Temperament als andern, die sich mit einem Weibe behelfen könnten, verliehen hätte? Eben derselbe entschuldigte seinen Zorn auf gleiche Weise in den Worten: es wiese die Erfahrung, daß einer mit mehreren zornigten Wesen erschaffen sey, als ein anderer, und was ihm angebohren sey, das wäre nicht ihm, sondern dem Schöpfer zuzuschreiben. Die Grönländer meynen daß die Moralität sich am besten bey ihnen erlerne; wenn sie daher einen frommen Menschen von einer andern Nation kennen lernen, so sagen sie; er sey so fromm und gut als ein Karolk, das ist; ein Grönländer. Es mag vielleicht das unordentliche Leben vieler Christen ihnen zu diesen Gedancken Anlaß gegeben haben; woraus man die Nothwendigkeit einsieht, weswegen die Colonien, die nach dergleichen Oerter versandt werden, aus unsträflichen und gesitteten Völkern bestehen sollten, damit nicht ihre Ruchlosigkeit den Leuten ein

Er=

Ergerniß geben könne. Aus eben der Ursache, sagte einer von ihnen: ich will euren Glauben nicht annehmen, denn ich möchte dadurch eben so arg werden als ihr andern seyd. Ein anderer hörte, daß die Eva von dem verbotenen Baume gegessen, ob sie gleich viele andere Früchte um sich gehabt hätte, davon sie hätte essen können, und sagte: es ist eurer Nation ähnlich genug, eure Begierde hat kein Ende, und kann sich nicht anders als mit vielem Essen begnügen lassen. Als man ihn das Leiden Christi, und den Gehorsam des Sohnes gegen den Willen seines Vaters zu erfüllen, erklärte so sagte er, der Sohn sey sehr fromm gewesen, daß es für andere leiden wollen; der Vater hingegen hart, daß er die Verbrechen nicht anders verziehen, als nur durch das Opfer seines unschuldigen und einzigen Sohnes. Sie sagen öfters zu den Missionarien: da euch Gott hergesandt hat zu unserer Unterweisung und Bekehrung, warum thut ihr denn keine Wunder, wie die gethan haben, die zu andern Ungläubigen sind versandt worden? wie kommt es, daß ihr die blinden nicht sehend macht; die Tauben nicht hörend; und die Krancken gesund? warum schaffet ihr im Lande nicht Vorrath an; und warum versehet ihr uns nicht mit gutem Wetter Seehunden und Wallfischen, da wir Noth leiden? ingleichen, warum kommt der Sohn Gottes nicht nach Grönland und macht daselbst auch Kranke gesund? ihr lehret, sagte einer, daß Gott fromm sey, woraus entstehet demnach das viele Böse in der Welt? ein anderer: warum verhinderte Gott

nicht die Eva, da er sah, daß sie von dem verbotenen Apfel essen wollte? zu einem Mißionario sagte einer, als er ihm zum Glauben ermuntern wollte: ich glaube, was du sagst, denn du kommst mir als ein guter und die Wahrheit liebender Mann vor: ich kann aber nicht so leicht glauben, was der geschrieben, das in diesem Buche steht; denn ich kenne den Schriftsteller nicht. Einer fragte: ob er nicht ohne den Christlichen Glauben anzunehmen könnte selig werden, wenn er sich eines unschuldigen und tugendhaften Lebens befliße?

Unsere neuen Grönlädischen Colonien haben zweyerley Mißionarien, einige sind Dänen und Norweger, andere Herrenhuter. Und da die Grönländer ihre Abweigungen von einander in der Lehre gewahr werden, so halten einige den ganzen Glauben für verdächtig und sprechen: wie kann das Wahrheit seyn, das unter euch selbst Zanck erregt? bey dergleichen Fragen müssen unsere Mißionarien ihnen die gehörige Erläuterung geben: und man sieht daher, daß erleuchtete Männer zu der Mißion nach Grönland nöthig sind, da ihnen härtere Fragen vorgelegt werden, als den Malabarischen Mißionarien. Indessen aber sind die Grönländer doch gelehriger als die Malabaren und sind vergnügt, wenn sie wohl gegründete Erklärungen bekommen.

Ich habe einige Exempel ihrer moralischen Betrachtungen und Gedanken angeführt. Diesen kann noch beygefügt werden: als ein Grönländer vor der Pforte eines grossen Herrn in Coppenhagen

eine

eine Schildwach stehen sah, so sagte er: diese Leute müssen kein gut Gewissen haben, weil sie so furchtsam sind. Als ein anderer eine Jungfer sich brüsten sah, so sagt er; diese muß nicht glauben, daß sie aus Erde genommen. Noch ein anderer, als er hörte, daß die Christen in America so grosse Niederlagen gehalten hätten, meynte: es sey für den Grönländern ein Glück, daß sie ein so armes Land bewohnten; denn sonst dürfte es ihnen nicht besser gegangen seyn. Dieß ist ein zureichender Beweis von dem, was ich von der natürlichen Beschaffenheit Grönlands gesagt habe. Ich bin ꝛc.

Der ein und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Es gefällt ihnen, es zu meinem Ruhme auszulegen, daß ich, aller Einwürfe ungeachtet, fest an dem Satze halte, daß nämlich eine jede Lehre zu verwerfen ist, welche die Absicht, hat uns die hohen Begriffe zu benehmen, die wir uns von den heil. Eigenschaften Gottes machen sollen, oder die dazu einigen Anlaß geben können. Sie sagen aber zugleich, daß ich in dem zu weit gehe, und gleichsam eine göttliche Eigenschaft aufopfere, um die andere zu behaupten. Ich erinnere mich aber nicht, daß dieses von mir geschehen sey.

Falls ich dennoch in solcher Meynung und aus einer

ner solchen Bewegursache von der allgemeinen Lehre in etwas sollte abgewichen seyn, so dürfte ich einigermaßen zu entschuldigen seyn. Denn der Irrthum hat solchergestalt die Furcht gegen einen noch wichtigern Irrthum zum Grunde – Ich sage eines noch wichtigern Irrthums; weil keine Lehre gefährlicher seyn kann als die, welche den heiligen Eigenschaften Gottes in der That, oder wenigstens dem Ansehen nach scheint Eingriff zu thun. Ein weltlicher Monarch kann ertragen, daß man diese oder jene seiner wirklichen Eigenschaften in Zweifel zieht; ja er entschuldigt es, wenn er bemerkt, daß der Zweifel die Wirkung einer Furcht ist, in eine Lehre zu verfallen, die seine Güte und Gerechtigkeit angreift. Er kanns ertragen, daß seine Gesetze und Anordnungen critisiret werden, wenn die Schreibart hätte deutlicher seyn können; er kann aber durchaus nicht zugeben, daß man sagen wollte, sie wären von ihm darum gegeben, daß der Unterthan in ein straffälliges Unternehmen verfallen sollte. Wenn man behauptet, daß jemand strafet und belohnet, sowol verdammt als freyspricht und das nur allein nach eigenem Gefallen und nicht in Absicht auf die Verbrechen oder Verdienste der Personen, so ist dieß der häßlichste Charakter, der einem weltlichen Richter kann beygelegt werden. Und ist der Charakter bey Menschen häßlich, wie vielmehr muß er es nicht seyn in Ansehung Gottes; denn, wenn der Schluß folgt, daß ein solcher Mensch ein böses Wesen sey, so macht man zugleich Gott zu dem allerärgsten aller Wesen. Die natürliche

che Ursache, die ein solches Urtheil zum Grunde hat, ist diese: wenn ein Mensch ungerecht und hart ist, haßet und verdammet ohne Unterlaß, so wird solches einem gallenvollen Temperamente, hitzigem Geblüte; Eigennutze, Rachgier und andern Leidenschaften zugeschrieben, welchen die Menschen von Natur unterworfen sind. Da aber Gott ein vollkommenes Wesen ist, ohne Leidenschaften, aus welchen ein solches Betragen entstehen könnte, so müßte man dafür halten, daß wofern er ungerecht und hart sey, die guten mit den bösen Werken nicht in Ansehung ihrer strafet oder belohnet, so beweiset er sich also aus keinem Eigennutze, sondern aus bloßem Wohlgefallen, so, daß er streng und ungütig sich äußert, nur um streng und unmilde zu seyn; und vermöge dieser Folge von allen Wesen das allerärgste seyn möchte. Wenn ein Armer und ein Reicher stiehlt, so spricht man zwar keinen von der Schuld frey; das Urtheil aber hält dennoch den letztern für niederträchtiger und strafwürdiger als den erstern; weil jener aus Mangel stiehlt, dieser aber nur um zu stehlen. Wenn zwey eine Mordthat verüben, entrüstet man weniger über dem, der ein feuriges Geblüt hat, als über demjenigen, dessen Gemütsverfassung gemäßigt ist, und demnach keinen Zunder zu einer solchen Missethat in sich haben kann. Sie sehen hieraus, mein Herr, wie gefährlich und Verdammungswürdig die Lehre sey, welche Gott zu einem willkührlichen Richter macht; indem sie ihn nicht allein für ein böses, sondern auch so gar für das allerärgste Wesen erkläret.

Sie

Sie sehen ferner, wie nöthig es sey, von dem buchstäblichen Verstande abzugehen, wenn eine oder andere Stelle der heil. Schrift vorkommt, die da scheint, Gott als einen willkürlichen Richter vorzustellen; und die gesundeste Erklärungen zu erwählen, durch Auslegung eines Spruches der Schrift durch den andern; und niemand weder könne noch verdiene deswegen angegriffen zu werden, wenn er sich eine solche Richtschnur wählt. Ich bin ꝛc.

Der zwey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einem von meinen Briefen gezeigt, daß der Satz: compelle intrare, nirgends statt finde, noch gefunden habe, als in den Ländern wo die Römisch-Katholische Religion die Oberhand hat. Es ist gewiß, das die Juden sich bemüht haben Proselyten zu machen, und Leute zu ihren Glauben zu locken. Man meynt, es sey einer von den Aegyptischen Satzungen, der sie unter andern folgen, ingleichen, daß die Juden diese Weise auf die Christen und Muhamedaner gebracht haben. Dem sey, wie ihm wolle, so gestehe ichs, daß viele Völker eine Begierde haben blicken lassen, ihre Sekte zu vergrößern und fortzupflanzen. Der

Geist

Geist der Verfolgung, wie man ihn nennet, als auch die Ausbreitung der Religion durch Feuer und Schwerdt zu bewerkstelligen, hat aber niemals und nirgends als in der Römischen Kirche statt gefunden. Die Ursache, weswegen die Römische Kirche von andern mit diesem Geiste geschlagen ist, ist nach meinem Vermuthen diese; die Geistlichen in dieser Kirche werden hauptsächlich wohl gepfleget, und ihr Wohlstand und Einkünfte werden nach der Zahl der Gläubigen abgemeßen. Hieran zweifelt niemand, der die romische Lehre genau erwogen hat; es hat fast ein jeder Glaubensartikel einen Vortheil für die Geistlichkeit zum Endzwecke. Je größer die Orthodoxie der Ungelehrten in dasigen Landen sich befindet, je reicher werden die Klöster, die Kirchen und ihre Bedienten; deren Einkünfte also die Früchte des Glaubens können genennet werden. Es äußert sich zwar auch etwas in andern Sekten, das mit diesem eine Aehnlichkeit hat. Die Kirchenbedienten in andern Reichen, werden nur unterhalten, bey den Römischcatholischen aber werden die Mönche und Priester gemästet und die Prälaten in den Stand gesetzt, sich als Könige und Fürsten sehen zu lassen, woraus zu schlüßen, daß der Eifer Proselyten zu machen bey diesen Leuten, grösser als bey andern seyn müße. Die Römisch Katholischen legen zwar diesem Eifer andere ruhmwürdige Ursachen bey. Sie geben vor, daß ihr Eifer alle ersinnliche Mittel zur Beförderung des Glaubens ausfündig zu machen aus einer christlichen

Pflicht

Pflicht entstehe, und aus Mitleiden gegen die Unbekehrte; ja sie meynen so gar, daß dieser Eifer unter andern ein trügliches Kennzeichen von der Richtigkeit ihres Glaubens sey. Wenn aber dieß die Ursache ist, so entsteht der unglaubliche Satz, den niemand begreifen kann, das nämlich die christliche Liebe und das Mitleiden gegen ihre Nächsten nur in den Ländern statt finde, wo der römische Pabst als Oberhaupt der Kirche verehret wird und die einen Menschen verändert, so bald er in die Matrikel der römischen Kirche sich einzeichnen lassen, und Mitleiden in Verhärtung, Lauligkeit in einen heftigen christlichen Eifer sich augenblicklich verwandele. Ihr anderer Vorwand ist dieser, daß durch eine einzige Religion im Lande der Friede und die Ruhe befördert werde. Weil aber alle Sekten ein gleiches sagen können, so verstehts ein jeder, daß dieser letzte, wie der erste Satz von schlechter Bedeutung ist. Es ist überdem klar, daß der Friede und die Ruhe in einem Lande nicht gestöhret werde. Dieß beweisen nicht allein viele Exempel, sondern, man hält so gar dafür, daß eine Menge Sekten einem Reiche nicht wenig zum Flor und Wohlstand gereichen; und daß viel gutes daraus entstehe, wenn alle Religionen die Stärke und Aufnahme einer Gesellschaft zum allgemeinen Zwecke machen. Denn da es eine Sekte der andern sucht zuvor zu thun, so ist solche Bestrebung der Wetzstein der Tugend und der Geschicklichkeit, weil sie alle an Fleiß und Treue gegen die Regierung einander sich zu übertreffen bemühen. Der Sekten

zugeschweigen, die nicht Theil an der herrschenden Religion haben, und folglich von dem Genuße der reichen Beneficien des Landes ausgeschlossen sind, und desto mehr zur Arbeitsamkeit und Fähigkeit ermuntert werden, und dadurch die begütertesten Bürger einer Stadt werden; wie man solches an dem Exempel der Juden sieht. Die solcher Meynung zugethan sind, glauben daher, daß der Geist der Verfolgung eine Finsterniß des menschlichen Geschlechts sey. Ich bin ꝛc.

Der drey und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Nichts giebt mehr Anlaß zum spotten, als wenn man höret, daß sich Leute über anderer Fehler lustig machen, aus deren Reden und Schriften man abnehmen kann, daß eben die Laster ihnen selbst eigen sind. Ich habe in meinen Schriften einen Prediger angeführt, der seinen Zuhörern das schändliche Laster des Fluchens zu Gemüthe führte, und sie dabey mit einem theuren Eide drohete, daß, wofern er jemand würde fluchen hören, solcher nachdrücklich sollte gestraft werden. Diese Ermahnung die ohne Noth also betheuert wurde, erweckte bey den Zuhörern nur ein Gelächter; indem sie merkten, daß der Prediger sich

selbst gar nicht kennete. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren ein Mann aus Jütland in diese Stadt eintraf, der vorgab, daß bey Lüngbyr ein grosser Schatz vergraben liege, den er zugleich versprach auszugraben. Als er nebst andern in der Arbeit begriffen war, begab ich mich zu ihn hin. Er versicherte, den Schatz ganz gewiß zu erhalten, und daß er ihn schon würde gehabt haben, wenn nicht einer von den Arbeitsleuten gesprochen hätte; denn er meynte, daß die Verschwiegenheit währender Arbeit eine wesentliche Nothwendigkeit sey. Der Schatz, sagte er, hätte sich durch Uebertretung dieses Verbots einige Ellen tiefer gesenket. Ich erzählte dieses einer andern Person, die bey dem Orte Wache hielt. — Diese gerieth hierüber in ein herzliches Lachen, und sagte, daß der Mann seiner fünf Sinnen beraubt wäre, und er würde das niemals zustande bringen, wozu er sich anheischig gemacht hätte; er setzte hinzu, daß er an einem unrechten Orte angefangen habe zu graben, hätte er da gegraben, sagte er, wo man des Nachts ein blaues Licht brennen sieht, so möchte er vielleicht den verborgenen Schatz gefunden haben. Ich schloß aus dieser Rede, daß dieser eben so klug wie jener war. Und das Bedenken dieses, kann ich sagen, belustigte mich am meisten.

Einige Zeit nachher erzählte man mir in dem Friedrichsdaler Kruge von einem Manne, der seltsame Dinge von einem Gespenste im Walde vorgab, daß er einsmals den Teufel, der ihm begegnet, erschossen hätte. Ich fragte den Wirth, ob er den Mann

nicht

nicht kennte? Er antwortete, der Mann wäre im Kopfe verrückt, der des Tages erzählte, was ihm des Nachts geträumet hätte; er führte dieses dabey an, daß er selbst bey dem allen heilig versichern könnte, er habe einmal gesehen, daß alle Bäume im Walde sich umgekehrt, und mit den Wurzeln in die Höhe gestanden hätten. Dieses ist gewiß, sagte er, allein des andern Mannes Bericht kann man keinesweges vor zuverläßig annehmen; denn er ist ein Stocknarr und ein Träumer.

Es giebt viele Arten der Narrheiten, die eine giebt sich gleich bloß, und ist sich selbst immer ähnlich, eine andere hingegen wird man nicht sogleich gewahr; denn es giebt Menschen die bey unterschiedlichen Sachen sich ganz vernünftig zeigen, und von andern hören lassen; sie machen aber ihre eigene Thorheit gleich kund, so bald sie von gewissen Materien anfangen zu reden; oder die man mit Vergnügen anhöret, wenn sie von andern sprechen, und ihre eigene Grillen alsdenn erst merken lassen, wenn sie anfangen von sich selbst zu reden. Ich habe einen Mann sagen gehört, daß er mit Einsicht von Regierung- und Hausachen urtheilen könne; so bald man aber anfieng aus den Zeitungen mit ihm zu reden, so ward man gewahr, daß er gänzlich außer sich selbst gesetzt wurde. Zum Beweise dieses, dienet die bekannte Erzählung eines Mannes, der neben andern, in einem Dollhause saß. Ein Vorübergehender hörte ihn lange mit großer Vernunft sprechen, so, daß er sich darüber wunderte, wie ein so kluger Mann an einen solchen Orte gekom-

men sey. Der Mann gab selbst die Antwort, daß er es gleichfalls nicht begreiffen könne, und fieng darauf gleich an, die Dollheit der übrigen zu beschreiben.

Dieser, sagte er, glaubt er sey Christus, welches aber doch eine verkehrte und falsche Einbildung ist; denn wenn dem also wäre, so müßte ichs, der ich der Engel Gabriel bin, wohl wissen. Plinius erzählt in einem seiner Briefe, er habe an einem Römischen Rathsherrn unterschiedene Merkmale eines verwirrten Kopfes gemerkt, der dennoch im Rathe seine Stimme sehr vernünftig zu geben gewußt habe. Burnet schreibet in Hist. sui temp. ebenfalls von dem Mylord Bolton, der zu seiner Zeit lebte, daß er sich öfters als ein sinnloser Mensch bezeiget habe, obgleich seine Stimme in dem Parlemente ihr Gewicht gehabt hätte.

Es giebt demnach rasende Menschen, deren Dollheit sich aber nur in gewissen Zufällen äußert. Sie sind dennoch selten, und sind deshalb nicht mit denen zu vermischen, die sich verändern; welche Schwachheiten so gemein sind, als die chronische Krankheiten, und die zu gewissen Zeiten sich einstellende Fieber. Von eben der Art war der Unsinn des Französischen Königs Carls des VI. der sich wechselsweise und durch Paroxismos einfand.

Eben so gehts auch mit andern, die, wenn sie klug sind, so sind sie in allen Dingen klug; sind sie aber thöricht, so äußert sich ihre Thorheit in allen Fällen; diese sind daher zu gewissen

Zei-

Zeiten, jene in gewissen Verrichtungen brauchbar.

Dumme Leute, wovon ein jedes Land einen Vorrath hat, kann man weder klug noch närrisch nennen; in wichtigen Dingen scheinen sie nicht nützlich zu seyn; sie können aber dennoch nicht wohl entbehret werden, weil sie öfters die besten Werkzeuge sind, dasjenige auszuführen, was verschlagene Leute ausgedacht haben; insonderheit, wenn sie ihren eingeschränkten Verstand selbst erkennen, und für billig halten, sich von andern führen zu lassen. Wenn sie diese Erkenntniß haben, so besitzen sie etwas, das dem Verstande und der Ueberlegungskraft nahe kommt, und dennoch nützliche Glieder einer Gesellschaft seyn können; ja sie sind klüger als viele, die sich gar zu klug dünken, und von sich glauben, daß sie zu allem fähig, und stets sehr große Gedanken von ihren Verdiensten sich machen. Von ihnen heißt es: ignorare morbum, est pars morbi, seine Krankheit nicht kennen, ist ein Theil der Krankheit. Ich bin ꝛc.

Der vier und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Die Eigenschaften, die sie der Person beylegen, welche sie mir wollen empfehlen, sind

ganz gut, allein es sind nicht solche, die zu dem Dienste, zu welchen ich ihn gebrauche, nöthig sind. Wenn ich krank bin, und einen Arzt verlange, so frage ich nicht nach dem der Griechisch oder Latein versteht, sondern nach einem solchen, der die Krankheit am besten vertreiben kann. Wenn ich einen Schreiber verlange, so frage ich nicht, ob er Malen und Zeichnen, sondern ob er Schreiben und Rechnen könne. — Vor einigen Jahren bekam ich einen Jäger auf meinem Hofe, dieser Mensch war von ganz guter Art, er war besonders höflich, schrieb eine gute Hand, konnte Parücken accommodiren; allein im Schießen war er nicht gewiegt. — Ohngeachtet seiner vielen Wissenschaften konnten wir doch nicht bey einander bleiben, weil er nur ein unnützes Werkzeug bey mir war. Kurz darauf erhielt ich einen andern, aber einen gar zu künstlichen Jäger; er gab vor, daß er so gar den Teufel todt geschossen habe, welches er mit einem großen Eide betheurete. — Ich mußte lachen, und sagte, ich verlangte keinen Schützen von so großer Fähigkeit, sondern nur einen, der Haasen und Rehe schießen könnte; überdem glaubte ich, daß es undienlich sey, wenn ein Theil selbst kluge Bauren erfahren sollten, daß er Teufel fällen könnte. — Denn wenn sie vernehmen sollten, daß der Teufel todt sey, so würde man Mühe haben, sie in Zaum zu halten; weil dieser das Fürchterliche ist, womit sie bedrohet werden, wie die Kinder mit der Ruthe.

Ich nahm ihn demnach an auf einen Versuch; ich bemerckte aber, daß er mehr ein geistlicher als weltlicher Schütze war; denn nach einem halben Jahre hatte er weniger an Wilde erlegt, als das verschossene Pulver und Bley gekostet hatte. — Ich wurde also zweymal hinters Licht geführt; jener verstand von seiner Profession nichts, dieser zu viel. Sie glauben vielleicht, mein Herr, daß ich scherze; es können hievon mehrere in dieser Gegend meine Zeugen seyn. Ich will demnach wissen, ob einer zu dem brauchbar sey, wozu er nöthig ist. Ich will wissen, ob ein Jäger schiessen kann; ob ein Reitvoigt getreu sey, und ein Pachter Geld habe. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der fünf und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten in ihrem letzten Briefe, daß sie eine Unterredung mit N. N. gehabt haben; daraus sie aber schlüssen, daß er ein sehr ungeschliffener Mann seyn müsse. Ich will mich nicht auf seine Seite schlagen, zumal da ich wircklich bemercke, daß sein Umgang widerlich ist. Ich will nur dieses sagen, daß sie in ihrem von ihm gegebenen Charackter fehlen; sie unterscheiden nicht, wie die meisten, die Grobheit und Bosheit,

welche doch zwey unterschiedene Laster sind; denn es giebt viel boshafte Leute, die ungemein geschliffen sind, und viele grobe, die niemals beissen, noch jemand anfahren. Sich als einen beissenden Hund gebärden, entsteht aus einem hitzigen Temperamente; Grobheit aber aus einer schlechten Erziehung. Beyde Eigenschaften sind lasterhaft; jene muß der Natur beygemessen werden, diese der Gewohnheit.— Ein Mann von vieler Galle, erkennet daß seine Hitze ein Fehler sey; ein Grober hingegen sieht seine Eigenschaft für eine Zierde an. Jener arbeitet öfters an seiner Verbesserung, welche er aber nicht vermag zu Stande zu bringen. Dieser kann es, er will sich aber nicht ändern. — Ueberleget man dieses, so muß man bekennen, daß ein zorniger Eifer erträglicher als die Grobheit sey. Man bemerkt auch, daß jener gemeiniglich eher übersehen wird, als dieser; denn es ist empfindlicher, grobe als bittere Worte anzuhören; denn die letzte geben eine Unvollkommenheit, hitziges Geblüt und böse Säfte an den Tag; jene hingegen entstehen aus der Verachtung anderer. Daher trägt man öfters mit einem zornigen Manne Mitleiden, ob man gleich hart von ihm ist begegnet worden, an statt, daß man gegen einen groben Mann der uns mit Verachtung scheint zu begegnen, einen Widerwillen hat. Wenn A. aus Zorn schnaubet und mit den Fäusten auf Tisch und Bäncke schlägt, so sehe ich gleich, er ist im Affekt; wenn B. mir auf seinem Nachtstul Audienz ertheilt, so sehe ich, daß er zu dem Viehe gehört. Dem ohngeachtet,

daß

daß die Grobheit anstößig ist, so giebt es doch eine Art der Ungeschliffenheit, die, wenn sie mit einer Art der Aufrichtigkeit verknüpft ist, nicht unangenehm ist. Es heißt, zwey Personen thun einerley, und doch ist es nicht eben dasselbige. Einigen Menschen steht alles wohl, und was an andern unanständig ist, ist bey ihnen nicht allein erleidlich, sondern auch angenehm, wenn sie es thun. Ich bin ꝛc.

Der sechs und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß es ihnen in meinen Schriften nicht gefalle, wenn ich behaupte, daß nichts Verleumdung (Medisance) könne genennet werden, was die Wahrheit zum Grunde hat. Ich gebe gern zu, daß diese Worte eine Erläuterung bedürfen. — Denn es geht der Wahrheit nicht besser als andern Tugenden, die den Namen der Tugend verliehren können, wenn sie das Maß überschreiten. — Man kann also sagen, daß obgleich die Wahrheit eigentlich nicht eine böse Nachrede kann genennt werden, so kann sie doch in gewissen Fällen das Ansehen erhalten, als käme sie selbiger nahe.

Die Wahrheit kann man sagen, ohne daß man darum gefragt wird; wird man deswegen befragt, so geschieht solches von jemand, der sie zu wißen ein Recht hat oder nicht. Dem ersten muß man sie rein herausſagen, wenn es gleich zum Nachtheil eines dritten geschehen sollte; dem andern darf ich sie nicht sagen, besonders, wenn ein anderer darunter leidet. Ungefragt aber ist es unanständig eine Wahrheit zu reden, die dem Nächsten zur Last gereicht. Denn jemand ungefragt um seine Ehre bringen und bloß zustellen, ist eine Anzeige die der Verleumdung nahe kommt, ob sie gleich auf der Wahrheit gegründet ist. Bey den alten Römern war es allerdings sehr löblich einen freywilligen Kläger abzugeben. Man kann diesem Gebrauche eben nicht beypflichten, denn die mehresten Verräthereyen zielen mehr ab auf ihre eigene als auf die Feinde des Staats.

Man siehet dergleichen Verfahren noch heut zu Tage überall, als etwas Lasterhaftes an, und zwar mit Recht; weil solches ein Kennzeichen eines harten Gemüths ist. Wenn ich ohne dringende Ursache einen betrunckenen Trunckenbold, u. einen Kargen ein Filz nenne; so rede ich zwar die Wahrheit, allein eine unerlaubte Wahrheit, die der Medisance nahe kommt. Wäre dieß erlaubt, so liesse sich auch des Eulenspiegels Verfahren entschuldigen. Dieser beklagte sich gegen eine alte schielende Matrone, daß ihn niemand in Diensten nehmen wollte, weil er stets die Wahrheit redte. Die alte Frau, welche glaubte, daß die Wahrheit zu allen Zeiten eine

Tu-

Tugend sey, nahm ihn zu sich. Als sie ihn kurz darauf zu sich rief, antwortete er: Ja, Schilerin (Schilwix). Er wurde deswegen sogleich aus dem Hause gejagt; wobey er noch sagte: er wüßte es ganz wohl, daß die Wahrheit nirgends gelitten sey. Die Frau verstand ihm deutlich und sahe ihn nicht als einen Bekenner der Wahrheit und Märtyrer an, sondern als einen Spottvogel. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Die großen Trauerspiele, die im vorigen Jahrhundert in Engeland entstanden, als die Hinrichtung Carl des ersten, die Aufstände, die beynahe seinen Sohn Carl den zweyten ebenfalls so mitgespielet hätten, und die darauf unvermuthete Veränderung, die ihn in den Stand setzte unumschränckt zu regieren, und dem Englischen Volcke ihre Religion und Freyheit zu benehmen, werden überhaupt den Unternehmen der Könige wider die Vorrechte und Gesetze des Landes und Hartnäckigkeit der Unterthanen sie zu vertheidigen, beygemessen. Es ist nicht zu leugnen, daß die grossen Unruhen daher entstanden sind; es war aber

nicht

nicht dieses allein, daß Großbrittannien in die äusserste Verwirrung und ins Verderben brachte. Denn die Verbitterung war nicht so groß zwischen dem Könige und den Unterthanen, als zwischen den Unterthanen unter sich selbst. Man muß die Englische Kirchengeschichte mit Fleiß ganz durchgehen, wenn man hiezu die Haupturſachen ausfündig machen will. Zu der Zeit Jacobi I. Carls I. und Carls II. waren zwo Hauptseckten, die Bischöfliche und die Presbyterianische. Aus diesen bestand die Stärcke des Reichs; diese beyden Seckten stritten über die Einrichtung des Kirchenregiments; die ersten verlangten die Regierung der Bischöffe über die Kirche; die letzten wollten solche den Presbytern oder den ältesten Priestern auftragen. Sie waren in Ansehung der bürgerlichen Regierung mit einander einig, daß beyde Theile sich bemüheten die Regierungsform auf solchen Fusse zu behalten, wie sie unter der Königinn Elisabeth gewesen. Alle Bewegungen, die sie machten, zielten auf diesen Endzweck: — keiner aber von ihnen unterstandsichs, demnach die bürgerliche Regierung zu ändern, und die Sache zum Ausschlage kommen zu laßen.

Ausser diesen zwey Hauptseckten fanden sich noch zwey geringere; die Römisch-Catholischen und die Independenten. — Die ersten merckten, daß die Könige aus dem Hause Stuard ihnen günstig waren; und daher bemüheten sie sich dieses Haus souverain zu machen. Die letzten als Feinde aller Unterthänigkeit, wollten die königliche Gewalt gänz-

gänzlich abgeschaft wissen; weil sie meynten, ihre Religion könne dabey nicht bestehen. — Da dieser beyder Anzahl nur klein war, insonderheit der letztern, die auch den Königen gehäßig waren; so glaubten die beyden Hauptseckten, daß sie wenig von ihnen zu fürchten hätten. Allein ungeachtet ihrer schwachen Kräfte spielten sie doch zuletzt den Meister.

Die Independenten ein geringer und verachteter Haufe, der mehrentheils aus Träumern, Schwärmern und dergleichen Leuten bestand, und, Leute von der fünften Monarchie genennt wurden, setzten das erste Trauerspiel ins Werck, und bemächtigten sich durch ein solches Mittel der Regierung. Sie sahen wohl ein, daß wenn sie ihre Sache öffentlich trieben, sie nichts ausrichten würden; daher verbargen sie sich hinter dem Schutze einer der größten Seckten, und weil die Presbyterianer in dem langwierigen Parlamente, das mit Carl I. strritt die mächtigsten geworden waren, so schlugen sie sich zu ihnen, theils wegen ihrer Macht, theils weil ihre Religionsbegriffe mehr mit den Presbyterianern, als mit der Bischöflichen übereinkamen, ob sie gleich so wohl diese als jene hasseten. Die wenige Independenten, die in dem Parlamente Sitz hatten, stellten sich als eifrige Presbyterianer und durch ihre heftige Reden wider den Mißbrauch den die Könige von ihrer Hoheit machten, spielten sie ihre Sache mit solcher Kunst, daß die Presbyterianer sie als die redlichsten und herzhaftesten Patrioten ansahen, ja, als die bequemsten Werckzeu-

ge, derer sie sich zur Beschützung der Reichsgesetze und der Freyheit des Volks bedienen könnten. Da sie nun als die größten Stützen des Parlaments betrachtet wurden; so erwarben sie sich unter der Aufsicht des verschlagenen Cromwells ein großes Ansehn, so, daß ihr Rath die Menge, die aus Presbyterianern bestand, mehrentheils an sich zog.

Als Cromwell, der das Haupt der Independenten war, dieses gewahr ward, so nahm er dadurch Anlaß die Maschine einzurichten, die der Regierung den letzten Stoß geben sollte. Er hatte durch seine tiefe Einsicht und verstellte Devotion, wie auch dem Schein nach brennenden Eifer für das Wohlergehn der Presbyterianer, die Gunst der meisten Herren des Parlaments sich zugezogen. Er war überdem General-Lieutenant bey den Truppen, die in dem Dienste des Parlaments wider den König stunden; er konnte es daher dahin bringen, daß alle ledige Plätze bey der Armee mit Officiers von seinem Anhange besetzt wurden; und diese warben wider Soldaten aus selbiger Seckte, so, daß in kurzem beynah die ganze Armee aus lauter Schwärmern und solchen Leuten bestand, die sich als Instrumente, die von Gott erkohren wären, dem königlichen Regimente ein Ende zu machen, ansahen. Dieses alles ward mit solcher Kunst und Scheinheiligkeit getrieben, daß der General Fayrfax, ein eifriger Presbyterianer, nichts sicherer zu seyn glaubte, als nur dem Rathe des Cromwells zu folgen; und das Parlament ward seinen Untergang nicht eher gewahr, als bis es zu spät war

war vorzubeugen. — Denn als endlich dessen Glieder die Augen aufthaten, und die anwachsende Macht der Independenten zu hemmen suchten, so kam Cromwell mit seinem gottesfürchtigen Kriegsheer ihnen auf den Hals, und sauberte das Parlament von allen seinen Gegnern. Er nennte sie Unkraut und Uebelgesinnten, und machte den ganzen Körper zu einem Unterhause, und mit dem gemeinen Volcke zu Independenten; dadurch ward er in den Stand gesetzt, den König ums Leben zu bringen, und wie es hernach folgte, die ganze Regierung übern Haufen zu werfen.

Man sieht hieraus die Unbilligkeit, dasjenige der natürlichen Zuneigung der Englischen Nation zu zuschreiben, was besondere Zufälle und seltsame Conjuncturen veranlasset haben. Es ist daher zu glauben, daß dieses Trauerspiel nicht zur Vollkommenheit gediehen wäre, hätten die Independenten nicht einen Lehrmeister und Anführer an den Olivier Cromwell gehabt. Einer der größten Geister, davon die alte und neue Geschichte zu sagen weiß; er wußte sich so die Umstände zu Nutze zu machen, daß er unmögliche Dinge möglich machte; denn man kann sagen, daß er mit einer Hand voll Leute, Engeland, Schottland und Irrland bezwungen, und alle drey Reiche durch sie beständig im Zaum gehalten habe.

Nichts dienet mehr zum Beweis der großen Eigenschaften dieses Mannes, und nichts überzeuget mehr von dem, was ich mehrmals von den Wirkungen eines Enthusiastischen Eifers, gesagt habe;

be; denn der fanatische Eifer durch welchen das Kriegsvolk bewegt wurde, und worinnen die Kunst und die äußerliche Devotion des Cromwells sie zu erhalten suchte, machte sie und ihren Anführer unüberwindlich. Die Römisch-Catholischen folgten unter Carl den zweyten dem Beyspiele der Independenten, und bewerckstelligten dadurch fast eine eben so u. vermuthete Veränderung in der Regierung, wie aus dem folgenden zu ersehen ist.

Als durch den Tod des Cromwells die Regierung aufs neue verändert wurde, und Carl der zweyte den väterlichen Thron bestiegen hatte, so spielte die bischöfliche Kirche den Meister, die unter den Protestanten dem königlichen Hause am meisten waren zugethan gewesen.

Die Römisch-Catholischen sahen also wohl ein, wie wenig sie durch die Herstellung des königlichen Hauses gewonnen hatten, denn die bischöfliche Kirche, Protestanten und Presbyterianer stimmten noch darinn überein, daß sie die Römisch-Catholischen aus Großbrittannien verbannen wollten, ob sie gleich unter sich uneins waren. Die Römisch-Catholischen bemüheten sich daher die Eifersucht unter den beyden Hauptseckten zu unterhalten, und den König, der heimlich Römisch-Catholisch war, zu bereden, allen denen die freye Uebung ihrer Religion zu verstatten, die der herrschenden Kirche nicht zugethan wären. Sie hatten hiebey dreyerley Absichten, 1) desto größere Uneinigkeit unter den beyden Hauptseckten zu stiften, damit sie bey Gelegenheit im trüben fischen könnten, 2) sich die

Pres-

Presbyterianer verbindlich zu machen, die mit ihnen in gleicher Unterdrückung lebten, und 3) sich selbst eine freye Uebung des Römisch-Catholischen Glaubens zu verschaffen. Die Presbyterianer und alle die nicht der herrschenden Religion zugethan waren, freueten sich über den Antrag; als sie aber zuletzt die Absichten gewahr wurden nämlich die Beförderung der Römisch-Catholischen Religion, indem alle Sekten unter dem Namen Dissenters sollten begriffen seyn, so verwandelte sich ihre Freude in Betrübniß; sie suchten daher sich mit der Bischöflichen Kirche wider ihre gemeinschaftliche Feinde zu verbinden; — die Bischöflichen sahen die Nothwendigkeit dieser Vereinigung ein, und waren folglich dazu willig. Diese bestanden aus aller Macht darauf, daß der Name Dissenters, nur von den Presbyterianern, die von der herrschenden Religion unterschieden waren, zu verstehen sey, und keinesweges die Römisch-Catholischen darunter begreifen sollte. Die letzten richteten mit ihrer Intrigue nichts aus, als nur daß die zwey Hauptsekten sich dadurch desto genauer verbanden, welches der Absicht der Römisch-Catholischen geradesweges entgegen war. Die darauf folgende Conjuncturen gaben aber zu neuen Unternehmungen Anlaß, die auch einen bessern Ausgang gewonnen. Das Vertrauen, daß diese Gelegenheit zwischen den Bischöflichen und Presbyterianern gemacht hatte, nahm immer mehr und mehr zu, so, daß das Parlament, welches zu der Zeit mehrentheils aus Bischöflichen bestand, mit aller

Macht die Presbyterianer zu beschützen sich bemühete, damit sie durch ihnen ihren gemeinschaftlichen Feinden desto mehr gewachsen seyn möchten. Als andere Prälaten und Bischöfe dieses merkten, so glaubten sie, das Parlament suche den Presbyterianismum eben in das Ansehen zu setzen, worinn sie zu den Zeiten des Cromwells gestanden. Dieses merkten die Römisch-Catholischen nicht so bald, als sie anfiengen diesen Argwohn zu erhalten, und zu vergrößern. Sie machten demnach den andern Bischöfen weiß, daß das Parlament Presbyterianisch geworden, und die herrschende Religion in Gefahr sey; das Land würde sich in gleiche Verwirrung, wie vorhin stürzen, wofern dem Unheile nicht bey Zeiten vorgebeugt, und die Presbyterianer nicht unter einem beständigen Joche gehalten würden. Sie gaben vor, es sey das beste Mittel die königliche Gewalt zu vergrößern, welche die Presbyteria-ner stets einzuschränken sich hatten angelegen seyn lassen. Diese Vorstellungen hatten die Wirkungen, daß viele sich einbildeten, die Kirche schwebe wirklich in einer wesentlichen Gefahr, und das sicherste Mittel diesem Unheile vorzubeugen, beruhe darinn, daß man dem Könige eine unumschränkte Regierung auftrüge. Die herrschende Kirche ward hiedurch in zwo Sekten getheilt, die nachher unter die Namen Torys und Wighs sind bekannt geworden, von denen die ersten, die Presbyterianer als die gefährlichsten Mitbuhler der Englischen Kirche ansehen; die letzten aber waren glimpflichter und

betrach-

betrachteten vielmehr die Römisch-Catholischen, als solche, die man am meisten zu fürchten hätte.

Diese Spaltung der Englischen Kirche machte demnach widrige Sätze; die Torys glaubten, daß es ihr Vortheil sey, wenn sie die königliche Macht erweiterten. Und Carl der zweyte, sah sich solchergestalt im Stande zu seyn, dasjenige ins Werk zu richten, womit er und seine Vorgänger lange waren schwanger gegangen. Er wagte es also, nicht allein das Parlament abzuschaffen, sondern auch allen Communitäten ihre Freyheit zu benehmen; und niemand unterstund sich ihn zu widersprechen; weil die ganze Geistlichkeit und die Torys ihn unterstützten, welche die ansehnlichsten und mächtigsten im Reiche waren, ob sie gleich an der Zahl jenem nicht gleich kamen. Alles geschah demnach spornstreichs nach des Königs Willen, und nach dem Anschlag der Römisch-Catholischen, so, daß die Torys ihre Verblendung nicht eher gewahr wurden, als bis unter der Regierung Jacob des zweyten. Da dieser König die Larve gänzlich abnahm, und deutlich die Absicht zu erkennen gab, weswegen man unter den Gliedern der herrschenden Kirche den Saamen der Zwietracht gestreuet hatte; so sah man ein, daß man die Regierung in eine unumschränkte Herrschaft verwandeln, und sie wieder unter das päbstliche Joch zwingen wollte.

In diesem schlüpfrigen Zustande wurden ihnen aber die Augen geöfnet; sie machten Stillstand mit den Wighs, und wurden mit ihnen eins sich nach auswärtiger Hülfe umzusehen; sie riefen daher den

Prinzen von Oranien um Beystand an; worauf die bekannte große Empöhrung erfolgte, die den König um die Krone brachte.

Man sieht hieraus die wahren Ursachen der grossen Bewegungen, die ein jeder, der die Englische Geschichte nur obenhin liest, nicht in acht nimmt. Denn man legt insgemein die Eingriffe, den Königen in die Freyheiten des Volks und in die Hauptgesetze des Reichs, zur Last; oder auch, daß die Streitigkeiten zwischen den zwey großen Haupsekten sie veranlaßt haben sollen. Ob wohl keine von diesen Ursachen die Sache so weit hätte treiben können, indem die Absicht der vornehmsten Unterthanen die Einschränkung, nicht aber die gänzliche Abschaffung der königlichen Regierung zum Grunde hatte. Die Verbitterung gegen das langwierige Parlament und Carl I. war so groß, daß dadurch ein bürgerlicher Krieg entstand, der in wenig Jahren viel Blut kostete; als aber der König zuletzt gefangen in die Hände des Parlaments fiel, so ließ man sich in Unterhandlungen ein, und die Sicherheit der Religion, die Privilegien und Caution darüber ward begehrt.

Die Regierung wäre niemals übern Haufen geworfen, noch der König hingerichtet; auch hätten seine beyden Nachfolger das Regiment nicht in eine unumschränkte Herrschaft verwandeln können, wenn die Streitigkeiten den König mit den beyden Hauptsekten allein betroffen hätten. Denn keiner von ihnen zog daraus, daß die Sache bis aufs äusserste getrieben ward, einigen Nutzen. Das bewun-

wundernswürdige Staatsgebäude wurde durch seine und fast unsichtbare Triebfedern getrieben. Ein geringer Haufe Träumer und Schwermer, die ihre Karte behend zu spielen wußten, richteten die grossen Trauerspiele an; und die Römisch-Catholischen die kaum den tausendsten Theil der Nation ausmachten, verursachten die letzte Catastrophe. Diejenigen irren demnach, welche aus diesen Begebenheiten, die natürliche Eigenschaft des Englischen Volkes abschildern. Ich bin ꝛc.

Der
acht und funfzigste Brief.

Mein Herr,

Sie erwehnen, daß sie meinen letzten Brief, in welchem die Hauptanleitungen zu den Trauerspielen in Engeland angezeigt worden sind, mit Lust lesen. Sie verlangen meine Gedanken darüber zu wissen, ob der Cromwell für einen Fanaticus, Tartüf oder Scheinheiligen zu halten sey. Es ist schwer von ihm ein untrügliches Urtheil zu stellen; denn sowohl seine Person als auch die Thaten sind unbegreiflich. Mir kommt es dennoch vor, daß er beydes gewesen sey. Es scheint zwar hierinn ein Widerspruch zu seyn, weil ein Enthusiastischer Geist selten List und Ränke an sich zu haben pflegt, und ein Schwermer ist am wenigsten

geschickt sich zu verstellen, sondern er wird nur als eine Maschine zu allen, durch seine Gemüthsbewegung getrieben. — Ich habe aber auch bey andern Gelegenheiten gewiesen, daß der Fanaticismus von unterschiedener Art sey: ein blinder, und einer von Einsicht, und daß dieser letzte sich bey großen Helden geäußert habe, dessen Hitze aber und Vermessenheit, die sonst einem fanatischen Eifer eigen sind, und daher heldenmäßige und fast unglaubliche Thaten ausgerichtet, ihre Klugheit gemäßiget habe.

Bey diesem wunderbaren Manne äußerte sich anfänglich ein besonderer Eifer, und zwar ein solcher, wie bey den Enthusiasten, die da wollen, daß die weltliche sowohl als geistliche Regierung, dem Begriffe des Christen widerspreche, und es für ihre Pflicht ansehen dagegen zu Predigen. Dieses scheint ihn allein getrieben zu haben, daß er seine kühne Stimme im Parlamente gegeben, wo die Rede die Einschränkung der königlichen Gewalt, wie auch die Abschaffung der Bischöfe zum Zwecke hatte. Er wagte es, wie es scheint, mit solchem Eifer eben zu einer Zeit, da es niemand einfallen konnte, daß der Streit des Königs mit dem Parlamente einen solchen Ausgang nehmen würde; und daher ist es glaublich, er habe sich als einen Christen und Patrioten angesehen, das ihn so ungescheut zu reden verband, welches ihn zu einen Märtyrer der Religion und Freyheit des Volks machen würde. Dieses ist nicht die Art eines scheinheiligen Tartüfs, der so lange verkappet geht, bis er seinen Zweck erzielet

hat. Zu geschweigen, daß einige bey dem Cromwell zuweilen Verrückungen und zufällige Schwachheiten wollen angemerket haben, und die sich nur bey Enthusiasten äußern.

Betrachtet man also nur die ersten Auftritte in seinem Leben, so kann man auf die Gedanken fallen, er habe sich aus einem natürlichen Triebe und einer Neigung sich zu einer Sekte begeben, die aus Enthusiasten bestand; die nur feurige Affekten zu ihrer Regel machen, welche sie Gewissen und göttliche Eingebung nennen. Gehet man aber weiter in seinem Leben fort, so bemerket man List und Verstellung und andere Eigenschaften mehr, die nichts mit der Freygeisterey gemein haben, so, daß man sich in seinem Charakter verwirrt und für und dagegen disputiren kann. Die Frage kann aber beantwortet werden, wenn man den Cromwell unter die Enthusiasten zählet, bey denen der Verstand die Oberhand hat, und die ihre heftige Gemüthsbewegungen so zu lenken wissen, daß daraus was großes entsteht. Unvermuthete Begebenheiten, veränderten gleichsam bey ihm die Natur; und gaben ihm eine Gestalt um seinen Zweck zu erreichen, die nur anfänglich die Veränderung des Staats und der Kirchen nach dem Glaubensbegriffe der Independenten zur Absicht hatten. Als man hierauf gewahr wurde, daß er durch Heucheley, List und Ränke zur Hoheit gelangen könnte, vermöge seiner ungemein großen und natürlichen Gaben, so war er maskirt; und unter der Larve, setzte er so große Dinge ins Werk, desgleichen die Geschichte wenig Ex-

empel hat. Sein fanatischer Eifer, des er sich nicht entschlagen konnte, kam ihm alsdenn sehr wohl zu statten; und er war der Zunder zu seiner Kühnheit und Tapferkeit, welche nöthig waren die letzte Hand an das Werk zu legen, dazu List und Verstellung den Grund gelegt hatten; ingleichen auch die besondere Staatsverfassung aufrecht zu erhalten, die ohne eine große Standhaftigkeit nicht lange Bestand haben konnte. Man sieht hieraus, was die letzte Art des Enthusiasmi auszurichten im Stande ist, insonderheit bey Personen, die zugleich des Cromwells Eigenschaften besitzen; denn dadurch können große Reiche so wohl errichtet, als übern Haufen geworfen werden, nachdem diese Eigenschaften entweder zur Wohlfart oder Untergang des Landes angewandt werden. Cromwell zerstörte dadurch eine Regierung, die in Europa viele hundert Jahre geblühet hatte. Eben der Enthusiasmus machte ihn aus einem geringen armen Edelmann zum Protektor über drey Königreiche, die er auch seine ganze folgende Lebenszeit durch mit einer uneingeschränkten Gewalt beherrschte.

Die größten Gaben der Natur, davon jede schon vermögend ist einen Menschen vor andern den Vorzug zu geben, waren gleichsam alle in gleicher Maße in diesem Manne vereiniget. Er schien etwas mit allen Nationen gemein zu haben. Er besaß die Scharfsinnigkeit und List eines Italiäners, die Hurtigkeit eines Franzosen, die Kühnheit der Engeländer und die Standhaftigkeit der Spanier. Durch List legte er den Grund zu seinem Gebäude, durch

seine Hurtigkeit, gab er demselben das Leben; durch die Tapferkeit siegte er überall, und mit einer Hand voll Leute überschwemmte er drey Reiche, daß es hieß wo er hinkam: veni, vidi, vici, und durch seine Standhaftigkeit hielt er nicht allein drey bezwungene Reiche in stetigem Gehorsam, sondern machte ihn auch zum Schrecken bey andern Potentaten, die ihn alle haßten, aber auch fürchteten. Man kann dieses eben auch von den Engeländern, Schottländern und Irrländern sagen, unter welchen nur ein kleiner Hauf seine Anhänger waren. Ich sage ein geringer Hauf Schwermer. Denn selbst die Independenten fingen zuletzt an ihn zu hassen. Er war bey allen Sekten verhaßt, so, daß nur seine besondere Thaten und sein großer Name, die Einheimische und die Ausländer unter der Furcht hielt; denn außer dem, daß er bey allen verhaßt war, wurde er zugleich bewundert.

Das verstrichene Jahrhundert, ist an großen Männern reich gewesen; aber niemand von ihnen kann mit dem Cromwell verglichen werden; denn man müßte einen Richelieu, Mazarin und Conde zusammenschmelzen, um einen solchen Mann aus ihnen zu machen; denn er war in der größten Vollkommenheit, General, Soldat und zugleich Staatsmann.

Ich habe versucht, einen Vergleich zwischen ihm und Mazarin anzustellen, die zu gleicher Zeit lebten, und beyde als Mitbewerber waren; ich habe aber befunden, daß die Partie gar zu ungleich ausfällt, und diese Vergleichung deshalb unterlassen. Denn

von dem Mazarin kann nur gesagt werden, daß er ein feiner und schlauer Hofmann gewesen. Cromwell war ein solcher, und in einem noch höhern Grade, welches beyder Anschläge darthun; dieser spielte seine Person besser als jener, denn weil Mazarin sich immer unter der Maske verbarg, so mißlung ihm sein Vornehmen öfters, indem alle daher sich für ihn zu hüten wußten: und in Ansehen seiner überall konnte gesagt werden:

Cum vulpibus vulpinandum est:

Cromwell hingegen hielt seine Zusage: war öfters offenherzig und wahrhaft, auf daß er zu einer andern Zeit mit größerm Erfolge unter der Decke spielen konnte; denn er unterhielt lange das Ansehen eines aufrichtigen und eifrigen Patrioten, so daß niemand seinen Zweck errieth, bevor sein Streich schon ausgeführet war. Welches die rechte Art eines ächten Politicus ist: will man endlich, daß sie beyde gleich große Staatskluge gewesen sind, so besaß dennoch Cromwell viele andere große Eigenschaften, die an dem Mazarin nicht sind gefunden worden; denn Cromwell ist unter die wenigen Männer zu zählen, an welchen die Natur sich gleichsam erschöpfet hat, so, daß, wenn er seine große Gaben nicht gemißbraucht hätte, oder besser, wäre seine Zeit bey andern Conjuncturen eingetroffen; so wäre er ein Licht geworden, und seine Stelle unter großen Helden, in den Geschichten erhalten, anstatt daß er ein gefährlicher und zu fürchtender Mann geworden ist. Indem er aber diese Gaben, mit

wel-

chen er als eine Sonne hätte prangen können, mißbrauchte; so ward er als ein Comet betrachtet, und als eine Ruthe für Großbritannien, und das Schrecken anderer Reiche. Das kann von Mazarin nicht gesagt werden, der das königliche Regiment in Frankreich eben so befestigte, wie jener es in Engeland vernichtete.

Es ist deswegen nicht andem, daß Mazarin desfalls ein besserer Mann war als dieser gewesen ist; denn hätte Mazarin bey dergleichen Conjuncturen als des Cromwells seine, gelebet; so hätte er vielleicht eben so viel Böses, ja ein mehreres gethan; denn der Französische Minister hatte nur wenig oder keinen Glauben, der Englische aber hatte daran einen Ueberfluß; ja ich darf sagen, auch an Tugend, die aber durch einen gar zu großen Ehrgeiz und eine gegebene Gelegenheit erstücket ward; so, daß man dafür halten könne, daß der Mazarin ein ärgerer Mann war, Cromwell aber ärgere Thaten that, oder vielmehr, daß der erste mehrere, der letztere größere Untugenden besessen. Ich bin ꝛc.

Der neun und funfzigste Brief.

Mein Herr,

In ihrem letztern Schreiben, melden sie, daß die französischen Comödien, die sie bey ihrer

rer letzten Anwesenheit in Coppenhagen haben aufführen sehen, ihnen nicht gefallen haben. Ich bemerke daraus, daß, mein Herr, zwar einen guten, aber nicht vornehmen Geschmack habe; denn unsere vornehmsten Herren und Damen, besuchen die Französischen Schauspiele am meisten.

Ich unterstehe mich nicht jemand seinen Geschmack streitig zu machen, und wage es deshalb nicht einen Spruch zu thun, ob der bürgerliche, oder aber ob der vornehme Geschmack, der natürlichste sey. Man sieht dennoch, daß die mehresten von andern Völkern, den größten Gefallen über die Schauspiele blicken lassen, die mit den Sitten und mit der Art des Vaterlandes übereinstimmen. Leute aus dem Mittelstande sehen daher auch mit größerm Beyfalle unsere Originalen, als die Französischen Uebersetzungen aufführen.

Ich meines Orts, ziehe die Dänische Comödie vor, theils weil ich von dem bürgerlichen Geschmacke bin, theils geschieht es aus einem patriotischen Eifer, den ich nicht ablegen kann, wie sehr ich auch daran arbeite. Ich bin nur einmal in der Französischen Comödie gewesen: ich unterstehe mich nicht zu sagen, ob sie gut oder schlecht fürgestellet worden. Dieses kann ich aber bezeugen, daß ich in einem Abend, daselbst mehr Eidschwüre gehört, als einen ganzen Winter durch in den Dänischen. Ich wundere mich sehr, daß sich die Zuschauer daran nicht ärgerten, die doch sonst nicht die geringste Freyheit auf dem Dänischen Schauplatze gestatten.

Sie

Sie mögen vielleicht glauben, daß es Gott nicht so sehr achte, weil es in Französischer Sprache geschieht. Sie schreiben ferner, mein Herr, die Kleidung der Französischen Actricen hätten sie belachen müssen, und sagen sie sähen aus, als zweyfüßige Mäykäfer, oder als Capucinermönche. Dieses erwecket bey mir kein Lachen; weil ich aus der Erfahrung es errathen kann, daß wie seltsam die Kleidung auch sey, so werden sie dennoch in kurzem die höchste Mode, sowohl hieselbst, als in Deutschland werden, und vielleicht, daß ihre eigene Frau, mein Herr, sowohl als Töchter und Kammermädchen, eher ein Jahr, in gleichmäßige Käfers sich verwandelt sehen. Wir können Gott danken, daß diese Kleidung nicht noch wunderlicher ist; denn es ist eine ausgemachte Sache, sie muß angenommen werden, weil sie Französisch ist. Die engen und steifen Kleider, die einen jeden Cavalier so verstellen, als wäre er der Kreutzbauer, mögen zum Beweis dienen; daß alles was Frankreich erfindet, in Norden angenommen seyn muß; denn wir müßen unsern eigenen natürlichen Geschmack, sowohl als Sinnen, im Kleiden, Essen und Trinken ꝛc. ablegen. So daß fast nichts ist als die Religion, daß die Franzosen alleine vor uns lassen. Ich bin ꝛc.

Der sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meinen Schriften vormals von den Schauspielen angemerket, daß unsere Dänischen Zuschauer, einen bessern Geschmack von Comödien haben, als die Franzosen, besonders die Pariser, bey denen er gar verdorben ist.

Unsere Nation aber ist, wie in vielen Dingen, also auch in diesem, in zwanzig Jahren sich selbst unähnlich geworden. Auf unserm vorigen Schauplatze konnte fast keine fremde, als nur die Comödien des Molieres, mit Beyfall gespielet werden: und konnte ich nicht anders, als Gedanken von meinen eigenen verfertigten Originalen, fassen; indem ich gewahr wurde, daß sie Stand halten könnten, mit denen Stücken dieses großen Comödienschreibers. Diejenigen, die nach der Comödie giengen, waren vielmehr Zuhörer als Zuschauer, so, daß die moralischen Schauspiele, und die Stücken, welche Eigenschaften anzeigten, sie mehr belustigten, als die Spektakel, die nur in die Augen fallen. Man rümpfte zu der Zeit nicht die Nase, wenn die Handschue eines Akteurs nicht neu, oder seine Haare nicht wohl gepudert, und in künstliche Buckel gelegt waren: man sahe nur darauf, ob er seine Person natürlich spielte. Ein Merlin Dragon, eine verzau-

berte

berte Schaale, ein Orakel, des Vulcani Stock ꝛc. davon ein jedes mehr Zinsen eintrug, als 10 sinnreiche moralische Stücke, konnten zu der Zeit nur einmal gespielet werden. Denn das Singen und Tanzen, konnte damals eine truckene Comödie nicht gut machen. Dieß war der Geschmack der Zuschauer der dasigen Zeit; und kann man nicht anders sagen, daß dieser ja besser und natürlicher war, als der anitzt herrschet. Denn obengedachte Stücke und andere nach gleichem Sauerteige, sind solche, die ein jeder Maschinenmeister verfertigen kann, und ihre Blöße ist allen kund geworden, als sie im Druck erschienen. Ich gestehe zwar, daß ein moralischer Auftritt, oder Schauspiel von Charaktern, kein Schauspiel sey, es habe denn etwas lustiges zugleich an sich: es muß aber eine sinnreiche Lustbarkeit seyn, die ergötzen, aber auch unterrichten kann, und nicht bloße Gauckeley, die den Geschmack verdirbet, und Anlaß giebt, die Comödien schwarz zu machen, ja welches an sich zu nichts wird, wenn die Maschinen, Grimaschen und Handlungen entzogen werden. Die alten Schauspiele, sowohl übersetzte aus dem Französischen, als auch Originale, haben keinen Mangel an Scherz, der sinnreich ist, und nicht allein von Leuten die Einsicht haben, können angehöret, sondern auch gelesen werden.

Sie müßen nicht glauben, mein Herr, daß ich hiedurch unsere Original-Schauspiele vertheidige:— meine Absicht ist, wie sonst jederzeit, Leuten einen guten Geschmack beyzubringen. Und ich sage demnach, daß die Kleidung, Auszierungen, und eine wohl

ein-

eingerichtete Schaubühne nothwendige Sachen sind; das meiste nothwendige aber, daß die Comödie ordentlich und zierlich sey, und von geschickten Personen aufgeführet wird; so daß eine Cömödie kann angenehm seyn, wenn sie schon unter freyem Himmel gespielet würde. Ich sage, daß ich diese Erinnerung thue, nur den Leuten einen guten Geschmack beyzubringen; und solches aus einer Nothwendigkeit, indem ich angemerket, daß viele sinnreiche und wohl eingerichtete Schauspiele wenigern Beyfall haben gefunden, nur bloß weil eine Aktrice, oder ein Akteur, nicht gnugsam ist ausgeputzt gewesen, welches doch als nichts wesentliches kann oder muß betrachtet werden. Klugen Leuten ist es vielmehr anstößig, daß eine Dienstmagd wie eine Prinzeßin angezogen ist, und ein Handwerks- oder Kramer-Jung wie ein Kammerjunker auftritt, oder ein Verstorbener aus dem Grabe mit seinen weißen Handschuen und gepuderten Haaren sich richte. Viele haben zum Exempel an den Hinrich sich gestossen, daß er in der Kannengießer-Comödie, ungekämmet und mit bloßen Händen, auf dem Schauplatze hervortritt: erschien er aber in einem zierlichen Anzug, hätte er nicht das Ansehen eines Kannengießer-Jungens, sondern eines Jean de France; und kluge Zuschauer würden so sehr seine zierliche Kleidung getadelt, als die einfältigen über seine täglichen schlechten Kleider sich geärgert haben. Man muß sich nicht einbilden, daß alle Parisische Gebräuche die gesunde Vernunft zum Grunde haben; denn im Gegentheil, je mehr man sie untersucht, je

weni-

weniger muß man sich darnach richten; und wie man spottweise von falschen schimmerden Sachen sagt: es ist Nürnberger Arbeit, so kann man von Französischen Gebräuchen sagen, daß sie Kinderspossen sind. Ich bin ꝛc.

Der ein und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich las den Diodorum Siculum aufs neue durch, und traf gestern auf einen seiner Gedanken, über den Fortgang oder Nachlaß derer Wissenschaften, die ich für werth achtete, untersuchet zu werden. In seiner Vergleichung der Griechischen und Chaldäischen Studien, tadelt er an den ersten, daß sie in philosophischen Wissenschaften von ihren alten Vorfahren abgewichen; τοὶς πρὸ αὐτῶν ὐκ ακολυθοῦντες): die Babylonier hingegen, sagt er, halten steif an denen Sätzen ihrer Vorältern, und erlangen daher eine große Vollkommenheit in ihren Wissenschaften. Wie schlecht dieses Bedenken gegründet sey, lehret die Historie der Weltweisheit, und daß die Chaldäer, Egypter ꝛc. beständig bey den Irrthümern ihrer Vorfahren geblieben sind, indem sie es als eine Thorheit betrachtet, von der Lehre der Alten abzuweichen, weil sie die ers-

sten Grundsteine der Weltweisheit geleget haben. Die Vernunft selbst lehret, daß nichts den Wißenschaften mehr im Wege sey, als ein solcher Satz. Griechenland, dem er eine Unbeständigkeit und Begierde zu neuen Dingen, vorwirft, verdienet eben daher seinen Ruhm: denn in diesem Lande, hat man dadurch Gelegenheit zu großen Erfindungen gefunden; und es ist zu glauben, daß je mehr streitige Systemata der Weltweisheit sich in Griechenland ereignet haben, je mehr ist der Weg, zur Beförderung der Wissenschaften, gebahnet worden. Was ich allein an ihnen auszusetzen habe, ist dieses, daß die mehresten Schüler, an statt die Meynungen ihrer Lehrer zu untersuchen, sich nur vornahmen, selbige zu behaupten; so daß ein Academicus oder Peripateticus sich nicht bemühete die Wissenschaften höher zu bringen, als Plato und Aristoteles; und demnach nicht so sehr die Weltweisheit studirten als vielmehr die Lehre des Lehrmeisters recht zu fassen. Ich sage, die mehresten: denn viele Discipel verliessen ihre Meister, und errichteten neue Schulen. Woraus die viele Seckten, in dem alten Griechenlande entstunden. Die Streitigkeiten der philosophischen Seckten, die Anleitung zu einigen Verwirrungen gaben, hatten zugleich ihren Nutzen; denn sie brachten viele Dinge ans Licht, die sonst verborgen geblieben wären.

In Künsten und Wissenschaften sagt Verulamius, muß alles in Bewegung seyn; so wie in Metallgruben, wo immer ein großes schwermen ist, und

stets

stets nach neuen Dingen geforschet wird. Es verhinderten aber dennoch zwey Dinge, daß die Wissenschaften der Griechen nicht recht zur Vollkommenheit gelangen konnten. Erstlich die Hartnäkigkeit der Schüler, die Sätze ihrer Lehrer zu vertheidigen, und in Ansehn zu setzen. Zweytens, der Wucher mit ihren Unterweisungen; das war die Ursache weswegen die Lehrer immer bey einer Sache bleiben; denn sie mußten ihren neuen Schülern wiederhohlen, was sie den Alten gelehret hatten. Und vielen von den witzigsten Köpfen war der Zugang zu den Schulen versperret; weil es ihnen an Vermögen fehlte, die Lehrer zu befriedigen. Ungeachtet dieser Hindernisse, waren doch die Wissenschaften in großem Wachsthum, und kam die Weltweisheit recht empor, als Potamon, der Urheber der eklectischen Philosophie, seine Schule stifftete; er schlug sich zu keiner Seckte, und nahm aus allen das beste.

Diese Schule ward in den ersten Christlichen Jarhunderten errichtet; und ist nicht zu zweifeln, daß man vielen Nutzen daraus hätte zu gewarten gehabt, weñ nicht die barbarischen Völker Griechenland und Italien überschwemmet, und unter das Joch, und in dem betrübtesten Zustand gestürzt hätten. Dieses Unglück dauerte einige hundert Jare durch, und alles lag in einer tiefen Unwissenheit vergraben, bis in das 8 Seculum, da Carolus Magnus sich vorsetzte, die hohe Schulen in Frankreich aufzurichten; welchem Beyspiele andere Regenten gefolget haben. Nun schien es, als wollten die Wis-

senschaften sich wieder aufs neue erholen. Die Universitäten aber, die zu der Zeit errichtet wurden, waren nicht von der Beschaffenheit, daß sie etwas großes hätten sollen hervorbringen können.

Es ward demnach in einigen 100 Jahren nichts neues entdecket; man begnügte sich Commentarien über anderer Erfindungen zu machen. Zu geschweigen, daß viele unnütze Pedanterey, Wortkriege und Fabeleyen in selbigen angeordnet waren, wodurch die Wissenschaften vielmehr erstickt als befördert wurden. Dieses sahen endlich vernünftige Leute ein, und errichteten daher besonders in Italien, gewisse Gesellschaften, in welche die gelehrte freywillig zusammen kamen, um ihre Schriften zu prüfen, und mit einander zu überlegen, was dem Wachsthum der schönen Wissenschaften beförderlich seyn könnte. Diese Gesellschaften haben grossen Nutzen gestiftet. Sie entstanden in kurzen in allen Städten, und wurden Academien genennet; eine jede nahm sich einen Titel, der sie von andern unterschied, nicht nach den Städten wo sie angeleget waren, sondern nach den Einfällen der Academisten.

Einige nenneten sich Homoristen, Cortesi, Jesidiosi, Intronati: andere Intrepidi, Elevati, Obtusi ꝛc: viele von ihnen waren nur wie Irrwische, indem sie bald nach ihrer Stiftung, verschwunden. Die meisten waren nur zur Verbesserung der Sprachen; die übrigen welche den Wissenschaften oblagen, brachten doch wenig nützliches hervor, weil die alten Vorurtheile ihnen annoch

über-

überall anklebten: mann kann sagen, daß die so genannte Englische Gesellschaft, die unter Carl II. 1660 ihren Anfang nahm, zuerst den Grund zu den wesentlichen Studien gelegt hat. Diese Gesellschaft wurde nach des Verulamii Plan eingerichtet, die er in der herrlichen Fabel vorher gewiesen hatte, daß sie zur Betrachtung der Weltweisheit geschickt sey; welche Fabel zum Titul hat: nouus Atlas; imgleichen zeiget er selbiges an in seinem nouo Organo, und andern Schriften. Den Anfang dieser Gesellschaft machten einige Gelehrten in Oxfort, unter welchen die vornehmsten waren Sethus, Wardus, Boyle, Wilckius, Christoph, Math. Wreen, Wallis, Willis und andre mehr. — — Diese bemüheten sich nach dem Rath des grossen Verulamii in seinen Schriften, die Weltweisheit durch Experimente zu erläutern, die zuvor auf Muthmassungen nur beruheten; und nichts ohne gemachte Erfahrungen anzunehmen, und ohne sich an die Meynungen der Vorfahren zubinden. Sie begaben sich nachher in die Hauptstadt London, woselbst ihre Anzahl sich durch den Beytritt unterschiedlicher anderer Gelehrten, und Naturverständiger, sowohl von hohen als geringern Stande vergrösserte.

Diese berühmte Academie wurde endlich 1660 durch den König bestätiget und gestiftet, die annoch bis auf den heutigen Tag blühet, und dessen herrliche Entdeckungen der Weltweisheit ein mehrers licht, als alle Europäische Universitäten, die in einigen 100 Jahren, mit vielen Kosten, sind un-

erhalten worden, gegeben haben. Wie diese Societät übrigens eingerichtet ist, zeiget Thomas Spraat in der Historie der Königlichen Societät, welche in der Englischen und Französischen Sprache an das Licht getreten ist. Die Franzosen folgten alsobald diesem berühmten Exempel, und errichteten eine Gesellschaft nach eben den Plan: wie ihre erste der Sprache halber gestiftet war, und Academie françoise hieß, so wurde diese Societät, l'academie des sciènces, genennet. Es ist bekannt, was für große Entdeckungen in der Naturlehre, und den Mathematischen Sachen, man dieser Gesellschaft zu verdancken hat. I. Bapt. du Hamel hat die Geschichte davon verfasset; er zeiget ihren Anfang im Jahr 1666. und 1697. an, und der berühmte Fontenelle hat sie ferner fortgesetzt. Die meisten Europäischen Nationen haben in Betracht des Nutzens ebenfalls solche Stiftungen bey sich gemacht. Und man kann daher leicht begreifen, warum in den letzten 100 Jahren ein beßerer Erfolg in der Naturlehre, Mathesi, Geometrie, Astronomie, und Medicin, sich geäußert habe, als nicht vorhin in 1000 Jahren. Denn die letzten Zeiten, an statt die Erfindungen anderer zu erklären und durchzugehen, haben selbst sich übernommen, alles zu beweisen und zu experimentiren; so gar daß man sich die Mühe gegeben, die kleinesten Insecten zu untersuchen, derer Betrachtung wichtige und vor diesem unbewuste Dinge in der Natur, entdecket haben. Wäre demnach Diodorus Siculus noch zu unserer Zeit, so würde er einen

nen Strich, durch seine gemachte Anmerkung zie-
hen. Ich bin ꝛc.

Der zwey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen öfters die Ursache angezeigt, warum ich den Homerum gerne lese. Unter den Griechischen Geschichtschreibern gefallen mir Diodorus Siculus und Plutarchus am meisten, wegen der abwechselnden Schreibart in ihren Geschichten: Der Diodorus hat uns eine allgemeine Historie gegeben: des Plutarchs Vergleichung derer Helden begreift das wichtigste in sich, das in Rom und Griechenland vorgegangen ist. Von beyden lese ich dennoch den Diodorum am liebsten, seine Griechische Schreibart ist so deutlich und verständlich, als des Plutarchi dunkel und schwer. Das Lesen dieses letzten kann mir Kopfweh verursachen, die der erste mir zu vertreiben dienen kann. Es möchten hierinn nicht alle mir Beyfall geben; denn es halten viele den Diodorus für einen fabelhaften Schriftsteller. Man darf aber nur seine ersten Bücher mit Fleiß durchgehen, welche die fabelhaften Geschichte in sich fassen, um sich zu überzeugen, daß ob er schon Fabeln einführet, er

dennoch nicht den Namen eines Fabeldichters verdient, denn er erkläret mit Einsicht die mehresten Fabeln, und zeiget wie die Griechen die Egyptische und Orientalische Geschichte in ungereimte Erdichtungen verwandelt haben. Zum Beweis will ich einige Stellen aus des Diodori ersten Buche anführen. Diodorus sagt, der Vulcanus sey ein Egyptischer König gewesen, von dem die Egyptischen Priester vorgaben, er habe am ersten den Gebrauch des Feuers erfunden: sie sagen, daß als ein Baum von dem Blitz war angezündet, und zugleich mit einem Theile des Waldes in die Asche geleget worden; so habe dieser die Kraft des Feuers, und was dasselbe zu unterhalten diene, bemerket. Als nun die Flamme nachließ, so warf er neue Materie hinzu, und unterhielt das Feuer ferner zum täglichen Nutzen. Die Griechen, welche die mehresten Egyptischen Könige, zu Griechischen Göttern gemacht haben, und einem jeden eine gewisse Macht beygeleget, machten den Vulcanus zum Gott des Feuers, und wiesen ihm eine Schmiede zur Werkstäte an; woselbst er Gewehr und andere Instrumenten verfertigte. Mercurius ein anderer Egyptischer Mann, ersann unterschiedliche Künste, ingleichen Buchstaben und das Schreiben; da er einen großen Begrif von allem hatte, machte der Egyptische König Osyris ihn zu seinen geheimen Secretair; aus diesem haben die Griechen einen Gesandten des Jupiters, und einen himmlischen Patron aller Künstler und listiger Menschen gemacht. Von dem großen König Osyris, der in der Egyptischen

Stadt

Stadt Nisa gebohren, wird gesagt, daß er die ersten Weinberge gepflanzet habe. Diesen machten sie zum Gott des Weins, und die Poeten schreiben von ihm, daß er stets berauscht sey gewesen. Sie geben vor, er sey von Geburt ein Grieche, und zwar aus Theben, und verehren ihn unter dem Namen Dionysius. Die Lateiner hingegen nennen ihn Bachus.

Prometheus ein Egyptischer Herr, hatte über eine Provinz im Lande zu gebieten: zu seiner Zeit überschwemmete der Nilstrom selbige Landschaft, so, daß die meisten Einwohner ersoffen. Dieses Elend betrübte dem Prometheus so sehr, daß er sich schier ums Leben gebracht hätte. Bey diesen Umständen nahm sich der Hercules vor, dem Flusse einen Damm vorzuschieben, damit er inskünftige nicht mehr so sehr schaden könnte. Aus dieser Erdichtung haben die Griechen die bekannte Fabel von dem Prometheus zusamengesetzet, daß nämlich sein Herz und seine Lehre von einem Adler sey verzehret worden; (denn der Fluß bekam seines schnellen Laufs halber den Namen eines Adlers) und daß Hercules den Adler erschossen. Weiter, die Egyptier begruben ihre Todten an einer See, über welcher die Leichen, von einem darzu bestellten Fährmann übersetzt wurden, den sie auf ihre Sprache Charon nennten. Hieraus haben die Griechen Anleitung zu ihrer Lehre, von der Versetzung derer Todten in denen ewigen Wohnungen genommen, und den Ueberbringer der Verstorbenen Charon geheißen. Ich will von mehreren Erklärungen nicht erwähnen, die Diodorus

über die poetischen Fabeln und die alte heidnische Mythologie gemacht. Man sieht aber, daß er kein ungeschickter Scribent sey. Nur ist es Schade, daß der erste Theil seiner allgemeinen Historie verloren gegangen ist; in vielen Dingen hätte selbiger mögen ein Licht geben können, die uns anitzt unbekannt sind, insonderheit in denen Jüdischen Geschichten.

Diesen Verlust halte ich größer, als des Livii, obgleich unsere Philologen den letzen am meisten beweinen. Ich bin ꝛc.

Der drey und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe neulich zum andernmal die Schriften des Collins von der Freyheit zu denken durchgelesen, (Liberry of Tincking). Als ich vor 20 Jahren selbige las, kam sie mir als die gefährlichste und giftigste für. Da ich sie aber zum zweytenmal durchlese, so werden meine Gedanken darüber milder; — nicht daß ich die Schrift verantwortlich halte, sondern, weil sie weniger dreist und gottloß, als die darauf folgende Englische Schriften, sowohl von ihm selbst als andern verfasset sind. Denn die letztern greifen die Religion so vermessen an, daß Hobbesius, Spinoza, Herbert, Vaninus

und

und andere ehrbar und erträglich scheinen, wenn diese mit jenem verglichen werden. Ich verdamme überhaupt gedachtes Buch des Collins, das von den freyen Gedanken handelt, aber nicht in allem; — denn ich habe selbst angezeiget, die Pflicht eines Christen erfordere es, alles bis auf den Grund eines Lehrsatzes nachzuforschen, und dafür gehalten, daß ein Irrthum nach geschehener genauer Untersuchung mehr zu entschuldigen sey, als die Orthoxie ohne Prüfung. Ich habe zugleich angemerkt, daß es Menschen gebe, denen die Natur ihre Gaben versaget hat, oder die nicht im Stande sind, den Glauben selbst zu prüfen, und daher nicht allein wohl thun, wenn sie ihre Lehrer schlechterdings glauben, sondern sie sind auch darzu verpflichtet. Dieses will aber der Autor nicht zugeben, er verwirft dergleichen Einschränkung gänzlich, und sucht alle Einwendungen zu widerlegen, die seiner Meynung entgegen sind. Die Einwürfe sind diese: 1) der angeführte, daß es viele stumpfe Köpfe gebe, die das Vermögen nicht haben etwas geringes, geschweige denn was subtiles zu begreifen. Der Collin beantwortete diesen also: „solche Menschen, sagt er, sind „zu entschuldigen, daß sie blindlings ihren Lehrern „glauben; sie sind aber darzu nicht verbunden, auch „thun sie wohl daran aber ohne Verbindlichkeit“. Man kann aber antworten, daß es selbigen erlaubt sey, der Lehre ihrer Seelensorger zu folgen und daran wohl thun; überdem ist es auch ihre Pflicht, besonders wenn sie sehen, daß die Lehrer ein gutes Leben führen, und ohne Eigennutz lehren; denn solcher-

chergestalt ist es sicherer zu glauben, was diese Lehrer sagen als gänzlich ohne Glauben zu seyn. Die blindhin anderer Worte glauben, von denen möchte etwa nicht können gesagt werden, daß sie einen Glauben haben; es kann dennoch ihnen als ein Glaube zugerechnet werden, wenn sie sagen: ich bin, leiter Gottes! nicht geschickt, oder in den Umständen, hohe Dinge selbst nachzuforschen, und demnach genöthiget an diejenigen mich zu halten, welche die Religion untersucht haben, und als öffentliche Lehrer gesetzet sind. Ich muß zugleich wiederholen, was ich an einem andern Orte gesagt habe, daß bey weiten nicht so viele Glaubenspunkte als gemeiniglich angegeben werden, nöthig sind. Der moralische Catechismus, den ich auf ein Blat abgefasset, ist so kurz als leicht, daß ein jeder in einem Tage ihn begreifen kann, wenn er seines Verstandes nicht gänzlich beraubet ist. Den andern Einwurf, den Collin zu beantworten sucht, ist dieser. Man sieht, daß die Menschen insgemein sich auf Rechtsgelarte und Aerzte verlassen müßen, in Krankheiten oder Rechtshändeln, und sich selbst nicht gesund machen, noch ihre Rechtssachen auszuführen im Stande sind; warum denn ein Mensch in gleichen Umständen, nicht in Betracht der Religion, auch verbunden sey, seine Lehrer zu vertrauen? der Autor sagt hierauf unter andern, „es sey ein großer „Unterscheid, sich auf den ersten, und auf den letz„ten, zu verlassen. — Durch meine Zuversicht zu „meinen Arzt oder Advocaten, wage ich nur meine „Gesundheit und Mittel, das ist, ein Theil meiner

„zeit-

„zeitlichen Wohlfart; glaube ich aber blind weg oh-
„ne Prüfung, was jemand mir zu glauben gebietet,
„so setze ich mein ewiges Wohlergehen aufs Spiel".
Ich kann aber nicht sehen, wie jemand seine ewige
Wohlfart durch Unterschreibung des Glaubens
der Lehre, wage, der in solchen Umständen sich be-
findet, daß er die Glaubensgründe selbst nicht un-
tersuchen kann, und betrachtet, daß viele andere
Vernünftige, die selbst denken können, die herr-
schende Religion angenommen haben. Ich glau-
be, er wage noch mehr seine ewige Wohlfart, wenn
er sagt: ich will lieber ohne Glauben leben, als
glauben, was ich von Natur nicht fähig bin zu fas-
sen. — Der dritte Einwurf ist dieser: wenn jemand
sieht, daß die ganze Gesellschaft sich beunruhigt,
wenn man der öffentlichen Lehre nicht beytrit, ob er
alsdenn nicht Ursache habe sich selber zu richten?
der Autor äußert sich auf diesen Satz, also: „eine
„Societät werde nicht beunruhiget, daß man die
„Moralität in acht nehme, und als getreue Unter-
„thanen sich aufführe". — Die hiesige Frage ist
aber nicht, was die Gesellschaft beunruhigen könne
oder nicht, aber was einem Bürger zu thun oblie-
ge, da er sieht, die Societät leide durch seine Wi-
derspenstigkeit. Ich meine, daß er auf solche Wei-
se entweder stille schweigen muß oder sich der Gesell-
schaft zu entsagen hat; insonderheit wenn die anbe-
fohlene Lehre wichtig ist, ihm gefährlich scheint, und
nach genauer Prüfung sie also befindet; denn in
solchem Falle muß weder seine widrige Gesinnung
noch seine Verlassung übel ausgedeutet werden: es

heißt,

heißt, man müsse Gott mehr, als den Menschen gehorchen; und daß kein Ansehen hierinn, mich zu verbinden, gilt. Die Meynung eines berühmten Gottesgelehrten hat alsdenn statt: Daß, könnten alle große Mathematici, als Euclides, Archimedes, Apollonius, Diophanes ꝛc. zu einer allgemeinen Zusammenkunft berufen werden; und einstimmig beschliessen, daß 2 mal 2 nicht 4 sondern 5 seyn sollten: ja diesen endlichen Schluß schriftlich abfasseten, unter ihrer Hand und Siegel, so würde sich doch niemand darnach richten.

Vieles in dieser Schrift ist dennoch nicht so schwer zu wiederlegen, als die Englischen Deisten meynen. In den übrigen kann ich nicht anders als den Autor darinn Beyfall zu geben, daß einem jedem die Erlaubniß seinen Glauben zu untersuchen zukomme, und das ohne Prüfung zu glauben, kein Glaube sey, es sey denn, daß sich jemand in den Umständen befände, daß er wegen seinen natürlichen schwachen Vermögen selbst nicht nachforschen könne: denen aber dieses Vermögen verliehen ist, die haben keine Entschuldigung, wenn sie wie die blinden ohne eigenes Nachdencken der Lehre anderer folgen; von solchen kann gesagt werden, daß sie weder Glauben, noch etwas, daß ihnen zum Glauben könne gerechnet werden, haben. Ich bin ꝛc.

Der

Der vier und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Unter des Herrn Bayle unbewiesenen Sätzen, denen man nicht Beyfall geben kann, ist auch dieser, daß der Atheismus weniger gefährlich als der Aberglaube sey, und er meint, daß eine Societät aus Gottes-Verleugnern mehr Bestand haben könne, als eine die aus abergläubischen Bürgern bestehe. Ich kann es denen nicht verdenken, welche diese Lehre zu bestreiten gesucht haben: ich habe selbst dessen Ungrund zu zeigen mich bemühet; was ich hierbey anzumercken habe, ist, daß sowol alte als neue ansehnliche Weltweisen selbige Lehre behauptet haben, und die dennoch unangefochten geblieben sind, an statt daß Himmel und Erde wider diesen Rotterdamischen rege geworden ist: und dadurch wahr gemacht: daß zwey einerley thun können, und doch nicht einerley zum Vorschein bringen. Am meisten ist zu bewundern; daß so gar gewisse berümte christliche Theologen sich auf gleiche Weise ausgedrückt haben, und die dennoch unangetastet geblieben sind. „Der Englische Do„cter Hickes läßt sich in diesem also aus: falls ein „Gottesverleugner böses thut, weil er keinen Glau„ben hat, so ist ein Fanaticus tausend mal ärger, in-

„dem

„dem er glaubt, sein Gewissen berechtige ihn dar-
„zu. Iner wie arg er auch ist, bindet sich an
„keine Mittel da, er auf nichts abzielet: dieser bildet
„sich ein: daß ein erleuchteter Verstand die abscheu-
„lichsten Mittel heilige die er zu seinen Zweck zu ge-
„langen anwendet. Kurz beyde bedienen sich der Re-
„ligion, welche der eine angreift, und der andere,
„um seine Zuneigungen zu sättigen, vertheidiget.
„Fast keine Missethat ereignet sich, daß nicht der
„Missethäter ein Atheist oder Schwärmer ist. Es
„ist nicht leicht zu sagen, wer den grösten Unfug
„veranläßt, indem sie nur darinn unterschieden
„sind, daß der Fanaticus besser verstanden habe,
„sich zu verstellen, und unter der Larve der Schein-
„heiligkeit, zu betriegen ꝛc. Der Groß-Cantzler
„Baco Verulamius drückt sich noch deutlicher aus,
„er sagt; die Gottesverleugnung beraubet dem
„Menschen weder die gesunde Vernunft, Liebe zur
„Weltweisheit, Kenntniß des Gesetzes, noch Be-
„gierde einen guten Namen beyzubehalten. Die-
„se sind seine Wegweiser, die aus Mangel an Re-
„ligion, zur Ausübung moralischer Tugenden, ihn
„antreiben können. Aberglaube aber wirft diese
„alle übern Haufen, und nimmt sich eine unum-
„schränckte Gewalt über die Seele. Der Atheis-
„mus hat nirgends den Staat beunruhiget: im
„Gegentheil die Zeit des Augusti, die zum Unglau-
„ben geneigt war, ist eine derer gesittesten gewesen.
„Wie groses Unheil hat aber nicht der Aberglaube
„angerichtet? er ist die erste Anlage gewesen, Staa-
„ten und Regierungen zu zerstöhren". So weit

Veru-

Verulamius; und er hätte ihn vielleicht mit einer noch stärckern Farbe gemahlet, wäre er länger im Leben geblieben, und die Trauerspiele mit angesehen hätte, die der Aberglaube zur Zeit des Carl Stuarts, verursachte.

Des Plutarchus Meynung hierüber habe ich vorher angeführet. Viele vortrefliche Männer haben aus gleichem Tone geredet. Niemand aber als nur Bayle ist desfalls zur Rede gesetzt: die Ursache mag gewesen seyn, theils daß er diese Materie ex professo tractiret habe, theils weil man aus andern Lehren, die er zu bestreiten sich bemühete, seine gefährliche Absicht gemercket hat. Zu geschweigen, daß seine Beweisthümer zum besten der Gottesverläugner, einen solchen Schein gehabt haben, daß einfältige Menschen leicht konnten verführt werden. Ein Gottesverleugner sagt er, wird seines Unglaubens halber verfolgt und gehaßt, folglich muß er desto mehr der Tugend und eines behutsamen Wandels sich befleißigen; der hingegen, der blindlings dem Befehle glaubet, wird ein Zärtling des Landes, und vermeynet alle Mißhandlungen treiben zu können, unter dem Schirm und Deckmantel der Orthodoxen.

Man muß zugeben, daß dieses einen grossen Schein habe: man kann auch nicht die grossen Trauerspiele läugnen, daß sie ja durch einen blinden Glauben und eine Superstition veranlasset sind. Weil aber bey einem Gottesverleugner nichts ist, das ihn zurück hält, als die Furcht für die zeitlichen Strafen und Verscherzung seiner Ehre, so ist leicht

zu schlüßen, wie groß die Sicherheit einer Societät seyn könne, wenn sonst keine andere Bände als nur diese wären: und die Kunst seinem Nächsten unvermerkt zu hintergehen, und nachzustellen, würde alsdenn die Hauptwissenschaft eines jeden Landes werden. Ich bin ꝛc.

Der fünf und sechzigste Brief.

An das Collegium Politicum,

Ich danke den Hochweisen Herren, daß Sie mir haben wollen bekannt machen, was zum Nutzen des gemeinen Besten, in Dero politischen Versammlung abgehandelt wird. Dieses ermuntert mich, einige gute Gedanken über mich selbst zu machen, indem sie Hochweise Männer mir Dero Correspondenze in den wichtigsten Sachen; würdigen.

Die geneigte Herren lassen mich wissen, daß Sie beschäftiget sind einen Mißbrauch zu bestreiten, der seit einigen Jaren in dem Christenthum überhand genommen hat, und nunmehro aufs höchste gekommen. Sie verstehen die ungeheuren breiten Schürzen des Frauenzimmers, wider welche Sie eine wohl ausgearbeitete Schrift verfasset haben; um sie der Obrigkeit einzuhändigen, und darum angezeiget; solche

solche sey eine der sündlichsten, thörichsten und unanständigsten Kleidungen: die jemals unter dem menschlichen Geschlechte gangbar gewesen ist. Sie haben recht und Ihr Eifer ist lobenswerth; ich habe die Abschaffung dieser Mode selbst lange gewünschet; als eine Gewohnheit die sehr eitel ist, und das Frauenzimmer in meinen Augen ungestalt macht; so daß, sollte ich anitzt noch Lust bekommen zu heiraten, so müßte es mit einer Stuben oder Bauerdirne geschehen, wofern nicht in denen Ehepacten die Ablegung der geharnischten Schürzen ausdrücklich könnte ausgedungen werden. Dem ungeachtet rathe ich doch niemand, sich in diesen Tone oft hören zu lassen, — die Schürzen möchten nur dadurch breiter werden, und die Schürze der Jungfer N. Ns. von welcher man sagt, daß sie die größte sey, und den äußersten Grad der Latitudinis, die einem Menschen möglich ist, soll erreichet haben, möchte sich noch weiter ausdehnen, und alle von der Natur gefaßte Tropicos übersteigen. Alles Verbot hat dergleichen Wirkung, als daher der heilige Lehrvater Cataldus sich fürnam, wider die hohen Fontangen des Frauenzimmers zu predigen, richtete er weiter nichts aus, als daß sie noch ein Stockwerk höher wuchsen.

Es wäre auch zu befürchten, daß die Abschaffung dieser Schürzen beyde Geschlechter wider einander aufbringen möchte. Das Frauenzimmer würde sich über ein Verbot beschweren, das ihm eine Mode benam, von der es glaubte, daß sie zierlich war, wie beschwerlich sie gleich seyn möchte; und viele

Männer stehen in den Gedanken, die Ehre ihrer Frauen und Töchter haben sie dem Schutz dieser Vormauer zu danken, die solchermaßen mit Contrascharpen und eisernen Außenwerken befestiget sind, und nicht wie in den alten Zeiten zu bestürmen ist. Sie wollen, daß die Keuschheit daher auch größer als vorhin gewesen, und führen zum Beweis die Gerichtsbücher des Consistorii an, als Zeugen, daß die Ehehändel mehr und mehr abnehmen. Welches ich an seinem Orte will gestellt seyn lassen: ich will nur sagen, daß selbst die Ehemänner, die anfänglich sich am meisten über die geharnischten Schürzen aufhielten, selbige anitzt als eine Zierde des Frauenzimmers halten. Und die Wahrheit zu sagen, so ist alles hübsch und zierlich was zur vornemen Mode geworden; daher ich selbst gestehe, daß es eine Schwachheit bey mir ist, wenn ich in diesem Stücke dem Strome nicht folge. Es ist am besten diesen Putz unangefochten zu lassen, bis eine neuere Mode vielleicht im kurzen sie ableget; nur wäre zu wünschen, daß man alsdenn in kein anderes Extremum verfiele, wie öfters in der Kleidung, in der Lebensart und den Meynungen zu geschehen pflegt; — und den Geschmack unsers Frauenzimmers, das itzt die großen Schürzen liebt, nicht in dünne Unterröcke von Spitzen verwandeln möchte. Die Erfahrung giebt, daß in einer Reformation dergleichen Ausschweifungen nicht selten sind, sowohl in der Kleidung als in der Lehre und den Begriffen Ich sage, als in der Lehre und denen Begriffen.

Der

Der englische Schriftsteller Blackmore hat gewiesen, daß das englische Volk in jedem Jahrhundert einen neuen Geschmack habe in Schriften; — und was in einem Alter ist hoch geschätzet worden, sey in einem andern lächerlich und ungereimt gewesen; und so umgekehrt. Und daß der so genannte bon sens, sich nach der gegenwärtigen Mode gerichtet habe. Ich habe merkliche Exempel von den Veränderungen des Geschmacks unserer eigenen Nation, in der Lebensart und Schriften angeführt; es ist denen eben so, wie der Kleidermode gegangen, so, daß die neuesten für die besten und zierlichsten sind gehalten worden. Daher findet die Musik, welche Fuschers zusammengesetzet haben, mehreren Beyfall, als des Corellis Sonnaten; und des de Touches trockene und unordentliche Schauspiele haben vor des Molieres Meisterstücke Beyfall. Denn die Moden machen die Leute sehend blind. Sie vermögen so gar einem Schweine, das Ansehen des schönsten Thieres zu geben; und wo mir recht, so sind die Spanischen Damen so gar auf den Geschmack verfallen, daß sie sich in die Spanferkel verliebet, u. selbige, wie vorhin die kleinen Schoshunde, erziehen. Die Französischen Frauenzimmer, gaben zu meiner Zeit ihren Stubenhunden Abschied, und namen an ihrer Stelle Katzen an: heutiges Tages hält man die Mopse vor die schönsten Hunde, die vorher, ehe die Mode aufkam, als die häßlichsten unter allen diesen Thieren betrachtet wurden. Der Geschmack in der Lehre und in Schriften, hat ebenfalls selbigen Grund: bald glaubt man dieses phi-

losophische System sey das beste, bald ein anderes; — bald wird des Cartesii bewundert, bald des Newtons, und bald wird des ersten seine abermal aufgewärmt; bald ist Plato auf dem Throne, bald wieder Aristoteles; Joh. Launoy zeiget wie unbeständig das Schicksal der Lehre des letztern gewesen, denn solche hat man öfters als albern und gottloß angesehen, und denn wieder als vortreflich und fast göttlich. Weil demnach der Geschmack der Menschen so veränderlich ist, so möchten die Hochweisen Herren wohl am besten thun, wenn sie sich nicht gar zu sehr über die gedachte Tracht der Frauen aufhielten, besonders weil wir aus dem andern Geschlechte keinesweges darunter leiden. Mein Rath wäre vielmehr, daß man die Paruquen abschafte, die sich vor kurzem eingeschlichen haben, als etwas, das den Mannsleuten, die bisher sich allein dieser Zierde bedient haben und seit mehr als einigen 100 Jaren ein Recht darauf sich anmaßen können. Es ist sehr nöthig, daß man dem Dinge in Zeiten vorbeuge, sonst ist zu befürchten, daß, wenn man dem Frauenzimmer freye Hände läßt, sie uns noch andere Zieraten die die Vortreflichkeit unsers Geschlechts anzeigen, nehmen werden — Sie möchten ihre Schürzen gar in Beinkleider verwandeln, und endlich mit Spanischen Röhren in den Händen sich sehen lassen; Dabey Degen oder Hirschfänger an der Seite, und uns nichts als die Bärte übrig lassen. Ich halte also dafür; daß man sich im Ernst bemühe, diese Frauenparuquen abzuschaffen; und wenn ein Verbot nichts ausrichten kann, daß wir zu

Repressalien greifen, und anstatt der Hüte und Paruqven Fontangen aufsetzen; womit die Glieder Eures Collegii am besten den Anfang machen könnten. Es ist nicht zu zweifeln, daß so Hochweise Herren nicht bald viele Nachahmer finden sollten. Das Frauenvolk aber würde daraus die Lehre ziehen, daß es am besten sey, sich in bestimmten Schranken zu halten. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Der sechs und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einem meiner vorigen Briefe angezeiget, warum die Wissenschaften vor Zeiten zu keinem rechten Wachsthume haben gelangen können; weil man nämlich, sich nicht so sehr bekümmerte die Wahrheit nachzuforschen als die Lehren der Lehrmeister zu vertheidigen und zu verdolmetschen. Daß diese Sklaverey durch Stiftungen neuer Akademien der Wissenschaften nach dem Plan des Verulamii aufgehöret, habe ich auch dargethan; und daß der Sinnspruch: Nullius in verba, keine Lehre auf Vorgebungen anderer, sondern auf eigene Erfahrung und Experimente zu bauen, der Weltweisheit ein grosses Licht ertheilet habe, und viele alte Irrthümer in unsern Zeiten vertrieben habe. Dennoch kann man

man nicht leugnen, daß einige große Systemata in der Weltweisheit, Mathesi und Geisterlehre, welche die Philosophen der letztern Zeit zusammengeflicket, und als neu ausgegeben haben, dennoch nicht neu sind; denn geht man die Griechischen und Römischen Schriften, die hiervon handeln, durch, so äußert es sich, daß Cartesius, Copernicus, Cudworth, Leibnitz, Spinoza und andere, deren Schriften und Lehrbegriffe für neu gehalten werden, aus jenen uralten Lehrsätzen ihre Lehrgebäude hergeholt, aber mehr deutlicher und weitläuftiger ausgeführet haben. Cartesius wird gemeiniglich für den Urheber der Atomischen Weltweisheit, welche lehret, daß die Welt aus feinen Partikeln oder Atomis bestehe, auf Deutsch Sonnenstäublein, gehalten; die in Bewegung kamen, und auf vielerley Weise sich vermischten; woraus alle erschaffene Dinge die wir sehen, hervorgebracht sind. Diese Lehre hat Democritus schon vorher geführet, obgleich andere, ihr noch einen ältern Urheber, den Leicippum geben. Diese ist nach der Zeit ausführlicher von dem Epicuro gelehret worden, und demnach hat Cartesius, der als Stifter angegeben wird, bereits drey Vorgänger gehabt. Des Cartesii Lehre von dem Mechanismo der Thiere, daß sie kein Leben haben, nur aber Maschinen sind, wird dem alten Griechischen Weltweisen Diogene von vielen zugeschrieben, wovon der Plutarchus ein solches Zeugniß ableget: Μετέχειν μὲν αὐτά τοῦ νοητοῦ καὶ ἄερος διὰ δὲ τὸ τὰ μὲν ποικότητε, τὰ δε πλεσνασμῶ τῆς

ὑγρα-

ὑγιασιάς, μήτε διανοείσαι, μήτε αἰσθάνεσθαι &c. d. i. „die Thiere sind zwar der Luft theilhaftig, kön„nen aber der Schwere und des Ueberflußes des „Geblüts halber, weder empfinden noch verstehen". Diese Meynung hat der bekannte Spanische Medicus Gomesius Pereira, wieder aufgewärmt in dem 16 Jahrhundert, und ist endlich durch den Cartheſium verbessert, so, daß er als der Anfänger davon betrachtet wird. Den Copernicum sieht man als den Stifter der heutigen Meynung an, von dem Lauf der Erden und dem Stillestehen der Sonnen; Pythagoras aber einer der ältesten Griechischen Philosophen, und andere, haben eben das gelehrt, Copernicus aber hat ihre Lehre in ein ordentliches System gebracht. Des Cudworths Lehre von der natura plastica, von der wirkenden Kraft, die unter der Führung Gottes alles hervorbringt, ohne selbst zu wissen, was es sey, ist noch älter.

In einem von meinen Briefen habe ich angezeigt, daß der Cicero eben so gedacht habe. Dieser große Römer läßt sich in die Worte aus: Vis quædam sine ratione, ciens motus in corpore necessarios, cujus solertiam nulla ars, nemo artifex consequi potest mutando: das ist: Eine Kraft ohne Erkenntniß, welche die nöthige Bewegungen in den Leibern wirket, mit so vieler Behendigkeit, daß keine Kunst und kein Künstler ihr nachzumachen vermögend ist. Auf diese Worte hat Cudworth seine Lehre von der natura plastica gegründet, woraus zu ersehen daß sie nicht neu ist. Des Leibnitzens Theodicee, die man eine Original-

schrift zu seyn glaubet, fasset nichts in sich, als was die heidnischen Weltweisen von der besten Welt und dem Ursprung des Bösen, schon vorlängst geschrieben haben. Wovon Jamblicus sich also vernehmen läßt: „So wenig als „es der Sonne beyzumessen ist, wenn ein Krancker „deren lebendigmachende Wärme nicht leiden mag, „so wenig kann den Göttern das böse zugeschrieben „werden, das in der Welt zu finden. Viele Dinge der Natur sind nützlich und dienlich, die aber „für sich betrachtet schädlich seyn können. Alle „Wendungen der runden Himmels-Kugeln erhalten alle die ganze Welt; obgleich sie einander vernichten können". In diesem hat man kürzlich den ganzen Innhalt des Leibnitzischen Systems, welches daher auch nicht neu ist. Die Lehre des Spinozä, wodurch die Welt und alle erschaffene Dinge, mit Gott confundiret und zu einem Wesen mit ihm werden wird, ebenfalls für neu gehalten: unterschiedliche alte Weltweisen, besonders Zenophanes, haben eben selbiges gelehrt; Zenophanes lehrete, nach dem Zeugniß des Sexti Empirici, „die ganze Welt sey nur eine Substanz, worunter Gott selbst mit begriffen wäre, und folglich „alle Dinge gleich ewig seyn müßten, und folglich auch die Menschen, Thiere und Bäume ꝛc. „Nichts könne demnach gezeuget noch in der Zeit „hervorgebracht werden, weil alles was ewig und „unendlich, nicht vergehen könne". Hält man dieses mit des Spinozä System zusamen, so wird man eine aufgewärmte Theorie von der Welt gewahr. Was

die

die alten solchergestalt nur obenhin geschrieben, hat Spinoza auf eine mathematische Art ausgeführet, und in Betrachtung des Vortrags kann er nur als Stifter einer so seltsamen Lehre angesehen werden. Zum Beweis könnten noch mehrere Exempel angeführet werden: die Kürze des Briefes aber, erlaubet solches nicht vor dieses mal. Ich bin ꝛc.

Der sieben und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen vor diesem meine Gedancken über die Lehre der Pyrrhonischen Seckte vor Augen gelegt, und angemercket, worinn selbige von der so genannten Academischen abweiche, die den Arcesilaum zum Urheber hat. Ich habe gewiesen, daß das Zweifeln des Pyrrhonis noch weiter gienge als des Arcesilaus, denn wenn dieser sagt: alles sey ungewiß, so will jener, man dürffe nicht sagen, etwas sey gewiß oder ungewiß; weil in diesen Worten schon eine Bejahung wäre, die aber seiner Lehre zuwider sey. Man siehet also, daß des Pyrrhonis Zweifel keine Gränzen hat, und von allen Lehren die ungereimteste ist; nichts desto weniger haben sich Leute gefunden, welche den Scepticismus zu vertheidigen gesucht. Ich habe aber gesagt, sie verdienen nicht widerleget zu werden. Einige neuere Schrift-

steller

steller verdammen zwar den Pyrrhonismum, allein sie wollen doch zeigen, daß er weniger ungereimt und gefährlich als die Lehre des Arcesilai sey. Ihre Gründe verdienen mehr Gehör; sie sagen, daß wenige den rechten Begriff des Pyrrhonismi haben; es ist zu glauben, daß diese Seckte nur diese Lehre geführt habe, um sich zu üben, oder mit denen Dogmatischen Weltweisen Scherz zu treiben, die sich einbildeten, daß sie von den schwersten Dingen Rechenschaft geben könnten: — die Pyrrhonianer behaupten oder leugnen nichts, sie üben sich aber in einer beständigen Untersuchung; bringen Beweise für und dagegen an; sie thun keinen Spruch bevor sie eine solche Erleuchtung erreichen möchten, die niemals zu erlangen steht; und solchermaßen bey einer immerwährenden Untersuchung stehen bleiben, nichts behaupten noch leugnen, welches sie ἀταραξίαν die Ruhe des Gemüts nennen, der sie durch ihren beständigen Zweifel nacheifern. Diesen guten Leuten, sagen sie, müsse man kein Unrecht thun.

Sie leugnen die Sinnen nicht; sie geben zu, alle Dinge haben einen äußerlichen Schein und Ansehen: ob selbiger aber also ist, wie er scheint, ist ihnen eine andere Frage. Sie sagen, der Honig ist dem Geschmacke süß, sie lassen es aber dennoch unbehauptet, ob er auch an sich wirklich süße sey. Bis hieher derer Meynung, die die Lehre der Pyrrhonisten glimpflich zu machen suchen. Ich kann aber nicht finden, wie ἀταραξία die Gemüthsruhe, bey denen statt habe, die immerhin vergebens suchen,

chen. Mir deucht, diese Lehre sey noch thörichter als der Academisten ihre; denn diese suchen und suchen immer, was sie doch nicht finden können, jene suchen und wollen nichts finden; welches Arlequins Possen sind und wie es verdrießlich fällt, mit den letzten zu disputiren, indem sie keine Vernunft annehmen, so ist es närrisch mit den ersten sich in Gespräch einzulassen, weil sie nichts weder leugnen noch wahrhalten und niemals zu dem Worte nein! oder Ja! können gebracht werden. Man kann sich die Hoffnung machen, daß man einen Academisten bekehren könne, niemals aber einen Pyrrhonisten zu gewinnen, der seine Gegner, mit einem beständigen peut-être, es könne seyn, abfertiget. Ich darf sagen, die Academici sind mit ihrem immerwährenden leugnen noch eher einer Seelen-Ruhe fähig als die Pyrrohnisten, mit ihrem peut-être, denn jene suchen alles in der Hofnung zu finden: diese hingegen haben nichts zu hoffen: und verbleiben doch in einem emsigen Suchen; nichts nähert sich weniger einer Ataraxie, ja keine Ovaal ist grösser.

In einer solchen Verfassung haben die Heiden die Verdammten in der Höllen sich vorgestellt; Tantalus greift nach etwas zu essen und zu trinken, ohne einige Hoffnung es zu erreichen, und Belides schöpfet Wasser in einem durchlöcherten Faß. Die Akademischen streiten immer, und sagen, man habe sie nicht überführen können. Die Pyrrhonisten disputiren ebenfalls beständig, und leugnen dennoch nicht, daß ja ihre Gegner Recht haben;

jene

jene demnach, suchen überwiesen zu werden, diese aber wollen solches nicht. Beyde machen sich zum Abscheu, durch ihrem Unglauben; jene sehen Knoten, die sie für unauflößlich halten; diese sehen beydes selbige, und sehen sie auch nicht; sie glauben, daß sie zugleich können, und auch nicht können gelöset werden. Alles Gespräch mit ihnen, endiget sich mit einem Vielleicht; ist es also ärgerlich mit dem erstern zu reden; so fällt es ins alberne mit dem letztern zu disputiren. Wann die Pyrrhonisten sich aller Untersuchung entschlagen sollten und mit den Kohlenbrennern sagen; wir lassen uns in keinen Zank über irgends etwas; denn es übersteiget unsern Verstand: so möchte man ihnen ihre Gemütsruhe zugestehen, oder vielmehr eine Trägheit und Unempfindlichkeit beymessen. Sie suchen aber ohne zu finden, und zugleich ohne finden zu wollen, und streiten, ohne zu einem Schluß zu kommen, oder kommen zu wollen. Ihre Vertheidiger vermeynen, solches geschicht, daß sie sich üben, oder mit denen dogmatischen Philosophen ein Gespött treiben, die alles zu erklären sich unterstehen. — Niemand aber, der die geringste Vernunft besitzet, übet sich im Zanke ohne Absicht, und ohne an einer andern Antwort, als eines Vielleichts, sich zu binden. Wenn sie ab und zu den Dogmatischen zuwider wären, so könnte man sagen, es geschähe, sie zu äffen, und ihrer zu spotten: indem es aber zu allen Zeiten, und mit ihnen allen geschiehet, daß sie nichts weder verwerfen noch annehmen, so spotten sie sich nur selbst. Ihre

Ver-

Verfechter sagen, es sey schwerer ihnen, als denen dogmatischen Philosophen zu widerstehen. Sie haben recht; man könnte auch sagen, es sey nicht leicht, stocktaube Menschen durch die Rede zu überführen; denn kein Gehör zu haben, oder nicht hören wollen, ist einerley, und daher gleich thöricht, diesen sowohl als jenen zu predigen. Ein gleiches mag zwar von denen Akademischen Weltweisen, die es aber so hoch nicht treiben, gesagt werden; sie sagen, alles ist ungewiß, legen aber schwere Punkte zum Grunde ihrer Meynung, welche sie einsehen, oder in allen Dingen einzusehen vermeynen, und solchergestalt doch mit etwas sich äußern: die Pyrrohnisten im Gegentheil, sagen nichts, und sind dem politischen Kannengießer zu vergleichen, der, als er den Rechtshandl beyder Parteyen durchgelesen, sagte er; sie haben beyde Recht. Ich bin ꝛc.

Der acht und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Sie belieben zuschreiben, daß sie meine Vorrede zu des Herodiani Historie mit Vergnügen durchgelesen, in welcher ich die Regeln einer Bücherübersetzung angemerket, die hauptsächlich in dem bestehen, einen Mittelweg zwi-

zwischen denen zu treffen, die zu sehr an die Originale sich binden, oder zu große Freyheiten in ihren Uebersetzungen sich nehmen. In dem Absehen findet man sowohl an den Vaugelas als den Ablancour, in der Uebersetzung des Taciti auszusetzen; jener folget der Schrift gar zu genau, daß die Französische Schreibart gezwungen wird, dieser ist nur um des Autors Meynung bekümmert; welches meines Erachtens am wenigsten zu tadeln ist; so lange es damit nicht zu weit gehet, und keine Periphrasis anstatt einer Uebersetzung daraus entsteht; von einander unterschiedene Kleidungen vermögen nicht eine Schönheit des Leibes zu verringern, es können unterschiedene Gedanken in einer unterschiedenen Schreibart ausgedrückt werden. In philosophischen Schriften ist es am besten, sich philosophischer und Kunstwörter zu bedienen, die einmal überall angenommen sind; widrigenfalls wird die Sprache unverständlich; welches unterschiedliche, besonders Holländische Uebersetzungen bezeugen können.

In Uebersetzungen historischer Schriften, hat man sich am meisten an die Worte des Originals zu binden: Viele Schriften werden unverstandlich, durch die Veränderung der fremden aber beygenommenen Namen, die überhaupt in allen Sprachen verständlich sind; z. E. man verändert Titus, Livius, zu Tite, Live, Plutarchus, zu Plutarqve, Horatius zu Horaz, Claudius zu Claus ꝛc. Ingleichen werden die unverständlich, so die Namen derer Bedeutungen und Tittel, durch dergleichen

chen Veränderung, aus ihrer rechten Bedeutung setzen, und einen Consul, Bürgermeister, einen Prätor, Stadtvoigt, einen Edilius, Oberbaumeister nennen, welche Aemter anitzt nicht in der Bedeutung sind, wie sie vormals bey den alten Römern waren. Der Unterscheid ist so groß zwischen einen Römischen Prätor, und einen Dänischen oder Deutschen Stadtvoigt oder Holländischen Scout, als zwischen den König Salomon und Jürgen Hutmacher, oder, wie zum Sprüchwort, zwischen einen Dänischen und Englischen Lord. In Betrachtung der biblischen Bücher, habe ich zwar gesagt, man müße sich an die Morgenländischen Redensarten nicht binden, die gar zu hart in den Ohren klingen, es muß aber Maaße gehalten werden; und kann ich denen nicht gänzlich beyfallen, welche die ganze Bibel nach heutiger Schreibart, wollen gesetzet wissen, und z. E. anstatt Hauptmann Capitain sagen; und anstatt des biblischen Grußes: Friede sey mit dir: guten Morgen oder guten Abend sagen. Ich tadele eine solche Reformation nicht, sondern sage bloß, sie gefällt mir nicht, besonders da ich sehe, die mehresten Völker lassen die alte biblische Schreibart unberühret, die sie von der weltlichen unterscheiden, und die von dem Volke als venerabel und hoch betrachtet wird, in Ansehung ihres Alterthums. Ich sage daß ich sie nicht tadele; denn die Leute, denen diese Veränderung anstößig ist, kann die Zeit dazu angewöhnen; eine Zeitlang wird sie ihnen dennoch übel klingen, sowohl als sie mir nicht gefallen will.

Und ich bekenne frey, daß wäre mir das Predigtamt anvertraut, so würde ich in den ersten 10 Jaren bey den alten hieroglyphischen oder biblischen Redensarten verbleiben, und es ungewagt lassen, anstatt, Friede sey mit dir Hauptmann, guten Morgen Herr Capitain, zu sagen.

Ein jeder richte sich nach seinem Geschmack. Um auf meine Anmerkungen wieder zu kommen, welche die Uebersetzungen der Bücher betreffen, so ist diese die vornemste, daß niemand es über sich nehme Schriften zu übersetzen, der nicht beyde Sprachen vollkommen versteht; sind die Uebersetzer der Sprache nicht mächtig, so können daraus Ungeheuer entstehen, zumal wenn es ihnen zugleich an Ueberlegung mangelt, wenn in der Sprache die sie übersetzen, zweydeutige Wörter vorkommen.

In meiner Dänischen Geschichte bin ich einige große Fehler gewahr worden, welche die Uebersetzer in unserer Historie begangen haben: — das Wort Clyto oder Clytunculus, hieß ein Königssohn bey den lateinischen Schriftstellern des mittlern Alters; diese Benennung haben die Uebersetzer als einen Mannsnamen angesehen, und anstatt zu sagen; als dieses der junge Prinz hörete, (cum Clyto hoc audiverit) haben sie es gegeben: als Clyto dieses hörete. Ein noch größerer Irrthum ereignet sich in der Uebersetzung dieser Worte: Autor hujus Cladis erat Plosso. Welches in einer unserer Haupthistorien übersetzet ist: Cladis Plosso war der Urheber dieses. Mehrere Exempel will

will ich mit Stillschweigen übergehen. Und nur einige wenige ir den Uebersetzungen meiner lateinischen Schriften anzeigen, die ich gefunden habe. In deren einer stehet: Pyrrhonismus ecclesiæ romanæ, das ist: der Wankelmuth der römischen Kirchen, welches der Uebersetzer verdeutschet: das Fegfeuer der Römischen Kirchen. An einem andern Ort stehet: Avus meus erat vir Patricius, welches übersetzet ist: Mein Großvater war ein väterlicher Mann. Dergleichen Zoten hätten nicht können begangen werden, wäre der Uebersetzer der Sprache kundig gewesen, oder überlegen können, daß die Uebersetzung von einer unrichtigen Bedeutung seyn müße. In einem Manuscript einer Dänischen Uebersetzung des Klimms Reise, habe ich Fehler von selbiger Art gefunden. Maria & flumina margaritarum sunt feracia, hat man übersetzt: das Meer und die Flüße giebt eine Menge Edelgesteine. An einem Orte, woselbst von belebten Bäumen gemeldet wird, welche mit Händen und Fingern versehen waren, finden sich diese Worte: Quot gemmæ tot digiti, das ist: so viele Knospen so viele Finger. Dieses übersetzet man: so viele Juwelen so viele Finger. In der Verdeutschung des Klimms äußert sich ein gleichmäßiger Irrthum, welches den Nachdruck ungereimt macht: Dextre incedendo studio omnes insaniunt. Die Nordischen Leute rasen fast aus Begierde zu einem Range, oder die rechte Hand zu haben. Die Uebersetzung giebt dieses: sie werden vor Begierde einen tugendsamen Lebenswandel zu

führen, fast unsinnig. Fast in allen Versionen dieser Schrift findet sich ein Fehler, welchen die Französische nur vermieden hat. In der Reise des Klimms wird eines Wirts gedacht, der diesen Titel führet: Insulæ hujus Dominus, der Eigner dieses Hauses. Welches alle vertiret haben: der Eigner dieser Insel, indem sie hierzu durch den zwiefachen Verstand des Wortes verleitet worden; denn Insula bemerket eine Insel, wie auch ein Haus; es wird in dem vorhergehenden keiner Insel gedacht, es ist auch nicht begreiflich, daß der Wirth einer Schenken, ein Herr eines ganzen philosophischen Landes seyn sollte. Es ist demnach bey Uebersetzungen eine gute Ueberlegung höchst nöthig, so auch eine genaue und richtige Kenntniß beyder Sprachen. Ich sage', eine genaue Kenntniß; denn von denen ist nicht die Rede, die in selbigen gänzlich unerfahren sind, und dennoch dergleichen sich unterstehen. In diese Klasse gehört der Verfasser der alten Dänischen Postill, die man die Wunderpostill gemeiniglich zu nennen pfleget. Dieser hat die lateinischen Worte: cum Centurio hoc viderit, also ins Dänische gegeben: als ein vornemer Edelmann mit Namen Centurio dieses sah. Nichts aber klinget lächerlicher, als was ich in einer Dänischen aus dem Deutschen übersetzten Schrift gesehen, woselbst die Worte: Fleisch und Blut ist schwach, also gegeben worden: Speck und Blut ist schwach. (Denn Speck, heißt Fleisk im Dänischen) ingleichen was ich in der Sammlung kleiner Historien, Scherz und Ernst betitelt,

telt, gefunden habe. — In einer dieser Historien, welche aus dem Lateinischen genommen wird, eines Tauchers, (Urinator) gedacht, dessen Beil ins Wasser fiel, und daß er nach demselben sich zu zweyenmalen, wiewohl vergebens in die Tiefe herabgelassen. Die Worte dieser Erzählung: urinabatur & iterum frustra urinabatur, sind also gegeben: er schlug sein Wasser einmal ab, erhielt aber seine Art nicht, er ließ es zum zweytenmal, aber ebenfalls vergebens.

Sollte ihnen mein Herr, dieses unglaublich scheinen, so belieben sie das Buch selbst zu lesen, welches sich in vieler Händen befindet. Ich bin ꝛc.

Der neun und sechzigste Brief.

Mein Herr,

Aus den Uneinigkeiten, die neulich in ** sich geäußert, können sie die Wahrheit bestätiget finden, die ich öfters in meinen Schriften, und besonders in meiner Kirchengeschichte angemerket habe; daß nämlich Kleinigkeiten und gleichgültige Ceremonien, den größten Lerm in einem Lande, und die größten Feindschaften unter den Menschen erregen. Unzählige Exempel könnten zum Beweis angeführet werden. Ich will aber nur eine von dem Exorcismus oder

Beschwörung bey der Taufe anführen. Der Exorcismus ist eine Handlung, welche vorgenommen und unterlassen werden kann, ohne Verletzung oder Vortheil der Religion. Sie ist zuläßig, weil sie unschuldig ist, und niemand kann sich an die Worte stoßen: Fahre aus du unreiner Geist, so lange der Exorcist bezeuget, es sey allein von der Sünde zu verstehen. — Sie kann abgeschaffet werden, weil sie keinen Nutzen hat; und ist es derohalben gleich thöricht, sie als einen Hauptpunkt des Glaubens zu verfechten, oder sich ihres Gebrauches halber von der Gemeine abzusondern. Doch ist beydes geschehen, und keine Streitigkeit ist mit größerer Hitze geführet worden. In Sachsen fingen einige evangelisch Gottesgelehrten an, wider den Gebrauch desselben heftig zu predigen; sie übergaben daher eine Schrift denen Superintendenten, die im Jahr 1591 zu Leipzig versammlet waren, und drungen auf die Abschaffung desselben. Diese hingegen glaubten, man müßte die alten Kirchengebräuche beybehalten; und hielten nur für nöthig, die Prediger sollten ihren Zuhörern zeigen, daß diese Gewohnheiten kein Religionsartikel sey, und müße von allem Mißbrauch abgesondert werden. Jene hielten ihn dennoch für ärgerlich, und blieben steif auf ihre Meynung, und wolten sich mit dieser Antwort nicht abfertigen lassen. Die Prediger in Dresden nahmen sich alsbald vor, ihn abzuschaffen, wurden aber von dem Volke verfolget, und in die Enge getrieben. Ja die Erbitterung gieng so weit, daß ein Fleischer mit einem

Beil

Beil in der Hand sein Kind zur Tanse brachte, und schwur, daß er den Priester den Kopf zerspalten wolle, wenn er den Exorcismus bey der Taufe auslassen würde. Bey Eilenburg rotteten sich einige Handwerkspursche zusammen, und verfolgten den Priester, da er aus der Kirche kam, mit Steinen und Kot durch die Straße, bis er ohnmächtig zur Erden fiel, und man ihn zu retten, in seinem Hause verbergen mußte. Dem ungeachtet blieb von beyden Seiten die Hitze gleich groß; an gewissen Orten wurden diejenigen Prediger abgesetzet, welche erwähnte Beschwörung beybehalten wollten; die mehresten bequemten sich, damit sie nur in ihren Pfarren blieben. Und sagte man zum Sprüchwort: Bequeme dich, oder verlasse dein Amt. Es scheint, daß der damals regierende Churfürst in Sachsen, die Sache unterstützet habe, weil gleich nach seinem Tode, der Gebrauch desselben wieder aufkam; und es wieder hieß: die Beschwörung bey der Taufe, sey eine gute und unschuldige Ceremonie. Man erreget auch die Verfolgungen wider diejenigen, die dawider gepredigt hatten, und welche man vor Calviniſten und vor Feinde aller heiligen Kirchengebräuche ausschrie. Man hat viel dergleichen Unruhen über gleichgültige Dinge erlitten. Was man zur Vertheidigung derer sagen kann, die sich dem Exorcismus widersetzet haben, ist dieses: daß die alten Exorcisten unterschiedlicher abergläubischer Ceremonien sich bedienet haben; so daß es scheinen konnte, als wenn sie eine leibliche Besessung geglaubet hätten.

Weil sie aber sahen, daß der Aberglaube dabey abgeschaffet war, und die Worte der Beschwörung nur auf die Sünde ihr Absehen hatte, so kann ihre Hitze nicht entschuldiget werden.

Ich urtheile unparteiisch, die Ceremonie könnte gar wohl beybehalten werden, doch mit einiger Veränderung des Ausdruckes, um alles Aergerniß über die Worte; Fahre aus du unreiner Geist ꝛc. zu vermeiden. Die Sache würde dieselbe bleiben, und allem Zank würde ein Ende gemacht. Wie nun ein Zwiespalt über gleichgültige Sachen entstehen kann, so äußert sich der größte Eifer bey denen, die keine Antwort auf ihre Religionsfragen geben können. — Der Herr Lortie, ein reformirter Gottesgelehrter bezeuget, es wären viele Bauren bey einer Religionsverfolgung von Poitou nach Engeland geflüchtet, hätten ihr Vaterland und Eigenthum, aus Liebe zu der Religion, mit dem Rücken angesehen. Der Lord-Maire in London befahl gedachten Herren Lortie, diese eifrige Bauren zu examiniren: er fragte demnach einem: wie viel es Sacramente gäbe, und erhielt zur Antwort: drey; Vater, Sohn und heiliger Geist. Ein anderer antwortete eben dasselbige, und war ihre Unwissenheit so sehr als ihre Flucht zu bewundern. Sollte man den Römisch-Katholischen Bauren Fragen vorlegen, die nicht allein aus Eifer ihren Glauben vertheidigen, sondern es auch für ihre Pflicht halten, Menschen umzubringen, die einer andern Religion zugethan

sind,

sind, so würde man unzählig mehr solcher Exempel finden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * *

Der siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie klagen, daß nach dem Abgang einiger Personen, welche täglich durch Erzählung seltsamer und unerweislicher Begebenheiten zu belustigen pflegten, sich dergleichen Lügner nicht finden wollten. Es mögen vielleicht noch viele seyn, ob sie gleich mir und ihnen unbekannt sind. — Es ist nicht zu glauben, daß dieses Geschlecht gänzlich ausgestorben seyn sollte, so daß in einem ganzen Lande kein rechtschaffener Lügner mehr seyn sollte. Ich muß gestehen; daß ich heutiges Tages niemand kenne, der ein so großes Talent zum Lügen haben sollte als A. und B. besaß. Diese waren gleich große Lügner; sie logen aber beyde nicht auf einerley Weise. Der eine erzählete nichts als nur angeneme Unwahrheiten. Der andere aber ersann blose Zerstörungen und Unglücksfälle. Dieser log in kurzen Reden, so, daß sich zwischen jeder Erdichtung ein Punkt oder Colon befand, und denen Zuhörern Gelegenheit zur Widerlegung gab. Jener aber fügte eine Lüge an die andere, solchergestalt, daß anstatt Einwendungen zu beantworten, er immer fortfuhr, neue Unwarheiten vorzubrin-

bringen. Ein solcher ist schwer zu bessern. Es ergeht ihm wie einem Disputator in meiner Jugend, der, ohne den Einwürfen Gehör zu geben, bey seinem Disputiren, und es ihm daher gleichgültig war, ob er einen Schwachen oder starken Opponenten hatte.

Das beste Mittel einen Lügner zu betäuben, ist, einem noch handgreiflichere und größere Unwahrheit vorzubringen; — denn läßt man es merken, daß man an der Wahrheit derselben zweifelte; so betheuert er die Sache mit einem Eide, und man gewinnet nichts dabey. Man erzählet, daß jemand vorgegeben habe, er könne die Spinnengewebe in einer Entfernung von einer Meile an dem Stadtthore sehen. Derjenige, der dieses anhörte, sagte: es wäre ganz glaublich, anstatt es als ungereimt zu verwerfen: denn er selber könne es so gar hören, wenn die Spinnen, an gedachten Thore, ihr Gewebe machen. Ueber dieses Vorbringen, schämete sich jener seiner Lügen, ward zornig, schwieg aber stille. Ein gewisser Mann belustigte die Leute hiesiger Stadt eine Zeitlang mit seinen besondern Erzählungen, die er so ernsthaft vorzubringen wuste, daß niemand zweifeln konnte, daß er sie nicht selbst glauben sollte. Zwo dergleichen brachte er in allen Gesellschaften an, und bekräftigte sie öfters mit einem Schwur. — Die eine war: er wäre einsmal bis an der Welt Ende gesegelt, und das Schif sey so weit gekommen, daß die fordere Spitze bereits außer der Welt gewesen, und er hätte bey Vermerkung dieses, den Steuermann zugeruf-

geruffen, das Ruder zu kehren, wodurch das Schiff sich also wieder in die Welt wenden ließ. Die andere war: er habe den Teufel erschossen. Vor einigen Jaren, kam ich in eine Gesellschaft, woselbst ich diesen Mann auch antraf; — die Erzählung anderer von ihm wollte ich nicht eher glauben, als bis ich es aus seinem eigenen Munde hörte. Die übrigen Gäste, sagten ihm desfalls, um mich von der Wahrheit zu überführen: hier haben wir einen Mann der nicht glauben will, der Herr * * habe einmal den Teufel erleget. — Er fieng hierauf an die Begebenheit mit diesen Umständen zu erzählen: einen Morgen, als ich auf meinen Bette lag, kam jemand durch das Dach herab in Gestalt eines Menschen. Ich merkte gleich, es sey der Teufel, ergriff die Flinte, die mit zween Kugeln geladen war, und schoß, die Kleider fielen gleich zur Dielen, der Leib aber verschwand; er nahm hierauf das Glas in die Hand, und sagte; er wollte aus dem Glase den Tod trinken, wenn es sich nicht so verhielt. — Ich stellte mich, als zweifelte ich gar nicht mehr daran, und ließ mich vernemen, daß ich zwar vorher die Erzählung nicht geglaubet, weil aber der Umstand dazu gekommen, daß die Flinte mit zwo Kugeln geladen gewesen, so hielt ich nicht mehr für unglaublich. Die ganze Gesellschaft gerieth in ein Lachen, und der Mann blieb den ganzen Abend stumm. — Die anwesende Personen waren etwa zehen an der Zahl, darunter einige die Wahrheit dieser Begebenheit annoch bezeugen können. Ich bin ꝛc.

Der ein und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Bey verschiedenen Gelegenheiten habe ich angezeigt, daß eine jede Lehre verwerflich ist. die den heiligen Eigenschaften Gottes Eingrif thut, und den Feinden des Glaubens, das Schwerdt wider die Religion gleichsam in die Hand giebt. Anderntheils habe ich gewiesen, es wäre eine Vermessenheit, daß man alle Geheimnisse einsehen, und uns zu Beysitzer oder Collegen Gottes aufwerfen wollte. Viele Dinge übersteigen die menschliche Vernunft, und wenn solche vorkommen, die die Kräfte des Verstandes übersteigen, so gehöret ein blinder Gehorsam des Glaubens dazu, und es ist alsdann erlaubt zu sagen: **dieses begreife ich nicht, oder, von diesem vermag die Vernunft keine Antwort zu geben:** alles aber würde deutlich und unbegreiflich werden, wenn die geheimen Bewegungsursachen Gottes uns bewußt wären. Diese Zuflucht hat nicht eher statt, als bis unsere Gedanken und Betrachtungen erschöpfet sind, und wir uns äußerst bestrebet, die Ursachen ausfindig zu machen, und uns bemühet haben, die entstandenen Schwierigkeiten mit der Vernunft zu vereinigen; denn geschiehet dieses nicht, so geben

wir

wir uns den Feinden unserer Lehre gefangen, und begeben uns des Vermögens andere zu bekehren, und sie ihres Irrthums zu überführen. Unsere eigene Waffen kommen ihnen auf solche Weise zu Nutzen, und wir kehren unser Schwerdt wider uns selbst. Denn verwirft man ihnen ihre größtentheils ungeheure und abgeschmackte Meynungen, so lassen sie sich so aus, daß, wofern wir von den verborgenen Ursachen Gottes besser unterrichtet wären, so würde das, was uns ungereimt und abscheulich zu seyn scheint, der Vernunft ganz klar und deutlich seyn. Diese Regeln aber werden öfters aus den Augen gesetzet. Einige beruffen sich um ihre Trägheit zu entschuldigen, in allen auf den unerforschlichen Rathschluß Gottes. Andere denken, daß sie alle Streitfragen schlichten können, führen Vernunftschlüße an, wodurch sie sich nur lächerlich machen. Von einem alten Weibe wird erzählet, daß, als sie hörete, daß es einigen unbegreiflich schien, wie die schwere Strafe, welche unsern ersten Eltern von Gott aufgelegt worden, da sie von dem verbotenen Baume gegessen, mit seinem gütigen Wesen zusammenstimmete, folgendermaßen hierauf geantwortet: es wäre so gar unbegreiflich nicht, denn vielleicht wäre es ein Apfel gewesen, den Gott für seinem eigenen Munde hätte haben wollen. Dergleichen Gründe anzubringen ist noch viel schlimmer als gar keine zu geben, und lieber Zuflucht zu den unbegreiflichen Gerichten Gottes zu nehmen. Ich bin ꝛc.

Der zwey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie haben unter andern mir auch diese Frage vorgelegt: ob es schwer sey andere als sich selbst zu kennen? In beyden Fällen ist es nicht leicht sich eine Kenntniß zu erwerben. Die erste ist schwer, weil die meisten Menschen maskiret sind, und sich zu verstellen wissen, so, daß man nur die Hülfe und das Aeussere siehet, und statt des Körpers den Schatten ergreifet. Die tägliche Erfarung zeigt, wie oft man sich in der Meynung, die man von diesem oder jenem geheget, geirret habe. Die Kunst aus den Gesichtszügen zu urtheilen, ist falsch und betrüglich; es heißt: nimium ne crede colori. Alle Jungfern die verheirathet seyn wollen scheinen fromm, und alle Sollicitanten stellen sich demüthig; wenn aber die Absicht erreicht und die Larve abgezogen wird, so fället man ganz andere Urtheile. So falsch es daher ist, das Gold nach seiner Röte, und den Wein nach dem Fasse zu beurtheilen; so schwer ist es aus dem Gesichte, der Rede oder dem äußerlichen Bezeigen aller Menschen ein wahres Urtheil zu fällen. Ich sage, aller Menschen; denn es giebt einige, die ihre Verstellung weder so hoch treiben wollen, noch können

als

als andere. Es fällt nicht so schwer einen Bauer und Bürger, als einen Hofmann, einen Dorfpfarren, als einen Jesuiten kennen zu lernen; denn obgleich die ersteren sich verstellen können, so machen doch nur die letzteren ein Handwerk daraus. Es kostet solchergestalt große Mühe; doch ist dieselbe nicht bey allen gleich groß; indem einige Menschen in vielen Stücken den Gänsen gleich kommen; andere hingegen die Eigenschaften der Füchse besitzen. Die Menschen zu kennen kostet niemand mehr Mühe als den Regenten; denn da die meisten Menschen sich gegen alle verstellen, so braucht auch ein jeder gegen ihnen die Larve. Ein vertrauter Umgang, der allen Privatpersonen ansteht, ist den Regenten nicht erlaubt.

Die Wahrheit findet sich zuweilen in den Bürgerhäusern ein, tritt aber nicht über die Schwellen der Hohen. Bisweilen haben sich die Regenten verkleidet, um unter einem fremden Kleide die Wahrheit desto eher zu erfahren, und nicht nur andere, sondern auch sich selbst kennen zu lernen. Denn wie kann ein Regent seine Fehler an demjenigen Orte einsehen lernen, wo er nur von seinen Tugenden reden höret? und wie solle er diejenigen erkennen, die unter einer Larve ihre Person spielen, und deren vornemstes Wissen darinn bestehet, anders zu denken als zu reden; die Fehler der Regenten zu verheelen und ihnen diejenigen beyzulegen, die sie nicht besitzen, ja noch mehr, ihre Fehler zu Tugenden zu machen. Da ein Sicilianischer König einen Fehler an den Augen hatte, so stellten sich alle Hofleute

blind an. Alexander der Große hing den Kopf nach einer Seite, und alle seine Leute suchten darinn eine Zierde es ihm hierinnen gleich zu thun.

In Betrachtung dessen hat ein Regent alle Lobsprüche des Hofes als Satyren anzuhören, und hingegen einen Wahrheit liebenden und offenherzigen Bedienten mit solchen Augen anzusehen, als ein Patient einen guten Arzt, ja ihn als ein kostbares Kleinod zu schätzen. Man siehet demnach, daß Menschen zu kennen schwer, und den Regenten beynahe unmöglich sey. Es ist noch übrig von der Selbsterkentniß zu reden. Diese glaubt man, so leicht erhalten zu können, daß auch diejenigen, die sich selbst nicht kennen, diese Unwissenheit mehr dem Willen als ihren Unvermögen zu zuschreiben haben, indem sie selbige zwar zu erlangen vermögend gewesen, aber nicht gewollt haben. Es ist kaum zu glauben, daß sich jemand bloß aus Lust betriegen sollte; und ein jeder hat das Vermögen, sowohl die Beschaffenheit seines Leibes als seines Verstandes zu untersuchen, indem ihm alle Thüren, Oefnungen und Zugänge zu denselben offen stehen. Dem ohngeachtet lehret die Erfahrung, daß diese Erkenntniß eben so schwer ja schwerer, als die erste zu erlangen sey. Ein jeder Mensch ist von der Selbstliebe eingenommen; er bestrebet sich daher, seine Fehler nicht nur zu verheelen, sondern sie so gar vor Tugenden auszugeben. Der Stolz wird aus diesem Grunde eine anständige Ehrbegierde; die Hartnäckigkeit eine Standhaftigkeit; der Geiz eine ökonomische Klugheit, und die Verschwendung eine Großmut ꝛc. genannt,

nannt, ja der Mensch wird der bösen Leidenschaften so gewohnt, daß er mit sich vollkommen zufrieden ist, und an sich nichts zu verbessern findet. Ich bin ꝛc.

Der drey und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wundern sich darüber, daß ich weder die Oper noch die Französische Schaubühne besuche; und ich wundere mich gleichfalls, daß sie sich so fleißig in denselben einstellen, da sie doch, wie ich weiß, weder Italiänisch noch Französisch verstehen. Ich kann mir aber leicht vorstellen, daß sie die ausländischen Schauspiele lieber besuchen, um das Ansehen zu haben vornem zu seyn, weil Leute vom höchsten Stande sich in denselben einfinden. Dieses muß ich eine wahre anständige Ehrbegierde nennen, welche keine größere Probe ablegen kann, als daß sie zeigte, die Ehre sey ihnen schätzbarer, als alle natürliche Ergötzungen und Lustbarkeiten. Denn vier ganze Stunden, was man nicht versteht, anzuhören, ist eine der größten Martern. Was mich von diesen ausländischē Schauspielen abhält, ist ein patriotischer Eifer, den ich nicht ablegen kann. Außer diesem patriotischen Eifer verhindert mich auch mein Geschmack daran. Ich mag ihn weder

gut noch böse nennen, dieses aber unterstehe ich mich zu sagen, daß er nicht vornem ist. Zudem ist es bey mir unausgemacht, ob der bürgerliche oder der wohlgebohrne Geschmack der natürlichste sey. Einmal habe ich der Italiänischen Oper beygewohnt, als das Stück, Pharnaces betitelt, aufgeführet wurde. Hier sahe ich einige weinen, andere lachen; einige sich zanken, andere schnarchen und niesen; alles dieses geschah nach musikalischen Noten und nach Takt. Nichts schien mir unnatürlich und mehr zuwider zu seyn, als dieses.

Am heftigsten entrüstete ich mich über den grossen Pompejus; denn dieser, der zu seiner Zeit das Schrecken der damals bekannten Welt war, wurde hier von einer geschminkten Demoiselle, auf Italiänisch Donna, vorgestellet. Ich dachte bey mir; sollte jetzt Pompejus aus dem Grabe hervor kommen und seine majestätische Person von einer pfeifenden Operisten vorstellen sehen, wie würde er nicht um sich herum werfen, und die ganze singende Republik sprachlos machen.

Ich mache niemanden seinen Geschmack streitig, ich rede nur von meinem, und zeige an, worauf sich derselbe gründet. Diese Schaubünen haben unsere musikalische Gesellschaft zerstreuet, welche nicht ohne Ursache, von fremden und einheimischen geschätzt und verehret wurde.

Ich kann ein Zeuge seyn, daß die Abschieds- und letzte Musik so prächtig und rührend war, daß ich

auf

auf meinen Reisen nirgends etwas rührenderes gehöret zu haben mich erinnern kann; und dem ungeachtet waren fast keine Zuhörer als nur Schreiber, Näh- und Stubenmädchen zugegen; denn die sogenannten honetten Leute waren insgesammt in der Italienischen Oper. Einmal habe ich in der Französischen Schaubühne den Tartüf aufführen sehen, um zu sehen, ob dieses Stück daselbst besser, als kurz vorher auf der Dänischen Schaubühne geschehen war, würde gespielet werden. Man sollte auch glauben, die beste Waare da zu finden, wo sie am theuresten bezahlet würde. Allein dieses prächtige Stück wurde so vorgestellt, daß ich das Ende nicht abwarten konnte. Lassen sie es sich gefallen, mein Herr! diesen meinen Gedanken einiges Gehör zu ertheilen; denn sie wissen, daß ich sowohl von der Musik als den Schauspielen urtheilen kann. Doch vielleicht werden sie sagen, daß ein gar zu starker patriotischer Eifer, mich zu einem parteiischen Urtheile verleiten könne. Nein! so ausnehmend groß ist dieser nicht, daß er mich meiner Sinnen berauben könnte. Ita amo patriam, ut simul judicem. Ich bin ꝛc.

Der vier und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in einer meiner Schriften von dem veränderten Geschmack in den Schauspielen gehandelt. Der verderbte Geschmack hat sich zuerst in Pariß geäußert: und von dannen ist er als eine Seuche über einen Theil der übrigen Europäischen Länder gezogen. Man hat angefangen Molierens Schauspiele gering zu schätzen, und man bezeiget mehr Lust, nicht zusammenhangende trockene Stücke eines Beyfalls zu würdigen, die doch bloß durch die Stellungen, Verkleidungen, prächtigen Aufzüge, Handlungen und Gebärden der Schauspieler ihre Schönheit erhalten.

Da man gleichfalls in dieser Stadt die Zuschauer zu bloßen lustigen Possen zu verwöhnen sich bemühet, worzu man nur der Augen und nicht der Ohren nöthig hat, so kann ich meinen Originalstücken, die vor diesem mit guten Beyfall, hier sowohl als in der Fremde sind gespielet worden, kein besser Schicksaal prophezeien. Der politische Kannengießer, der Bramarbas, der Wankelmütige und andere Schauspiele von guter Eigenschaft, werden heut zu Tage, dem Orakel, dem Merlin Dragon, des Vulcanus Stock, der bezauberten Schaale und andern Stücken

cken von dieser Art nicht mehr die Wage halten, obgleich diese bloße Arlekins-Possen enthalten.

Frägt man die Vertheidiger solcher Stücke, was sie z. E. an dem Drakel vor Annemlichkeiten finden, deren sie niemals überdrüßig werden; so antworten sie oder können vielmehr nichts antworten, ausser, daß es reizend ist, die Statüen darinnen zu sehen: Fragt man weiter, so wissen sie nichts zu sagen. Vor kurzer Zeit erzählte mir jemand, daß er den Merlin Dragon habe spielen gesehen, welches ein vortrefliches Stück wäre, er konnte aber keine andere Ursache der Schätzbarkeit desselben angeben, als den Aufzug der Dragonen die mit Trommeln und Pfeifen aufgestellet würden, und daß die Zuschauer so oft und so stark durch das Klatschen ihren Beyfall an den Tag gelegt hätten. Daß man aber öfters ohne Ursache rühmet und nur in den Wind hinklatschet, zeigt das schlechte Aufsehen dieser Stücke, wenn sie gedruckt erscheinen; denn alsdann sieht man erst, daß die Vorstellungen das Trockene des Stücks verdeckt haben, und daß bloß die Aufzüge und Verkleidungen, so angenem in die Augen gefallen sind. Solche Lustspiele verdienen mit denen, in gleiche Klasse gesetzt zu werden, welche bey den Jarmärkten von herumschweifenden Comödianten auf öffentlichen Plätzen pflegen gespielet zu werden. Viele Geistliche haben vor diesem heftig wider die Schauspiele geeifert, und einige thun es noch heutiges Tages. Man würde diese leicht zum Stillschweigen bringen, wenn man nur statt der Zoten,

wohlgesittete Stücke aufführete; an diesen haben wir sowohl von fremden als innländischen Originalien keinen Mangel, welche die Fehler und Schwachheiten: die oft bey denen am meisten sich äußern, welche aus Mangel einer Erkenntniß am heftigsten wider alle Schauspiele predigen, vorstellen und bestrafen.

Denenjenigen, welche die Aufsicht über die öffentlichen Lustbarkeiten, aufgetragen ist, hat man diejenigen Stücke anzupreisen, welche zugleich belustigen und auch unterrichten, um dadurch unsere Zuschauer wieder an einen guten Geschmack zu gewöhnen, so, daß man so gar Molierens Menschenfeind mit Beyfall auf der Schaubüne vorstellen könnte, welcher bloß das Gehör belustiget. Es wäre mir nichts leichter gewesen, als Schauspiele nach der heutigen Art zu schreiben. Ich habe aber bey dieser Arbeit meine Feder als ein Philosoph geführet, und rechne meine Lustspiele unter meine moralischen Schriften. Es ist wahr, daß einige von meinen Stücken, als unter andern die Weinachts-Lustbarkeit bloß die Erlustigung der Zuschauer, zur Absicht haben könnten. Ich gebe auch zu, daß dieses Stück nicht moralisch ist, dem ungeachtet wird die Thorheit und der Aberglaube voriger Zeiten bey Feyrung der Feste vorgestellet. Diesen Zweck setzte sich der große Gesetzgeber Peter Alexiewitz, als er eine Hochzeit nach dem alten lächerlichē Gebrauch in Rußland feyren ließ, um diejenigen zu beschämen, welche mit seinen Verordnungen nicht wohl zufrieden waren. Die Lustbarkeiten der alten Zeiten, die

um

um Weinachten geschahen, werden in meinem erwähnten Stücke so deutlich abgebildet, daß auch keines von dieser Art, weder von übersetzten noch Originalstücken mit mehrerer Lebhaftigkeit ist vorgestellet worden, und auch keines die Zuschauer in größere Bewegung gesetzt hat. Ich muß dasjenige noch wiederholen, was ich vorher bey Vergleichung der aus dem Französischen übersetzten Schauspiele mit unsern Originalen, gesetzt habe, daß nämlich jene in der Vorstellung vor unsern ein grosses voraus haben. Denn da jene schon so oft von alten und geschickten Schauspielern in allen Ländern sind gespielet worden, so ist jeder Schritt und jede Bewegung gleichsam abgemessen. Von unsern Ausarbeitungen, kann dieses nicht gerühmt werden; als welche bloß ihrem innern Werte nach, sich beliebt haben machen müßen; denn die äußerlichen Vorstellungen sind Dinge, welche auch neue und ungeübte Schauspieler von sich selbst und nach und nach erfinden können. Ich will z. E. nur zweyer großen Beschlüße Erwähnung thun, die in unsern eigenen Schauspielen bemerkt werden. Den einen findet man in dem Menschen-Schreck, woselbst ein Officier, eine maskirte Person, in der Meynung, daß sie eine Sclavin sey, umarmet, da sie doch seine eigene Frau war, der er so viel übels nachgeredet hatte. Den andern erblicken wir in der Unsichtbaren, woselbst der Arlekin statt eine Schöne zu umarmen, ein Fratzengesicht ergreift.

Diese beyde Catastrophen sollten die Zuschauer in eine gleichmäßige Bewegung setzen, welche der Beschluß

schluß des vierten Auftritts in dem Tartüf zu erregen vermag. Was aber in diesem Stücke von grosser Wirkung ist, hat in jenem gar keine; indem die Vorstellungen nicht auf eine gleichgeschickte Art geschehen. Wenn der Fleiß und die Kosten auf unsere eigene Verfertigung gewandt würden, welche auf die übersetzten Französischen Stücke verschwendet wird, so würden sie ein weit größeres Aufsehen machen. Ich bin ꝛc.

Der fünf und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Man giebt gemeiniglich vor, die Engelländer und Schotten wären einer unumschränkten Regierung unter allen Europäischen Völkern, am meisten zuwider. Dieses Vorgeben gründet sich auf eine und die andere That, als: die Hinrichtung Carls des ersten und die Flucht Jakobs des zweyten. Durch einen und den andern Zufall kann aber noch kein Satz erwiesen werden.

Man muß die ganze Englische Geschichte durchgehen, um eine richtige Kenntniß von der Beschaffenheit dieses Volkes zu erlangen. Hält man diese Geschichte gegen die Polnische, so findet man, daß die Polnische Nation, größere Verehrer der Freyheit, als die Engel- und Schottländer sind, da sie

doch

doch mit jenen unter einer gleichmäßigen eingeschränkten Regierung stehen; und daß jene Nation weit mehr auf ihrer Hut gewesen ihre Grundgesetze zu beschützen. Will man zum Beweis des Republikanischen Geistes der Engelländer und Schotten, sich auf die Geschichte Carls des ersten berufen, so erblickt man zugleich, daß erwähnter König, beynahe zwölf Jare mit einer ununschränkten Macht geherrschet, und daß während der Zeit alles in beyden Reichen in Ruhe und Frieden zugegangen; so daß, wenn er keine Aenderung in dem Schottischen Kirchenwesen unternommen hätte, so würde er als ein souverainer König seine Herrschaft in aller Ruhe beschlossen haben.

Das Englische Volk ist einem vom Fieber geplagten Kranken gleich, den bald eine zu starke Hitze bald eine zu große Kälte beunruhiget. Wenn die Hitze die Oberhand hat, ist es dem Simson gleich, ehe ihm sein Kopf beschoren ward, nämlich mutig und unüberwindlich. Wenn aber der andere Affekt den Meister spielet, so ist es gleichfalls diesem Israelitischen Helden gleich, nachdem er seine Haarlocken verlohren hatte, nämlich ohnmächtig und verzagt. Nichts kann zu einem besseren Beweistume hievon dienen, als die letzteren Regierungsjare des Stuartischen Hauses. Einige Jare hindurch unter Carl dem zweyten, hatte es das Ansehen, als wollten die Engelländer alles für den Glauben und die Freyheit wagen. Sie drungen mit grossen Ungestüm auf die Gebung des Gesetzes, Test genannt, welches alle Römisch-Katholische ohne Ausnahme

der Bedienungen unfähig erklärete. Dieses Gesetz war haupsächlich wider den Bruder des Königs den Herzog von York gerichtet, der sich öffentlich zu der Römisch-Katholischen Religion bekannte. Als aber die Hitze aufs höchste gestiegen war, sahe man die Nation in die andre Ausschweiffung verfallen, so daß der König sich nicht nur in den Stand gesetzt sahe, gedachtes Gesetz abzuschaffen, sondern auch alles übrige nach Gefallen vorzunehmen, bis auf die Einziehung aller Privilegien, und schriftlich abgefaßte königlichen Versicherungen, welche den Städten waren ertheilet worden. Dieses laue Bezeigen der Nation erstreckte sich nach Carl des zweyten Tode noch weiter. Sein Bruder Jacob bestieg ohne Wiederrede den Tron, und wurde sogar von dem ganzen Volke unterstützt. Als die bekannte Empörung des Herzogs von Montmouth unterdrückt war, der durch ein Manifest die Engeländer und Schotten zur Beschützung ihrer Religion und Freyheit aufmunterte, wurde der König mit Glückwünschen überhäufet, und die Vertheidiger des Glaubens durch des Büttels Hand hingerichtet. Da er hierauf sein Reich genug befestiget zu haben glaubte, zog er vollends die Larve ab, und gab untrügliche Beweise, daß er sowohl eine Veränderung in der Regierung, als auch in der Religion, im Schilde führete. Der Hof wimmelte von Jesuiten, und die wichtigsten Ehrenstellen sowohl in Kriegs-als-Civil-Bedienungen wurden Römisch-Katholischen anvertrauet. Noch blieb alles hiebey stille. Man sahe die Engeländer und Schotten in ihrer Schläfrig-

keit

keit verbleiben, und die Priester predigten von einem blinden Gehorsam gegen die Regierung. Dieser Zustand daurete bis in das letzte Jar der Regierung dieses Königes. Es ist leicht zu glauben, daß, wenn er dem Beyspiele seines Bruders gefolgt und Schritt vor Schritt gegangen wäre, er das ganze Reich ohne Widerstand hätte umschmelzen können; denn Irrland war ganz auf seiner Seite; in Schottland war nicht das geringste von Freyheit zu spüren, und in Engeland wurde von den meisten protestantischen Communitäten schmäuchlerische Schriften ausgefertiget, in welchen gleichsam dem König Dank abgestattet wurde, daß er ihnen ihre Religion und Freiheit benehmen wollte, und zwar zu einer Zeit, da er dieselbe am heftigsten angrif. Kurz zu sagen, das ganze Groß-Britannien, würde wiederum unter das päbstliche Joch gebracht worden seyn, wofern der König sich mehr Zeit hätte lassen wollen, oder vielmehr, wenn der Prinz von Oranien dem Reiche, mit den sieben Provinzen der vereinigten Niederlande zu Hülfe gekommen wäre. Man sieht hieraus, daß der Charakter, der gemeiniglich der ganzen Nation beygeleget wird, unrichtig sey, und daß die Engeländer und Schotten nicht allezeit so mutige Republikaner gewesen sind als die Polen; denn einige von jenem sind jederzeit willig gewesen ihre Freiheit aufzuopfern, einige haben sich zwar standhaft bewiesen, aber nur in Paroxismis und zu gewissen Zeiten. Ich bin ꝛc.

Der sechs und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Sie wollen wissen, ob vor der Ausbreitung des Christenthums auf hohen Schulen keine Würden gewesen; imgleichen, zu welcher Zeit die scholastischen Ceremonien und Gradus, die heutiges Tages üblich sind, ihren Anfang genommen. Man findet schon akademische Gradus bey den alten Athenienſern: der erste hieß Δοκιμὴ, Tentativa, der eine Art des Bakkalaureats war. Er bestand in einem Examen, einer Disputation und Vorlesung. Der andere wurde Τιμὴ, Gradus Licentiæ genannt; und dann war Τελετὴ Magisterium. Die Chinesische Geschichte bestätigt, daß auch in China von den ältesten Zeiten her, akademische Gradus gebräuchlich gewesen sind.

Die anitzt in Europa üblichen stammen aus dem zwölften Jarhundert her. Zu den Zeiten des Kayſers Justinianus waren zwar einige Vorzüge unter den Studirenden gebräuchlich; denn man findet, daß es niemanden, der nicht selbst fünf Jahr studiret hatte, erlaubt war, andere zu lehren. Der Unterschied war dieser, in denen ersten Jaren wurden diejenigen, die sich den Wissenschaften widme-

ten

ten Justinianei genannt, weil sie des Justiniani Institutionen lerneten.

Die andern hießen Edictales, indem sie sich in den Edicten der Prätoren übten. Die dritten Papinianisten, da sie den Papinian zu lesen verbunden waren. Die vierten Lytä, denen erlaubt war, hohe Fragen in der Rechtsgelarheit zu erörtern. Die fünften nannte man Prolytä oder Antecessores, die selbsten öffentlich lehren konnten. Die ordentlichen heutigen Gradus sind nicht älter als seit dem zwölften Jarhundert, da der Past Eugenius auf Zuraten des Gratians die Gradus des Pakkalaureats, Licentiats und Doktorats stiftete, welche auch zuerst auf der Universität zu Bologna sind ausgetheilet worden; doch waren diese Grade nur in der Rechtsgelarheit. Petrus Lompardus folgte diesen Exempel in Frankreich, und stiftete zu Paris, ausser diesen, auch die Gradus in der Gottesgelarheit. Man ist nicht einig, woher das Wort Bakkalaureus geleitet wird. Die mehresten vermeynen, es komint von Baculis. Denn wie junge Ritter und Soldaten mit Bacillis oder kleinen Stöcken exerciret wurden, und Baculari hießen, so wurden diejenigen gleichfalls genannt, welche unter Minervens oder des Apolls Fahne sich übten Andere leiten den Namen von Laurea Bacca her. Der Titel Licentitat ist lange üblich gewesen. Er wurde denen zu Theil, die Licentiam oder eine Befreyung erhielten, nicht in den Schulen der Magistern zu disputiren; diese erhielten sie von dem Canzler oder dem Bischofe; und sie waren nur in der

Klei-

Kleidung von den Magistern unterschieden. Zwischen einem Magister und Doktor war der Unterscheid dieser, daß der den Magistertitel erhielt, welcher nach abgelegter Probe mit der Laurea magistrali gekrönt war, und von dem man glaubte, daß er die philosophischen Wissenschaften vollkommen inne hätte, als in welchen er ein Recht hatte andere zu unterweisen. Ein Doktor aber war, der in allen Wissenschaften lehren konnte. Daher wollten die Lehrer der Gottesgelarheit, in vorigen Zeiten, mit dem Magistertitel nicht zufrieden seyn, sondern liessen sich Doktores nennen. Der Pabst Gregorius der neunte, war der erste, der im Jar 1231 die Gradus auf hohen Schulen in ihre gehörige Form brachte, so, daß sowohl in der Arzneywissenschaft und der Weltweisheit, als auch in der Gottes- und Rechtsgelarheit Bakkalaureen, Licentiaten, Magisters und Doktoren gemacht wurden. Ich habe gesagt, daß der Gradus der Magister älter als der Doktergrad ist; und daß die Doktorwürde im zwölften Jarhundert üblich geworden, da die Magisters zu häufig und allgemein zu werden anfiengen. Bulgarus wird vor den ersten gehalten, der zu Bologna in der Rechtsgelarheit zum Doktor gemacht wurde; Petrus Lombardus soll der erste in der Gottesgelarheit gewesen seyn. Man fieng hierauf an die Doktores mit verschiedenen prächtigen Benennungen zu beehren. Alexander Hales wurde Doctor irrefragabilis; Thomas Aqvinas Doctor angelicus; Bonaventura Doctor seraphicus; Johannes Scotus Doctor subtilis;

lis; Raymund Lullus Doctor illuminatus; Roger Baco Doctor admirabilis; Wilhelm Occa Doctor singularis, genannt. Es ist ungewiß, ob sie solche hohe Titel verdient haben. Doch daran ist wohl nicht zu zweifeln, denn sie sind ja gelehrt gewesen. Aus ihren Schriften aber siehet man, daß die meisten nur gelehrte Grillenfänger gewesen sind. Zu unsern Zeiten wimmelt es in allen Ländern von Doktoren, und an einigen Orten sind beynahe so viel Doktores als Menschen. Du Halde sagt, man träfe in China über hundert tausend creirte Doktores an. Heut zu Tage kann diese Würde bey einer geringen Gelehrsamkeit erlangt werden, und man fängt daher auch schon an einen Unterschied zu machen unter Doctum und Doctorem; meines Erachtens sind dieses auch oftmals zwey ganz unterschiedene Geschöpfe. Bruyere macht diesen Unterschied unter ihnen: ein Mann, sagt er, der einen langen seidenen Rock, oder von holländischen Tuche trägt, und ein Calott aufhat; hiernächst ein Haufen metaphisischer Distinctionen weiß, heißt Doktor. Eine demütige Person aber, die beständig in ihrem Zimmer studiret, ist Doctus zu nennen. Ich bin ꝛc.

Der

Der
sieben und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Neulich war ich mit N.N. in einer Gesellschaft, der von der Erziehung und Unterweisung seiner Kinder ein groß Wesen machte; sein ältester Sohn, sagte er, könnte in seinem achten Jare bereits deutsch und Franzosisch reden. Ich fragte ihn, wie er seine Muttersprache redete? er antwortete: es habe mit derselben noch Zeit, denn diese lernete sich von selbsten. Mit ihrer Erlaubniß, sagte ich, diese Unterweisung kann ich nicht loben, weil man eine Sprache niemals so sprechen lernet, daß man einen Ingebornen abgeben könnte, wenn nicht in der zarten Jugend der Anfang damit gemacht würde, weil die Bildung der Kindheit beständig beybehalten würde. Sie treten, mein Herr! fuhr ich fort, hierinnen in die Fußtapfen vieler vornemen Leute. Diese sind aber keine guten Vorgänger. Die Folgen davon sind, daß die Kinder niemals den rechten Laut oder die eigene Ausrede ihrer Muttersprache erlangen. Ich hielte dafür, daß man am sichersten hierinnen der Vorschrifft unserer allerhöchsten Landesherrschaft folgen sollte, nach welcher die Königlichen Kinder unterrichtet würden, als welchen zu allererst die Muttersprache beygebracht wird. Das ausnehmende Vergnügen des Volks ist nicht zu beschreiben, daß Ihro Majestät

als eine Englische Prinzeßin mit den Königlichen Kindern Dänisch reden.

Wir wollen, sagte ich zuletzt, dem Beyspiele unsers Königs und unserer Königinn hierin folgen, derer weise Verordnung uns lehren, wie wir unsere Kinder erziehen, unsere Lebensart einrichten, und unser Hauswesen bestellen sollen. Dieses schien N. N. zu billigen, indem er gestand, daß es löblich und auch vernünftig wäre, so hohen Vorgängern nachzufolgen. Ich bin ꝛc.

Der
acht und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Bey Gelegenheit habe ich gezeigt, daß die uralte Assyrische Monarchie eine bloße Erdichtung sey, und daß die großen Monarchen vom Ninus bis auf den Sardanapalus sonst nirgends, als nur in dem Gehirn des Ctesias, statt finden. Ob ein König jemals gelebet habe, die wie dieser Sardanapalus beschrieben wird, regieret, kann ich eigentlich nicht sagen. Dieses aber kann man leicht schlüßen, daß er nicht ein solcher Mann, wie man ihn beschreibt, gewesen seyn müße.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Arbaces, der die Empörung wider ihn erreget, ihm vieles angedichtet haben mag, um seine Rebellion zu rechtfer-

tigen. Die Geschichte liefert ihn uns als den alleruntüchtigsten Regenten. Diejenigen Schriftsteller, welche dem Ctesias blindlings folgen, beschreiben ihn folgender massen.

Sardanapalus der dreyßigste Regent nach dem Ninus führte ein weibisches Leben. Er spann und nähte unter seinem Frauenzimmer, gieng in Weiberkleidern, schminkte sich als ein liderliches Weib, und gab Befehl, man sollte ihm eine Grabschrifft machen, die mit seinem Leben überein käme. Das übrige, was von ihm gemeldet wird, giebt uns die Nachricht, er habe sich in der Empörung der Meder und Chaldäer als ein munterer und tapferer Herr bewiesen. Er überwandt seine mächtigen Feinde in dreyen grossen Treffen; als er nachher eine Schlacht verloren, und belagert wurde, vertheidigte er die Stadt eine lange Zeit mit großer Herzhaftigkeit.

Als er endlich sah, daß er die Belagerung nicht länger aushalten würde, ließ er alle Kostbarkeiten auf seinen Pallast zusammen bringen, zündete denselben an, und verbrannte sich sammt seinen Bedienten. Wäre Sardanapalus ein solcher Mann gewesen, wie diese Beschreibung ihn uns abbildet, so sollte man glauben, er würde sich nicht lange bedacht haben, einen Vergleich zu treffen, in welchen er sich seinen Unterhalt ausdingen, und seine weibische und wollüstige Lebensart beybehalten können. Seine Herzhaftigkeit und seine Gemütsgaben, macht diese Mutmassung wahrscheinlich, daß der Rebelle

Arba-

Arbaces ihm dergleichen Unwarheiten angedichtet habe.

Es ist übrigens ohne Nutzen hierüber viel zu disputiren, so lange es noch unausgemacht bleibt; ob die großen Assyrischen Monarchen jemals in der Welt gewesen. Ich bin ꝛc.

Der neun und siebenzigste Brief.

Mein Herr,

Ueber die Erscheinung, die du in voriger Nacht gehabt, kann ich keine Untersuchung anstellen. Denn was man sieht und hört kann eine Wirkung der Einbildung seyn, welches viele merkwürdige Exempel bestätigen. Hieraus aber folget nicht, daß ich überhaupt diejenigen Gespenster leugne, die man Wiedergänger nennet.

Den größten Theil der Erzählungen halte ich für erdichtet, oder daß ein Betrug dahinter stecke; vieles kann man auch Krankheiten, dem Geblüte und der Einbildung zuschreiben. Man sieht daß schwermütige Leute die meisten Erscheinungen haben, und fieberhafte Personen sehen und hören Gespenster, welche aber, so bald der Paroxismus vorübergehet, wieder verschwinden. Doch bin ich auch so verwegen nicht, daß ich alles Vorgeben von dieser Art verwerfen sollte, insonderheit wenn viele glaubwürdi-

ge Personen bezeigen, daß sie alle zu einer Zeit etwas gesehen haben, welches sie auf keine Weise natürlichen Ursachen zuschreiben können.

Meine vor dreyßig Jaren, nebst einer andern Person, gehabte Erfahrung, überführet mich von dem Daseyn der Gespenster. Aus dieser Ursache stimme ich vollkommen mit denen überein, welche vieles daran für wahr halten. Denen aber kann ich nicht recht geben, die dergleichen dem Teufel zuschreiben; die Gründe davon, habe sowohl in meinen moralischen Gedanken, als auch in andern Schriften angezeigt. Denn man kann die Frage aufwerfen: was den Teufel antreibet, als ein Gespenst sichtbar zu werden, und Leute zur Andacht anzutreiben, welches seinen Eigennutz zuwiderläuft? was bewegt ihn dazu, in Kirchen oder auf den Gottesäckern zu gauckeln, oder in Häusern, wo Menschen ermordet und verscharret sind? und was sollte endlich den Teufel dazu verleiten, in Einöden und wüsten Oertern sich aufzuhalten, wo kein Mensch angetroffen wird? bilde dir ein, lieber Bruder! du wärest der Teufel, und dein ganzes Trachten ziehlet dahin ab, Menschen zu verführen und zu qvälen: würdest du wohl lieber Wüsteneyen als volkreiche Städte besuchen? würdest du lieber deinen Sitz zu Wardhus, woselbst nur eine Corporalschaft liegt, als in London oder Paris nehmen, da du doch an diesen Oertern an einem Tage mehr Proseliten anwerben könntest, als nicht in hundert Jaren, am erstern Orte? würdest du das thun, so könnte man dich mit Recht einen dummen Teufel nennen. Fragst

du

du aber; was denn ein Gespenst ist, wenn es nicht der Teufel seyn soll? so antworte ich, daß ich es deiner eigenen Untersuchung überlasse.

Aus angeführten Gründen, sage ich nur so viel, daß es der Teufel nicht seyn könne; und wiederhole nochmals, was ich schon in andern Schriften erwähnet habe: daß die Meynungen der Gelehrten in diesem Stücke weit ungereimter sind, als der gemeinen Leute. Diese betrachten die Gespenster als Geister oder Schatten der Verstorbenen, weil diejenigen Gespenster, die man gesehen und gehöret zu haben vorgiebt, nur auf Kirchhöfen, oder an Städten wo Tode vergraben worden, erschienen sind.

Was aber diese Gesichter eigentlich seyn mögen, läßt sich nicht gewiß bestimmen. Unter allen, ist die Meynung derer, die wahrscheinlichste, welche dieselben unter die sogenannten Astral- oder Gestirn-Geister setzen, und Mittel-Dinge zwischen Leib und Seele seyn sollen, welche nach des Paracelsus Erfindung aus Feuer und Luft bestehen: durch diese Geister verstehen sie das, was sie animam sensitivam nennen, welche sterblich ist wie der Leib, nach der Trennung aber vom Leibe, noch eine Zeitlang herum irret, und diejenigen Leidenschaften beybehält, durch welche sie solche Erscheinung verursachen, welche bey den Grabstätten wahrgenommen werden. Ich will zwar für diese Meynung nicht Bürge seyn; ich sage nur so viel, daß sie unter allen am wenigsten ungereimt ist. Viele große Weltweisen haben behauptet, daß bey einem jeden Men-

schen ein Wesen oder ein Geist sey, welcher das Mittel zwischen Leib und Seele halten könne.

Kannst du eine bessere Erklärung davon geben, so würde ich ein groß Vergnügen darüber haben. Du siehest, daß ich die mehresten Gespensterhistorien verwerfe, ich läugne aber nicht alle. In Ansehung der Hexen-Erzählungen bin ich weit ungläubiger. Man hält die Kunst der Goldmacher für verdächtig, weil sie alle arm sind; von einem Arzt, der sich selbst nicht heilen kann, hat man eben nicht die beste Meynung; man würde also wohl mit eben so gutem Grunde, die Wahrheit der Hexereyen in Zweifel ziehen können, weil die mehresten, welche mit den Teufel in einem Bündniß gestanden haben sollen, elende Bettler gewesen sind.

Betrug oder Einbildung ist also wohl die Quelle derselben. Von dem ersten könnten unterschiedene Beweise angeführet werden: und das letztere ist daher erweislich, weil man gefunden hat, daß die meisten Hexen schwermüthige Leute gewesen sind. Viele sind auch fälschlich der Hexerey beschuldiget worden, entweder von ihren Feinden, die sich auf diese Art an ihnen zu rächen gesucht, oder von denen, die unter diesem Vorwande sich ihrer Güter haben bemächtigen können.

Solchergestalt war Lothringen in alten Zeiten, unter allen Ländern mit ihnen am meisten überhäufet, weil die Obrigkeit derer Vermögen einzog, welche der Hexerey wegen hingerichtet wurden. Ein Land, das ein solch Gesetz hat, kann niemals einen Mangel an Hexen haben. Ludolf bezeuget, man

habe

habe niemals in Ethiopien von Hexereyen gehöret. Wenn die Europäer den Einwohnern davon erzählen, wollen sie es nicht glauben, sondern fragen vielmehr, woher es denn käme, daß in ihrem Lande solche Leute nicht gefunden würden?

Die Frage ist schwer zu beantworten, man wollte denn sagen, der Teufel, der die Menschen in dergleichen Gauckeleyen unterhält, leide selber Hitze, und könnte daher die warmen Länder unter der Linie nicht vertragen, sondern hielte sich lieber in Island oder Finnland auf, weil die Luft daselbst strenger ist: die Beschuldigung der Hexerey und Teufelskunst ist oft, wegen besonderer natürlichen Gaben, welche gewisse Personen besessen, und die der unwissende Pöbel als Zauberey ausgeschrien, entstanden. Socrates, Pythagoras, Galenus und andere große sind aus diesem Grunde zu großen Hexenmeistern gemacht, worden. Joh. Faust erfand die herrliche Buchdruckerkunst, und wurde deshalben eines Bündnisses mit dem Teufel beschuldigt. Ein gleiches wurde dem großen Französischen Feldherrn Luxemburg Schuld gegeben, von dem man erzählte, daß er die Kugeln nach einem gehaltenen Treffen aus seinen Stiefeln schüttelte. Vielen wird dergleichen von ihren Feinden zur Last gelegt. Der Pabst Gregorius der siebente, wurde von des Kayfers Heinrichs Partey der Zauberey beschuldiget, und das Mädchen von Orleans (la pucelle d'Orleans) wurde von den Engelländern als eine Hexe verbrannt. Zum Beschluße muß ich noch dieses hinzufügen, daß es einige ge-

be, welche dasjenige, was man Hexerey nennt, natürliche geheime Wissenschaften zu seyn glauben. Morhof in seinem Polyhistor in dem Capitel de secretis Collegiis meynet: die Zauberkünste, von denen man in den Nordischen Ländern, Erwähnung thut, mögen etwa Ueberbleibsel der Chaldäischen und andern geheimen Philosophischen Wissenschaften seyn. Wäre dem also, so hätte man nicht nöthig von fremden Oertern Professores der natürlichen Weltweisheit zu verschreiben, sondern man dürfte sie nur aus Lapland oder Finnland herholen, um sowohl die Schwedischen als Dänischen hohen Schulen mit ihnen zu versehen. Ich bin ꝛc.

* * * \

die Proceßkosten werden auf beyden Seiten aufgehoben, der Advocat aber erhält doch jederzeit etwas. Man darf nur eine Zeit von hundert Jaren durchgehen, um dieses beweisen zu können. Bey allen Friedenstractaten hat Savoyen ein Stück Land und einen Vortheil nach dem andern davon getragen, und es ist zu vermuthen, daß, wofern die Welt noch ein tausend Jare steht, und die Sachen ihren vorigen Lauf behalten, wird Savoyen das mächtigste Reich in der Christenheit, und Turin und Chambrey die Hauptstädte von Europa werden. So wie es aber das mächtigste würde, so möchte es auch das ärmste werden: denn wie man einen Regenten, bey einem Friedensschluß, gemeiniglich wegen Erweiterung seines Reichs Glück zu wünschen pflegt, so sollte man hingegen diesem Lande condoliren, in welchem nichts als verwüstete Städte und verarmte Einwohner zu finden sind, so daß man Savoyen einen Menschen vergleichen kann, der am Leibe zunimmt, aber auf ungesunde und schwache Eingeweide sammlet; oder mit einer Blase die sich weit ausdehnet, von innen aber leer ist. Gleich nach dem Spanischen Succeßions-Kriege, bin ich selbst Savoyen und Piemont durchgereiset, und habe das Land nicht ohne Mitleiden ansehen können, denn überall erblickte ich traurige Spuren, der durch den Krieg erhaltenen Vortheile, nämlich: geschleifte Festungen und verwüstete Städte.

Die Unterthanen können daher mit dem Epirotischen König sagen, auf diese Art oft zu siegen, ist

unser Verderben. Und man kann sich leicht vorstellen, daß, wofern die Einwohner Lobes-Erhebungen und Inscriptionen machen, und ihrem siegreichen Regenten Triumpf-Bögen aufrichten, sie gewiß nichts anders damit anzeigen wollen. Ich bin ꝛc.

Der ein und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Neulich befand ich mich in Gesellschaft mit einem Dokter der Medicin. Dieser glaubte, ein Arzt wäre verbunden, einem Kranken alsbald zu erkennen zu geben, in welcher Gefar er schwebe, und wie wenig Hofnung er zur Genesung übrig habe, damit er sich desto eher zum Tode bereiten, und die nöthigen Anstalten zum Abschiede vorkehren könnte.

Ich hingegen hielte dafür, daß man hierbey behutsam verfahren, und dem Kranken immer ein wenig Hofnung zum Leben machen, zugleich aber zu Gemüt führen müßte, daß es nicht übel gethan wäre, wenn er sich zu seinem Ende bereitete, indem man nicht gewiß vorhersagen könnte, wie die Krankheit ausschlagen dürfte. Ich gründete mich auf die Erfarung, daß unterschiedliche Kranke, vor Schrecken über dergleichen gefällten Ausprüchen

chen verschieden sind. Die Vorstellungskraft ist bey den Kranken groß, und öfters von starker Wirkung. Viele Beyspiele belehren uns, daß eben so viel durch unzeitiges Trösten zu früh gestorben, als durch das Zureden Muth zu fassen, und zuweilen durch Erdichtungen erhalten sind. Ein gewisser Kranker lag an einer Gemütskrankheit, und bildete sich ein, falls es ihm frey stünde, sich zu baden, so würde er curirt werden können, er wieß hiebey auf den Fußboden, woselbst seiner Einbildung nach, solches Bad sich befände. Der Arzt gab ihm die Erlaubniß, sich aus dem Bette dahin zu wälzen, und dieses war von einer solchen Wirkung, daß er genas.

Ein anderer bildete sich ein, er gienge mit Austern schwanger, indem er mit demselben seinen Magen überladen hatte. Der Arzt sagte: es könnte wohl seyn: befahl hierauf eine Anzahl Austern in den Nachtstul zu werfen, und nach beygebrachter Reinigungsarzney zeigte er ihm die Austern, welche mit den andern Unreinigkeiten abgegangen wären, so, daß der Kranke sich glücklich entbunden zu seyn glaubte, und wieder hergestellet wurde. Jener hatte sich in den Kopf gesetzt, daß, wofern er sein Wasser lassen sollte, die ganze Stadt überschwemmet würde, und war auch niche dahin zu bringen, es von sich zu geben. Man schickte daher Boten an ihn ab, die, als wenn sie von dem Commiendanten des Orts an ihn beordert wären, ihm hinterbringen mußten, daß, da er eine Belagerung befürchtete, und die Graben rings um

die

die Festung einen Mangel an Wasser hätten, er sie anfüllen möchte. Der Patient war froh, daß er sein Leben und die Stadt retten konnte, und ward wieder zurecht gebracht. Ein anderer stellte sich vor, er könnte mit seiner Nase durch keine Thüre kommen. Der Arzt verbarg hierauf einige Schafslungen in seinen Ermeln, stellte sich als schnitte er an der Nase des Kranken, welcher, da er die grossen Stücke sahe, glaubte, seine Nase wäre zu ihrer natürlichen Größe gebracht worden. Ich bin für alle dergleichen Erzälungen nicht Bürge, die zum Beweise der Wirkung der Einbildung vorgebracht werden. Viele derselben, sind doch mit glaubwürdigen Zeugnissen bekräftiget. Es ist also wohl nicht daran zu zweifeln, daß ein Arzt bey dergleichen Zufällen, nicht nur die Wahrheit verheelen könne, sondern daß es ihm auch obliege.

Die Frage ist nur: ob bey Sterbenden ein gleiches erlaubt sey; denn diesen ist daran gelegen, ihres wahren Zustandes gewiß zu seyn, damit sie sich zu einem seeligen Ende bereiten können.

Die meisten Geistlichen verneinen dieses und halten dafür, daß die Wohlfart der Seelen die größte Sorge seyn müße, und daß es unerlaubt sey durch eine vergebliche Hofnung zur Genesung, die Leute in die Gefahr einer ewigen Verdammniß zu stürzen. Agrippa hielt für gut, den Sterbenden folgendes Recept zu verschreiben.

℞ Ta-

℞. Tabellionem no. I.
Teſtes no. VII.
Adde Sacerdotem cum aqua & Oleo benedicto.
Et diſpone domui tuae, quia morieris.

Aus oben angeführten Urſachen kann ich meines Orts, dergleichen Verfaren dennoch nicht gut heiſſen, denn mancher iſt wider alles menſchliche Vermuten wieder geſund worden; zu geſchweigen, daß die Andacht und Buße eines Sterbenden; wenn alle Hoffnung zum Leben aus iſt, wenig auf ſich hat. Ich habe ſie zuvor mit denen verglichen, die der Welt nicht eher abſagen, als bis ſie ihnen den Rücken kehret; oder mit denen die eher nicht das Tanzen verſchweren, als bis ſie entweder vom Podagra oder von den ſo genannten Hüneraugen geplagt werden. Ich bin ꝛc.

Der zwey und achzigſte Brief.

Mein Herr,

Es gefällt ihnen, mich aufzumuntern, meine Däniſche Geſchichte bis auf unſere Zeiten fortzuſetzen.

Es haben mich hiezu ſchon viele einige Jare hindurch zu überreden geſucht; dieſes Anſuchen iſt aber jeder-

jederzeit fruchtlos gewesen, und es wird auch fruchtlos bleiben. Derjenige Geschichtschreiber, der seiner Pflicht ein Genüge leisten will, kann derselben in Beschreibung der Geschichte seiner Zeiten nicht gemäß leben.

Zieht man sich Verdruß und Gefar zu, von verstrichenen Zeiten zu schreiben, so würde man wohl seines Lebens nicht sicher seyn, die gegenwärtigen durchzugehen, es wäre denn, daß man nach dem Beyspiel der mehresten Geschichtschreiber trockene Tageregister oder Zeitrechnungen abfassen möchte, die in den Kramläden verbraucht werden; oder sich dem Verdruß, Hasse und Verfolgung bloß stellen wollte, welche dieser oder jener erlangt, der seine Feder, von neuen vorgefallenen Begebenheiten unparteiisch zu führen, sich angelegen seyn lassen. Der bekannte Valentin Andreä, der gemeiniglich in Gleichnissen moralisiret, hat hievon in einer Fabel gehandelt, die in seiner Mythologia Christiana also lautet: die Geschichte wurde einsmals ihrer gar zu freyen Schreibart halber vom Dienste gejaget, und suchte deshalben anderwärts unterzukommen. Sie wandte sich zuförderst an hohe Standespersonen, und bot ihnen ihre Dienste an. Diese fragten, wie sie sich bey ihnen aufführen wollte? und da sie merkten, ihr Vorsatz wäre von den Tugenden und Verdiensten ihrer Vorfahren zu reden, gaben sie zur Antwort: dieses müßte nicht allen Leuten bekannt werden, indem es uns verpflichten würde ihrem Beyspiel zu folgen, wofern wir Verachtung und Vorwürfe vermeiden wollen.

Sie

Sie begab sich hierauf zu einer großen Rathsversammlung, und erhielt eine gleichmäßige Abfertigung, indem sie sich zu zeigen erbot, mit wie vieler Weisheit und Klugheit die Alten, Gesetze und Verordnungen abgefaßt, und unparteiische und wohl überlegte Aussprüche gethan hätten, welche mit dem Betragen der heutigen Zeiten verglichen werden müßten.

Keiner von den Rathsherren verlangte dieses zu wissen, und bedankte sich vor die angebotene Dienste der Geschichte, der sie gar nicht benöthiget wären.

Sie suchte hierauf in den Dienst einer hohen Schule zu treten, und machte den Vorschlag, daß sie die Gelehrsamkeit, und die gründlichen Wissenschaften der Alten beschreiben, und hierauf einen Entwurf des gelehrten Zustandes der neuern Zeit abfassen wollte. Die hohe Schule schüttelte den Kopf, und gab den Bescheid: sie verlange davon nichts zu hören, weil es das Ansehen hätte, daß es eine Satyre über die heutige Verfassung derselben werden dürfte. Die Geschichte zog hierauf nach großen Städten, die auch ihrer Dienste nicht benöthiget waren, weil sie sich äußerte, daß sie eine Abschilderung sowohl der alten als neuen Städte liefern wollte, diese, glaubten sie, würde ihnen nicht zur Ehre gereichen, weil man, was die Vorfaren aufgerichtet, habe verfallen lassen, und statt der gefüllten Vorrats- und Schatzkammern der Alten, alles leer finden würde. Endlich gelangte sie bey den Bauren an, und trug ihnen vor, die alte und neuere Geschichte des Landwesens zu schreiben

und zu zeigen, wie die alten unbebauten Felder und Heiden nutzbar und alles fruchtbar gemacht hätten, — Sie verlangten aber dieses nicht zu wissen; denn sie dachten, es ziehle darauf ab, sie zu erinnern, daß ihnen auch, wie ihren Vorfaren, zu arbeiten gehörete, welches sie durchaus nicht wollten. Und so weit gedachter Schriftsteller.

Es belehret uns derselbe hiemit, daß es so gar leicht nicht sey, eine Geschichte zu schreiben, und daß ein Geschichtschreiber vieles zu besorgen habe, der unparteiisch zu schreiben gesonnen ist. Man merket daher, daß die besten Schriftsteller, ihre Geschichte ungern bis auf ihre Zeiten fortsetzen. Chineser zeichnen zwar eine jede Begebenheit alsbald auf; lassen aber eine geraume Zeit verstreichen, ehe dieselben ans Licht treten, und machen sie nicht eher allgemein, als bis Regenten von einem neuen Geschlechte den Thron besteigen. Aus dieser Ursache erhalten sie zuverläßige und unparteiische Nachrichten, welche man von denen nicht zu hoffen hat, welche die Begebenheiten gegenwärtiger Zeiten öffentlich bekannt machen. Die Erfarung zeiget es auch, daß Berichte von dieser Art nur trockene Tageregister und Lobeserhebungen enthalten. Untersteht sich aber jemand alles mit gehöriger Farbe zu entwerfen, so wird es ihm schlecht belohnet. Es wäre zu wünschen, der Chinesische Gebrauch wäre auch in Europa eingeführet; denn ehe dieses nicht geschiehet, wird man jederzeit statt einer gründlichen Geschichte, nur Volusii Annales zu sehen bekommen. Ich bin ꝛc.

Der

Der drey und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, was für einen Titel Sie auf der Aufschrift eines Briefes an N. N. setzen sollen. Sie befürchten sich in beyden Fällen einen Fehler zu begehen, so wohl wenn Sie ihm einen allzu hohen, als auch wenn Sie ihm einen allzu niedrigen geben sollten.

Es wird ihnen keinesweges übel gedeutet werden allzu hohe Titel zu gebrauchen; denn ich habe noch nicht gehöret, daß sich jemand beleidiget gefunden, dem der Titel Excellenz gegeben worden, ob er gleich in keinem Dinge excelliret; oder daß jemand über den Titel Hochweiser empfindlich gewesen seyn sollte, ob ihn gleich der menschliche Verstand gemangelt; oder daß jemand über den Titel Wohlgebohren aufgebracht worden wäre, wenn er gleich nur in unsern Matrosen Baracken geboren und erzogen wäre. Von allen Eitelkeiten ist zu unserer Zeit nichts so hoch gestiegen als die Titel. Ein Bürger scheinet sich ehrlich und achtbar; ein Bürgermeister Hochweiser, ein Schulmann Hochgelehrt und die geringste Person von Stande, ehrlich und wohlgeboren zu heissen, obgleich lezterer Titel vor Zeiten dem Groß-Canzler zukam.

Leute von höherem Range haben daher prächtigere Titel annehmen müssen, so, daß der Titel, Majestät nur noch der einzige ist, den sich Kayser und Könige vorbehalten haben; und es kommt noch darauf an, wie lange sie diesen vorzüglich behalten werden.

Der Epirotische Fürst Scandeberg einer der größten Helden, die jemals gelebet, wollte keinen andern Titel annehmen als: Christi Soldat. Sollte man heutiges Tages einen Lieutenant oder Fähndrich also characterisiren, würde er darüber gewaltig die Nase rümpfen.

Der Churfürst Johann Friedrich antwortete auf Befragen: ob er nicht nach dem Beyspiel anderer, einen höhern Titel annehmen wollte, als den er zu führen pflegte? er gab zur Antwort er wolle sich an folgenden Titel begnügen laßen: Jesu Christi Märterer, der Armen und Bedrängten, Herzog, Fürst der Bekenner des Glaubens, Graf der Wahrheit, Fähndrich des heiligen Creutzes, Beyspiel der Gedult und Standhaftigkeit und Erbe des ewigen Lebens. Diese Titel wollte er zu verdienen sich äuserst bestreben, weil er dafür hielte, daß dieselben einem christlichen Regenten weit besser anstünden als: Durchlauchtig und Hochgeboren. Ich bin ꝛc.

Der vier und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen ehedem meine Gedanken von der Ewigkeit der Höllen-Strafen eröfnet; zugleich alles was für und gegen diese Materie gesagt werden kann, berühret, und dann für das sicherste gehalten; Gott nicht vorzuschreiben, sondern nur ganz einfältig zu sagen: Gott messe die Strafen nach der größe der Missethaten ab, indem er nichts thut; was nicht seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit gemäß wäre. Sie haben diese Erklärung die sicherste zu seyn befunden. Man macht aber noch einen wichtigen Einwurf; wie nämlich, die Strafe in dem zukünftigen Leben statt finden könne, weil keine Bewegungs-Ursache zur Strafe da ist, indem eine jede Strafe zwo Absichten hat, erstlich: die Besserung der Missethäter, und dann damit sich andere daran spiegeln sollen.

Die Strafe nach dem Tode erreicht keine von diesen Absichten; der Sünder bleibt ohne eine Besserung zu hoffen, und andere lebendige Menschen nehmen an derselben kein Exempel; demnach wäre eine ewige Strafe nach dem Tode unnütz, und würde nur aus Zorn und Rache vollzogen, diese Leidenschaften können aber einem heiligen Gott nicht

beygelegt werde. Sie fragen, mein Herr! was man von einem Regenten oder Gesetzgeber denken würde, der einen Verbrecher ohne Aufhören auf das grausamste martern lassen, damit aber so still verfahren sollte: daß niemand was davon wissen könnte, und die Strafe weder auf die Besserung des Missethäters abzielete, noch andere Unterthanen vom Sündigen abschrecken könnte? man würde ja urtheilen, daß es eine Folge eines Hasses und einer noch heftigern Leidenschaft wäre, die man in der Marter des Uebelthäters abkühlen wollte.

Ich gestehe, dieser Einwurf hat einigen Schein, doch wird er auf diese Art können beantwortet werden, nämlich: daß Gott nicht nur auf die Missethaten eine Strafe nach dem Tode gesetzt, sondern dieselbe auch wirklich zu vollziehen gedrohet; da nun mit der Drohung eine Strafe nothwendig verknüpft ist, die Menschen von dem bösen abzuschrecken, so ists eben so nothwendig bey einem strengen Gott, daß die Strafe vollzogen wird; und auf diese Weise folget der eine Satz aus dem andern. Keine Lehre ist verwegener und gefährlicher, als die, welche behauptet, daß Gott in allem Ernste solche Gesetze giebt, die er selbst nicht zu vollziehen gedenket.

Weil Gott wahrhaftig ist, so folgt: daß er so wohl seine Drohungen als Verheissungen vollstrecke. Sollte er aber die Strafe mildern, die auf alle Verbrechen gesetzt ist, nach dem größern oder kleinern Maaß der Missethaten; und wollte er hier-

bey

bey eine Proportion beobachten, wie bey den Belohnungen im andern Leben, so liesse es sich ohne Verletzung seines Worts thun. Hiernächst kann man nicht sagen; die Strafe habe nur erwähnte zwo Absichten: die Verbesserung des Sünders und das Exempel anderer. Plato hat allein dieser zween Endzwecken Erwähnungen gethan; andere Weltweisen hingegen, unter andern Taurus, hat den dritten hinzugefügt, nämlich τιμωρίαν, mali tributionem, den wohlverdienten Lohn der Missethaten. Aus diesem Grunde nennet Aristoteles die Strafe, eine Vollziehung der Gerechtigkeit oder eine Erfüllung des Contracts, (Δικαιοσύνην συναλλακτικὴν justitiam commutatricem) Sollten sie glauben, mein Herr! daß die Schwierigkeit noch nicht gehoben würde, so wäre es mir lieb, wenn sie sich gründlicher darüber erklären könnten. Ich weiß keine beßere zu geben, als diese; indem niemand läugnen kann, daß es nämlich nöthig sey Strafen auf Verbrechen zu setzen, und folglich, kann die Nothwendigkeit der Vollziehung derselben, auch nicht streitig gemacht werden. Wollte man sonst dem Originismus und die Lehre von der Wiederbringung aller Dinge beypflichten, so würde alle Schwierigkeit aufhören.

Denn dadurch wird der erste Zweck einer Strafe erhalten, nämlich die Besserung des Sünders oder die Busse der Quaal, aus welcher er, nach dem die Reue und die Buße in seinem Zustande größer oder geringer ist, auch eher oder später erlöset wird. Ich unterstehe mich nicht, dieser Lehre beyzu-

beyzupflichten, ob ich gleich weiß, daß man derselben zu unserer Zeit haufenweise beyfällt. Ich bleibe daher noch bey meiner ersten Meynung, und möchte mir dero Gutachten darüber ausgebeten haben. Ich bin ꝛc.

Der fünf und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ein so genanter guter Freund, hinterbrachte mir neulich im Vertrauen, daß man in einer gewissen Gesellschaft übel von mir gesprochen, u. daß er meine Seite gehalten habe. Ich dankte ihn dafür, sagte aber zugleich, ich würde ihm noch weit mehr verbunden seyn, wenn er es mir nicht selbst erzählet hätte; denn dergleichen Nachrichten könnte ich nicht für Freundschaftszeichen halten, weil sie zu nichts dienen, als nur die Gemüter in Bewegung zu setzen, und den Saamen der Uneinigkeit unter den Menschen auszustreuen. Denjenigen der in einer aufgereimten Gesellschaft über mich scherzet, kann ich noch nicht für meinen Feind halten, weit eher sehe ich den dafür an, der mir dergleichen Geschwätz hinterbringet.

Jener mag oft bey einem Glase Wein, keine andere Meynung dabey haben, als nur einen

nen Scherz anzubringen, um seinen muntern Witz zu zeigen, oder die Gesellschaft zu ergötzen. Dieser aber, der mir das Gewäsche, wenn mir nichts gelegen, und worüber ich, wie er gar wohl schlüssen kann, mich nur kränken muß, anzeigt, kann keine gute Absichten dabey haben.

Den ersten betrachte ich gemeiniglich als einen leichtfertigen Freund; den andern aber als einen heimlichen und verkappten Feind. Die tägliche Erfahrung lehret, daß man sich oft in lustigen Gesellschaften, auch über die besten Freunde aufhält. Dieses kann man aber keinesweges für ein Feindschaftszeichen halten, sondern mehr dem Wein und der Zunge, als dem Herzen zuschreiben.

Dem Epicurischen König Pyrrhus wurden einsmals einige frevelhaften Worte wider gesagt, welche eine lustige Gesellschaft Tarentinischer Bürger, wider seine Person, ausgestossen. Er ließ selbige vor sich fordern, und fragte: ob sie geständen, daß sie dergleichen Reden geführet hätten? Sie gaben sich derselben schuldig, sagten aber zugleich: **wäre der Wein noch hitziger gewesen, so würden wir vielleicht weit unbesonnener geredet haben.** Da der König dieses hörete, fieng er an zu lachen, und verließ sie, ohne im geringsten einigen Unwillen darüber blicken zu laßen. Wenn sich ein solcher Fall ereignet, ist es am besten, dem Beyspiel des N. N. zu folgen. Als ihm jemand in geheim erzählte, man habe ihn in einer Gesellschaft einen Narren geheißen, doch hinzusetzte: **aber meine Worte nicht wieder**; ant-

wortete er: ich kann ihnen auch im Vertrauen eröfnen, daß ich mich in einer Gesellschaft befunden, woselbst man sagte: der Herr sey ein Schlingel; doch meine Worte nicht wieder. Der Anbringer errieth seine Meynung und gieng weg. Ich bin ꝛc.

Der sechs und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ihr kränklicher Zustand gehet mir zu Herzen. Sie glauben, daß mit ihrem Steinschmerzen nichts könne verglichen werden, und das Podagra halten sie für nichts dagegen.

Aus eigener Erfahrung, kann ich nicht den Ausspruch thun, welche unter diesen Plagen die heftigste sey, indem ich, Gott sey Dank, bisher von beyden befreyet bin. Unter allen Schwachheiten, von denen ich aus Erfahrung reden kann, ist die Hypochondrie oder Milzsucht die unerträglichste. Sie ist zwar eine hochgelehrte und vernehme Krankheit zu nennen. Dieses ist aber auch alles was man zu ihrem Ruhme sagen kann, und welches den Patienten einem so schlechten Trost giebt, daß ich nicht zweifele, daß jemand im Bedenken stehen würde, aller Gelehrsamkeit und allem Range, um ihrer loß

zu werden, den Abschied zu geben, und den angesehenen aber dabey milzsüchtigen Docter oder Magister, gern gegen einen armseligen Bauer vertauschen möchte.

Was die Milzkrankheit am unerträglichsten macht, ist die Ungeduld, welche mit ihr verbunden ist. — Ein Mensch der am Fieber, Podagra und Steinschmerzen krank lieget, empfindet eine Erleichterung, wenn man ihn tröstet, und freuet sich, wenn seine Freunde ihn besuchen. Ein Milzsüchtiger findet nur sein Vergnügen an der Einsamkeit, und an dem, wodurch seine Schwachheit vermehret wird. Scherz, Musik, Gesellschaft richten dasjenige nicht bey ihnen aus, was bey denen, die mit andern Krankheiten beschweret sind, dadurch erhalten wird. Am empfindlichsten ist noch, daß seine Ungeduld ihn als ein Fehler zugeschrieben wird, weil die wenigsten Menschen erwägen, daß ihre Schwachheit ein solches mürrisches Bezeigen verursachet. Ein geduldiger, ist kein ächter Hypochondrist. Denn so bald derselbe es gern siehet, daß man ihn tröstet und solches andere ergötzet, ist es eine Anzeige, daß der Paroxismus ausgeraset habe. Einen Hypochondristen damit zu trösten, daß es eine gelehrte vornehme Krankheit sey, ist ein elender Trost.

Ich habe neulich eine Englische Abhandlung vom Lobe des Podagra gelesen. Es wird in demselben unter andern gesagt, der Kranke erlange dadurch Ansehen und Credit, weil das Podagra für eine Krankheit der Reichen gehalten wird. Ich zwei-

fele aber noch sehr, ob jemand auf Wechsel leihen würde, bloß weil ein Podagricus dafür Bürge ist. Schriften von dieser Art wollen nur ergötzen, und man kann auch unter den Armen eben so viel Podagricos, als unter den Frauenzimmer und den Bauren-Hypochondristen finden. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie beschweren sich über die harten Ausdrücke, welche neulich der Advocat N. N. wider ihnen ausgestoßen hat. Man muß mit Advocaten nicht so scharf verfahren, als mit andern Leuten. Es ist ein Fehler, den das Amt mit sich führet. Man muß daher einen Advocaten sein böses Maul zu gut halten; so wie dieses eine Regel in Ansehung des mürrischen Bezeigens eines Schulmeisters ist, dessen tägliche Beschäftigung darinn bestehet, die Ruthe und Peitsche in der Hand zu führen.

Und über dieß müßen sie, mein Herr, bedenken, daß dasjenige, wovon sie redeten, für einen Advocaten das angenehmste Gespräch war; aber wieder die Nothwendigkeit der Formalitäten in Rechtssachen sich zu erklären, ist gleichsam, ihm

recht den Daumen aufs Auge zu drücken. Die Advocaten werden von Formalitäten gefüttert und feist gemacht, und es ist ihnen eben so viel daran gelegen, einen Rechts-Handel weit hinaus zu zerren, als es einem Arzte vortheilhaft ist, daß eine Krankheit nicht zu bald nachlasse. Sie vergiengen sich auch, mein Herr, darinnen, daß sie die Nothwendigkeit der Formalitäten gänzlich verwarfen; So weit gehe ich nicht, sondern ich behaupte nur, daß nicht so viele nöthig wären. Man hat oft gesehen, daß ein vernünftiger Richter eine Sache in einer Stunde habe schlichten können, von der die Advocaten glauben, daß sie in einem ganzen Jare nicht könne beygeleget werden. Ich will von dem Urtheil des Salomo nicht reden, welches über die zwey Weiber gesprochen wurde; denn zu der Zeit mögen vielleicht keine bestellte Advocaten gewesen seyn. Der Kayser Claudius, hielt in einer ähnlichen Sache vor gut, keinen Advocaten zu Rath zu ziehen; sondern that gleich einen Spruch, worüber niemand sich beschweren konnte. Hierbey fällt mir ein Kriegs-Urtheil ein, welches vor einigen Jaren von dem Cormailon, Gouverneur der Stadt gesprochen wurde.

Ein Schneider in Coppenhagen hatte den Hund eines Lieutenants an sich gelocket. — Der Lieutenant traf nach einigen Wochen den Hund auf der Strassen, welcher neben den Schneider her lief. Jener behauptete, daß der Hund ihm zugehöre; und als der Schneider solches läugnete, und noch dazu lose Reden ausstieß, bekam er Schläge, und

ihm

ihm wurde der Hund abgenommen. Der Geschlagene kam bey dem Gouverneur klagend ein, welcher beyde Parteien vor sich erscheinen ließ. — Er fragte zuerst dem Schneider, ob der Hund einige Künste verstünde? und als der Schneider dieses verneinte, that er an den Lieutenant eben diese Frage, welcher dieselbe bejahete, und alsbald an dem Hund sein Probstück ablegte. — Der Gouverneur erkannte hieraus wem der Hund zugehörete, ließ deshalben beyde Parteien vor sich treten, und fällete folgendes Urtheil: „Herr Lieutenant behalten „sie ihren Hund; und ihr Meister Schneider behal„tet eure Schläge". Hätte der Gouverneur die Advocaten hiebey zu Rath gezogen, so würden viele Dinge vorhergegangen, ein Haufen Zeugen abgehöret, und wohl gar einige falsche Eide abgelegt worden seyn. Ein neulichst bey uns geführter Proceß über eine Kuh, hat einige Jare gewähret; und niemand außer die Advocaten, haben ihre Rechnung dabey gefunden. Ich bin ꝛc.

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Der
acht und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß Sie ihren Proceß verlohren haben; indem ihr Gegner sechs Stimmen gegen fünfe gehabt. Sie halten es

für

für die größte Unbilligkeit, wenn die Urtheile nach den Stimmen geschehen; und sie sagen, daß die fünf Richter, welche ihnen zum besten gesprochen, zwölfen von der gegenseitigen, das Gewicht halten können; woran wohl niemand zweifelt.

Ich gestehe, daß ihre Gedanken nicht ohne Grund sind. Verschiedene vernünftige Männer sind ihrer Meynung gewesen. Plinius erkläret sich hierüber bey einem gleichen Fall, also: Suffragia numerantur, non ponderantur: Die Stimmen werden gezählet, aber nicht erwäget.

Es gehöret dieses zu den nothwendigen Uebeln, die nicht zu ändern sind. Kein Urtheil könnte abgefaßt werden, wenn es nicht auf die Vielheit der Stimmen ankäme; ja keine Gesellschaft, Republick, noch irgend eine Zunft kann ohne dieselbe bestehen. Einige Staatsverständige wollen aus diesem Grunde gewisse Republicken und Societäten für mangelhafte halten, weil in deren allgemeinen Versammlungen nichts, als nur durch die meisten Stimmen könne beschlossen und abgethan werden.

Dieser Fehler äußert sich in den sieben Provinzen der vereinigten Niederlande; woselbst eine jede Provinz ja jede Stadt, sich nach dem zu richten verbunden ist, was die meisten Stimmen, in den allgemeinen Berathschlagungen, für gut befinden.

Eben dieses Fehlers werden auch die Schweizerischen Eidgenossen beschuldiget; daher die meisten Anstalten keinen Fortgang haben können, und verwirrte Händel unaufgelöst bleiben.

Doch glauben auch andere, daß dieses in gemel-

deten

deken zween Staten noch könne entschuldiget werden; indem eine jede Provinz, ja jede Stadt eine Republick für sich ausmacht, und die Vereinigung unter diesem Beding geschehen ist. In Polen aber, als einem einzigen zusammengesetzten Reiche, ist es nicht zu entschuldigen. Keine Regierungsform kann für unordentlicher und thörichter erkläret werden, als eben die vorige. Ein Nuntius terrestris oder ein einziger Landbote ist im Stande durch seinen Widerspruch rückgängig zu machen, was 300 kluge und wohlgesinnte Patrioten beschloßen haben.

Die Polen sehen dieses liberum veto und Freiheit zu protestiren, als eine herrliche Sache an, und die ihnen zu einer besondern Ehre gereichet. Alle vernünftige Staatskündige aber, halten es für eine höchstschädliche Sache. Die Erfahrung zeiget auch, daß die Verwirrung in Polen oft so groß wird, daß es daselbst mehr das Ansehen einer Anarchie, oder wo niemand das Regiment führet, als einer eingeschränkten Monarchie hat.

Die Vorrechte, mit welcher sich die Polen so groß zu machen wissen, ist eben die Quelle der Ohnmacht dieses großen Reiches. Denn welcher Staat kann wohl schwächer seyn, als ein solcher, in welchem man entweder zu keinem Schluße kommen kann, oder, wo alles, was einige hundert verständige Männer beschlüßen, von einem umgestoßen werden kann, der unerfahren und übelgesinnet ist, oder sich von den Feinden des Reichs hat bestechen laßen.

Daß in einem so weitläuftigen Reiche, keine solche Person sich sollte finden lassen, wäre wohl ein Wunderwerk zu nennen. — Die Erfahrung lehret auch, daß diese Leute eben nicht rar sind, und die Feinde von Polen, haben es sich oftmals zu Nutze zu machen gewußt. Keine Regierung verdienet den Namen einer Regierung, wo die höchste Gewalt nicht in eine Person oder eine Raths-Versammlung eingeschränkt ist, die das ganze Volk vorstellet, und keine Raths-Versammlung, kein Collegium und kein Gericht kann einigen Nutzen stiften, so lange die meisten Stimmen nicht gelten sollen. Ich gebe zu, daß bey Processen, viele darunter leiden; weil es oft geschicht, daß, wenn die Stimmen so zertheilet sind, daß sie einander fast die Waage halten, ein ungerechter oder unerfahrner Beysitzer der unbilligen Partey seine Stimme geben könne, wodurch das Urtheil eines solchen, der seine Stimme auf die Waage leget, unkräftig wird.

Diesem Unheil kann aber in großen und zahlreichen Gerichten nicht vorgebeuget werden. Daher man auf die Gedanken gerathen möchte, daß die Gerichtsbarkeit eines Landes nichts dabey einbüsste, wenn man Streitigkeiten auf den Ausspruch eines einzigen Richters ankommen liesse; eines solchen nämlich, den alle für einen erfahrnen Rechtsverständigen und redlichen Mann hielten.

Vorerwehntes Unheil ließe sich hiedurch heben; große Kosten würden ersparet, die zahlreichen Collegia zu unterhalten; und die Mühe des Richters

bliebe

bliebe eben dieselbe; denn es kostet einerley Mühe, eine Sache allein, oder mit andern vortragen zu hören. Der Unterschied würde nur darinn bestehen, daß das Stimmen nicht so viel Zeit, und das Protocoll des Gerichts-Schreibers nicht so viel Papier verschwenden würde. -- Doch dergleichen Vorschläge lassen sich wohl gut anhören, ich zweifele aber keinesweges, daß nicht verschiedene Einwürfe darwider könnten gemacht werden. Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * *

Der neun und achtzigste Brief.

Mein Herr,

Ueber die unterirrdische Reise des Klimms, sind, wie mit dergleichen Schriften zu geschehen pflegt, wunderliche Urtheile gefällt worden.

Einige glauben nichts als Scherz und Possen darinnen zu finden; andere machen es zu einer gefährlichen Schrift; andere haben sich noch ihre Meynung vorbehalten, bis sie etwa den Schlüssel dazu finden möchten. Ein Theil hat demnach zu wenig, der andere gar zu viel gesehen. Vernünftige Leute hingegen, und Kenner solcher Schriften, haben dafür gehalten, daß man alles ohne ein Vergrößerungs-Glas lesen könnte, und keines

Schlüs-

Schlüssels benöthiget wäre, wo alle Thüren offen stünden. Ueberhaupt lehret diese Schrift nur, daß die meisten Menschen den Schatten statt des Körpers ergreifen; das Lobenswürdige tadeln, und dasjenige erheben, was den schlechtesten Grund dazu hat. Was wohl oder unanständig genannt wird, beruhet mehr auf eingewurzelte Gewohnheiten und Gebräuche, als auf die Art und Beschaffenheit der Dinge.

Dieses ist die Hauptabsicht dieses Werks; welches insonderheit aus der Reise des Klims um den Planeten Nazar, erhellet, denn dieses macht eigentlich den Kern der Schrift aus. Die Hauptlehre darinn zielet sonsten dahin ab, den Irrthum zu bestreiten, der gemeiniglich bey den Urtheilen begangen wird, die man über die Tüchtigkeit gewisser Leute zu öffentlichen Bedienungen, fället. Man siehet aus der täglichen Erfahrung, daß ein hurtiger Kopf und eine Lebhaftigkeit, höher als ein langsamer Verstand geschätzet wird, ohne dabey zu bedenken, daß nicht alles Gold sey, was glänzet, und nicht alles zu verwerfen sey, was von aussen ein schlecht Ansehen hat. Der gesundeste Kern kann in der schlechtesten Schaale verborgen stecken. Man siehet Leute, die etwas hurtig fassen können, dabey eine starke Einbildungskraft haben; und diese werden nicht nur von dem gemeinen Manne, sondern auch von ihren eigenen Lehrern, als besondere Zierden geschätzet. Man schildert dieselben als Meisterstücke der Natur ab, und sendet sie mit prächtigen Zeugnissen versehen, auf die hohen Schulen. Der

Irthum zeigt sich auch nicht eher, als das selbige auf den grossen Schauplätzen auftreten, das ist, zu Aemtern gelangen, wozu Verstand erfordert wird. Alsdann erfährt man erst, daß sie nur dasjenige zu verwirren geschickt sind, was andere, die man vorher verachtet, in Ordnung bringet. Alsdenn wird es erst klar, daß alles, was vorher geglänzet, wenn es auf den Probierstein geprüft wird, unächt erscheinet.

Es ist fast nichts in der Welt, wovon mehrere Exempel angeführet werden könnten, und dem ohngeachtet ist auch nichts, das mehr als dieses einnehmen kann. Dergleichen Personen werden beynahe auf den Schultern der Leute zu Würden und Aemtern getragen; weil man alle diejenigen bewundert, welche in der Eil Dinge, ja viele Dinge auf einmal abthun können. Andere, die in einer Sache etwas weiter sehen, bemerken zwar den Irthum, den die sogenannten Grossen begehen, halten aber für gut, sie im Werth zu lassen, indem sie glauben, daß diese Schwachheit aus einem allzugrossen Zutrauen zu sich selbst, oder aus Mangel des Fleisses, oder der Gedult und Beständigkeit herrühre, und wenn dieselbe den Gipfel ihrer natürlichen Fähigkeiten erreichen möchten, sich Wunderwerke ereignen könnten. Aber es ist eben Schade, daß die Gedult und Beständigkeit weg ist, und die Erfahrung bestätiget es auch, daß je mehr sie eine Sache nachgrübeln, desto ärger wird sie. Lima magis atteruntur, quam splendescunt.

Ein langsamer Kopf hingegen wird mehrentheils ver-

verachtet, was er aber einmal fasset, erwäget er reiflich. Man kann ihn mit den Früchten vergleichen, die eine geraume Zeit zum Wachsthum nöthig haben, aber auch desto vollkommener werden.

Wie die erstern durch Fleiß und Nachsinnen eine Sache mehr verschlimmern, als verbessern; so erwerben sich die letztern, durch ihre Ueberlegungen mehr und mehr Kenntniß und Licht. Darauf sehen die wenigsten Leute, und vermengen die Langsamkeit mit der Ungeschicklichkeit. Die Furcht und das Mistrauen, welches bey einigen Personen verspüret wird, sollte eher zum Beweise der Erkenntniß ihrer selbst dienen, als ein natürlicher Mangel der Fahigkeit genannt werden. Man siehet aus der Erfahrung, daß diese Verachteten in großen Verrichtungen am meisten gebraucht werden. Demosthenes und Virgil können von den Alten dieses bezeugen.

Den Thomas Aquinas, der die Zierde seiner Zeit war, nannte man in seiner Jugend seines ungelehrigen Kopfs wegen, einen Ochsen. Und der große französische Marschall von Turenne, der an Kriegserfahrung und Klugheit die größten Heerführer seiner Zeit übertraf, ward in seinen jüngern 6 Jaren, als eine unnütze Last der Erden, und als ein Holz betrachtet, aus welchem kein Merkur gebildet werden könnte. Ja dieses kann mit so viel Exempeln bewiesen werden, daß man mehr Ursache hätte, bey Kindern, einen langsamen als einen muntern und aufgeweckten Kopf, zu wünschen. Man findet über dieß noch Personen von zwo andern

Gattungen: die erstere ist, bey welchem eine Vermischung des hurtigen und langsamen Verstandes anzutreffen; Die andere ist, etwas, ich weiß selbst nicht was, welche sich aber nur bey wenig Menschen äussert, denen die Natur so vorzügliche Gaben verliehen hat, daß sie mit Recht Seltenheiten zu nennen sind.

Die von der erstern Art sind zwar zu gebrauchen, und zu Geschäften geschickt, erheben sich aber dennoch nicht über das was mittelmäßig ist.

Denn wenn in einer Person die Gabe der Fähigkeit mit der Gabe der Urtheilungskraft sich vereiniget findet, welches letztere durch Fleiß und Mühe erhalten wird; so mäßiget eine Eigenschaft die andere, so daß etwas gutes und nützliches, aber nichts grosses zum Vorschein kommt; denn wo Natur und Kunst einander das Gewicht halten, wird nur das allgemeine herfür gebracht. Diese von der zweyten Art, sind die Quintessenz des menschlichen Geschlechts, und ein Meisterstück der Natur. Sie sind so rar, daß ein ganzes Jarhundert erfordert wird, eine oder zwo dergleichen Personen herfür zu bringen. Und diese sind es auch nur, welche durch grosse und wichtige Entdeckungen, und Stifftungen nüzlicher Dinge die Welt erleuchtet haben, und deren Verstand sich dermassen groß gezeiget, daß sie von vielen für Leute, die von Gott getrieben, von dem gemeinen Mann aber für Zauberer sind angesehen worden, indem ihre Eigenschaften übernatürlich zu seyn geschienen. Unter solche Männer sind der Aristoteles, Luther und Cartesius zu zählen,

wel-

welche die Welt aus einer dicken Finsterniß gezogen, und ihr eine andere Gestalt gegeben haben. Plato vergleicht die menschlichen Köpfe mit den Metallen, einige wären golden, andere bleyern, andere gläsern, und noch andere wären aus verschiedenen Erzten zusammen gesetzet. Hierzu kann noch gesetzt werden, daß bey etlichen wenigen eine Materie gefunden wird, welche noch herrlicher als Gold ist; und Personen von dieser Klasse sind es auch, welche von den Weltweisen ingenia primae magnitudinis genannt werden. Ich bin ꝛc.

Der neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen, daß ich Ihnen eine Person, ihre Kinder zu unterrichten, vorschlagen soll.

Es ist dieses eine Sache, die ich nicht ausschlagen kann. Die Verrichtung eines Lehrmeisters hat mehr auf sich, als man sich gemeiniglich vorstellt. Die meisten sehn auf die Gelehrsamkeit desselben, und wenn nur mit ihr kein Laster verknüpft ist, so lassen sie sich daran genügen.

Gelehrsamkeit muß ein Schulmann haben; doch rechne ich sie nicht unter die Haupteigenschaften desselben. Ich sehe fürnemlich auf eine solche

Person, die viel Gedult und eine geübte Urtheilungskraft besitzet.

Wer mit diesen zwo Eigenschaften begabt ist, kann nebst einer mäßigen Gelehrsamkeit mehr ausrichten, als der auf einer Universität von Gelehrsamkeit bersten will.

Gelehrsamkeit und Klugheit sind von einander unterschiedene Fähigkeiten; und die Erfahrung bekräftiget es, daß eine Person eben so ungeschickt seyn kann, als sie gelehrt ist.

Ein gar zu gelehrter Lehrmeister, der aber nicht genug Ueberlegung hat, die Gemütsgaben eines Schülers zu untersuchen, verschwendet gemeiniglich die Zeit mit Unterweisung dessen, das der Schüler nachhero wieder vergessen muß. Es kömmt also hauptsächlich darauf an, daß man, wie in der Baukunst, den Grund wohl untersuche, ehe man das Gebäude aufrichtet.

Wird dieses mit Klugheit beobachtet, und die Eigenschaften, Neigungen und natürlichen Gaben eines jeden Kindes erforschet, ehe es auf die Rennbahn, die zum Ziel führet, gelassen wird, so kann man sich einen glücklichen und geschwinden Fortgang versprechen. Die wenigsten Lehrmeister geben hierauf Acht. Fast ein jeder bedienet sich desjenigen Unterrichts, der in seinen Schuljaren auf ihn gewandt worden, ohne darauf zu sehen, daß die Arbeit nach der Materie eingerichtet seyn müsse, und daß ein ander Werkzeug, zu Verfertigung eines Bildes von Holz, als von Stahl, erfordert wird.

Hand=

Handwerker, Künstler, Bauren ꝛc. beobachten dieses genau.

Ein Baumeister siehet den Grund nach, ehe er die Anlage zum Gebäude macht, und nimmt wohl in Acht, daß ein jeder Stein an den Ort komme, wo er am füglichsten hingehöret; ein Künstler betrachtet die Materie wohl, ehe er damit zu Werk gehet; und ein Ackersmann folgt nicht blindhin der Gewohnheit seiner Voreltern, sondern er prüfet den Acker, zu welcher Saat er am tauglichsten sey. Ist ein Stück Land nicht zum Weizen oder Roggen tüchtig, so wirft er Gersten oder Haber hinein. Mit einem Wort; ein jeder folgt dieser Ordnung, ausgenommen diejenigen, denen der Unterricht der Jugend anvertrauet wird, und deren Amt es ist, Menschen zu bilden. Diese vermischen eins mit dem andern; daher auch bey jungen Leuten eine Bildung angebracht wird, die sich zu ihrer Natur ganz und gar nicht schickt, und die man nachher wieder ins Rohe bringen muß, um aufs neue dieselben eine bessere Gestalt zu geben. Einige Regenten und Gesetzgeber haben dieser Unordnung vorzubeugen gesucht, und der Obrigkeit einer jeden Stadt anbefohlen, über die Erziehung der Jugend Aufsicht zu tragen, um darauf zu sehen, daß ein jedes an seinen rechten Ort käme, und die Jugend dasjenige erlernete, wozu sie von der Natur gebildet zu seyn, schiene. Die Beobachtung dieser herrlichen Regel, gereichet den alten Egyptern, Persern, und Lacädemoniern, zum Ruhme; und die Chineser nehmen dieselbe noch itzt in Acht. Die Wirkung davon ist,

daß die Jugendjare nicht unnütz verschwendet, und die Wissenschaften glücklich und in kurzer Zeit erlernet werden, indem ein Kind, bey derjenigen Wissenschaft, wozu er Lust und eine natürliche Geschicklichkeit hat, mehr des Zügels als der Spornen benöthiget ist. Die andere Haupteigenschaft eines Schullehrers soll die Gedult seyn. Gelindigkeit und ein freundliches Bezeigen, nimmt das Herz der Schüler ein. Die Lust etwas zu lernen, ist eine Folge der Liebe gegen die Lehrer; anstatt das streng und tyrannisch seyn, einen Abscheu gegen die Wissenschaften erwecket.

Das Zeugniß, welches die Bürger der unterirrdischen Stadt einem Studenten ertheileten, der um einen Schuldienst anhielt, war daher nicht übel gegründet, ob es gleich in Ansehung der Schreibart und der Einkleidung dem Leser zum Lachen beweget. Die Meynung desselben ist, daß wenn ein Lehrer nicht in seinem Bezeigen beliebt, und mit Gedult und Bescheidenheit begabet wäre, so taugte er mit aller seiner Gelehrsamkeit wenig zum Schulwesen. Durch ein freundliches Zureden, läßt sich weit mehr ausrichten, als durch die Peitsche und Ruthe.

Diejenigen Schulleute sind am meisten zu tadeln, welche zur Unzeit und ohne Ueberlegung auf die Kinder loß schlagen, das ist: ein Kind züchtigen, weil es nicht so geschwind als andere, eine Sache fassen und begreifen kann, ohne zu bedenken, daß diese Gaben der Natur, nicht allen in gleicher Maasse zugetheilet sind. Es ist dieses leider! so gewöhnliche Bezeichen der Schullehrer eben so unvernünftig, als eines

nes Bildhauers seyn würde, der fluchen schmälen, und sich darüber entrüsten wollte, daß ein Stück Erz oder Stein sich nicht so leicht, als Holz oder Wachs bilden lassen wollte. Ich bin ꝛc.

Der ein und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, ob mir nicht der Fortsetzer des Rapin Englischen Geschichte bekennt sey. Ich kann ihnen hievon keinen Unterricht ertheilen. Es ist zu glauben, daß der Verfasser mit Fleiß seinen Namen verschwiegen habe; weil seine Geschichte durchgehnds anstößige Dinge in sich faßt, und zu erkennen giebt, daß er ein eifriger Jacobit gewesen sey. Denn ob er gleich in Erzählung einer und der andern Begebenheit dafür nicht angesehen seyn will, sondern behauptet, daß sein Vorsatz gewesen, unparteiisch zu schreiben, so vergißt er doch solches sehr oft; und man sollte fast auf die Gedanken gerathen, daß die Feinde der Regierung ihn zum Schreiben erkaufet hätten. — Sie hätten auch keinen bessern als einen solchen finden können, der unter dem Schein eines aufrichtigen Patrioten, die Regierung auf die feineste Art anzuschwärzen gewußt hat. Ein solcher Schriftsteller ist weit gefährlicher, als ein Sanderus, ein

Pere d'Orleans, und andere, welche offenherzig verfahren, und gleichsam kund gemacht haben, in welcher Absicht sie ihre Geschichte geschrieben. Die Punkte, durch welche sich der Fortsetzer des Rapins verräth, sind hauptsächlich diese: 1) In Beschreibung der Unruhe, wegen der Spanischen Succession, bemühet er sich, bey aller Gelegenheit zu zeigen, wie unnöthig dieser Krieg gewesen, und giebt vor: daß ein heimlicher Eigennutz des Königs Wilhelm denselben veranlasset, und der Ehrgeiz der Anhänger des Marlboroughs, ihn unter der Regierung der Königin Anna, fortgesetzet habe. 2) Schildert er die Vereinigung Schottlands mit Engeland, dieses grosse Kunstück der Königinn, mit den häßlichsten Farben ab: wirft den Schatten ihre Verblendung vor, indem sie sich verleiten liessen, ihre Ehre und Freyheit aufzuopfern, und füget traurige Weissagungen hinzu, welche einst eintreffen würden. Nichts ist in der ganzen Geschichte anstößiger, und zugleich ist für einen Geschichtschreiber nichts reizender, als eben diese Begebenheit zu berühren. 3) Suchet er bey aller Gelegenheit die Heldenthaten des Marlboroughs, wo nicht gänzlich zu verlöschen, doch wenigstens zu verdunkeln; so daß man deutlich sehen kann, er sey gegen diesen grossen Mann übel gesinnet gewesen. In Erwägung dessen, kann man auf das Lob sicher bauen, welches die Wahrheit, wider die Absicht des Schriftstellers, erzwungen hat; ein Lob ist unverläßig, welches aus dem Munde eines Verläumders gehet. Ich kann nicht unterlassen, den Abriß, den er an einem Orte von diesem

sem Feldherrn macht; anzuführen, weil nichts die Richtigkeit der Vergleichung, welche ich zwischen ihm und dem Prinzen Eugenius angestellet, mehr bestärken kann; und zugleich auch nichts die Parteilichkeit des Geschichtschreibers besser ans Licht bringt, indem er an andern Stellen, die Gemütsbeschaffenheit und die Aufführung dieses grossen Helden tadelt. Die Abschilderung, die er macht, ist diese: „Die Königinn erwählte den Marlbo„rough zum Anführer des Krieges in Flandern. „Niemals ist die Wahl eines Generals besser gewe„sen; denn dadurch ward alles verdunkelt, was un„ter der vorigen Regierung wider die Ehre und Auf„nahme der englischen Nation unternommen war.

„Dieser grosse Mann hatte seine ersten Feldzüge „unter dem berühmten Feldherrn Turenne gethan. „und stieg nachhero stuffenweise bis zu den höchsten „Posten. Er war Hauptmann unter der Leib„macht der Königs Jakobs, als selbiger aus dem „Reiche floh, und begab sich hierauf in den Dienst „seines Nachfolgers, dessen Gnade und Gunst er sich „erwarb. Er schien dazu gebohren zu seyn, sich an „der Spitze einer Armee einen unsterblichen Namen „zu machen; und es war ein Glück vor Frankreich „und ein grosser Schaden vor Engeland, daß der „stets unglückliche König Wilhelm ihm nicht das „Commando bey seinen Truppen auftrug. Die„ser Held hatte ein edles und kriegerisches Ansehen; „eine tiefe Einsicht, und einen durchdringenden Ver„stand. Seine Unerschrockenheit ließ ihn niemals „bey seinen Verfassungen in Verwirrung gerathen,

noch

„noch in seinen Anordnungen, die er einmal vorge-
„schrieben, fehlen; dem allen ohngeachtet verließ er
„sich nicht so sehr auf dieselben, daß er sie nicht nach
„den Umständen hätte verändern können. Die Fer-
„tigkeit eine Sache bey dem ersten Anblick einzuse-
„hen, diese grosse Eigenschaft der Helden, bemerk-
„te man in einem hohen Grade an ihm. Kaum hat-
„te er seine Augen auf ein feindliches Heer, auf das
„Lager und die Verschanzungen desselben gerichtet,
„so sah er alsdann ein, worinn seine Stärke und
„Schwäche bestand.

„Er war hurtig, munter und kühn in seinen An-
„schlägen, zugleich auch vorsichtig, wenn er sie
„ausführete; und was noch mehr war, so ward er
„von einer gewissen Zuversicht zum Siege angefri-
„schet, welche er auch seinen Soldaten beyzubrin-
„gen wußte. Diese grossen Vorzüge wurden von
„einer beständigen Güte und Freundlichkeit beglei-
„tet. Weit gefehlet, daß er seine überwundenen
„Feinde hätte verhöhnen sollen! vielmehr ließ er
„sein Mitleiden gegen sie blicken! — ja er gieng mit ih-
„nen so gütig um, daß es den französischen Officiers
„ein Trost war, in seine und nicht in andere Hände ge-
„fallen zu seyn. So weit gedachter Schriftsteller.

Kein Zeugniß kann prächtiger klingen; und da-
her kann einem auch nichts mehr befremden, als zu
hören, daß eben derselbige Geschichtschreiber in dem
Verfolg seiner Geschichte, bey aller Gelegenheit die
Thaten dieses grossen Helden schmälert. Es schei-
net, als wenn dieser Verfasser deshalb bisweilen im
Lobe sich auslasse, damit man ihm, weñ er tadelt, desto

eher

eher glauben könne. Er ist sonsten ein geschickter Geschichtschreiber, und er giebt den Rapin nichts nach, außer in der Aufrichtigkeit und unpartheiischen Urtheilen; weshalben seine Geschichte auch mit mehrerer Behutsamkeit gelesen werden muß. Man kann frey sagen, daß er entweder ein eifriger Jacobit gewesen, oder daß er zu dieser Arbeit, von einem heftigen Torys oder Jacobiten sey gedungen worden. Man könnte auch auf die Gedanken kommen, daß er ein Römisch gesinnter gewesen, oder aus angezeigter Ursache sich hinter einer protestantischen Larve verborgen habe. — Welches ich dennoch nicht behaupten will. Man kann hieraus wahrnehmen, daß man sich von einem Lande, wo man die Freiheit hat zu schreiben, was man will, nicht jederzeit unparteiische Nachrichten versprechen darf. So lange die Staats- und Kirchenspaltungen Großbritannien beunruhigen, kann man sich schwerlich auf zuverläßige Nachrichten Hofnung machen; denn ein Torys erzählet eine Sache anders, als ein Wigh, und ein Bischöflicher anders als ein Persbyterianer. — Dem ungeachtet hat ein Englischer Geschichtschreiber nur seine eigene Leidenschaften zu bestreiten, die ihn bewegen können, die Wahrheit zu verkehren, anstatt, daß ein andrer zugleich von der Furcht abgehalten wird; und wenn es von einem Englischen Schriftsteller heißt, daß er nicht wolle, so kann man von einem andern sagen, daß er weder eine unparteiische Geschichte verfertigen wolle, noch darf. Ich bin ꝛc.

Der

Der zwey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Unsere eifrigen Prediger schelten immer auf die Schauspiele, und unsere Comödianten bleiben immer dabey dieselben zu spielen, so daß es scheint, als wenn diese nicht viel achten, was jene sagen. Sie glauben beyderseits, daß sie Menschen unterweisen, ob sie schon in der Lehrart unterschieden sind. Die erstern folgen des Heraclitus die letztern Democritus Vorschrift; und das Volk überhaupt ist nicht einig, welche Lehrart die beste Wirkung hat; obgleich die meisten dafür halten, man unterrichte nachdrücklicher lachend, als mit nassen Augen und gefalteten Händen, weil an den Menschen mehr Materie zum Lachen als zum Weinen gefunden wird, und über dieß die Erfahrung zeiget, daß die Gemüter sich oft durch Vorstellung lächerlicher und ungereimte Dinge eher verbessern, so wie selbige durch gar zu häßige Strafpredigten nur aufgebracht werden, insonderheit, wenn sie merken, daß das Leben der Prediger, mit ihrer Lehrart nicht übereinstimmet, wovon man leider! täglich Beyspiele siehet; so daß man sagen kann, daß viele, die am heftigsten wider die Schauspiele predigen, selbst die größten Comödianten abgeben. Ich erkühne mich nicht den Ausspruch zu

thun

thun ob in christlichen Societäten Schauspiele zu erlauben sind, oder nicht? weil es einige hundert Jare her, so wohl unter geist- als weltlichen unausgemacht geblieben ist. Ich wollte nur wünschen, daß andere ein gleiches thäten. Denn nichts ist ungereimter, als in einer Sache, die so lange zweifelhaft gewesen einen stolzen Ausspruch ergehen zu lassen; und doch hört man, daß gelehrte, ja so gar heilige Männer dieses gethan haben. Es scheint, als wollte man so viel damit sagen: über diesen Punkt haben die größten und geschicktesten Männer nichts gewisses bestimmen können, so daß es bisher eine unaufgelöste Streitfrage gewesen ist; ich denke aber, daß mein Gutachten diesem Streit ein Ende machen soll.

Man muß gestehen, daß wenn ein Mann sich solchergestalt hören läßt, kein Bezeigen alsdann reicher an Materie zu einen Schauspiele seyn könne. Ich sage, daß ich meines Orts hierin keinen Spruch zu thun wage, und mich daher begnügen lasse, zu erkennen zu geben, daß diese Sache noch nicht entschieden sey, wovon ich viele Zeugnisse anführen könnte. Weil aber keine Materie mehr abgedroschen ist, als diese, so halte ich für unnöthig, dasjenige aufs neue aufzuwärmen, was andere für und wider dieselbe angeführet haben. Ich will nur unsere Richter fragen, was ihnen von der Königlichen Verordnung deucht, welche Friedrich II. glorwürdigsten Andenken, durch die geschicktesten und redlichsten Männer hundert Studenten zum besten, denen der König auf der Communität die

Kost

Kost giebt, verfassen ließ. Den vierten Artikul zu Folge heißt es: „vors vierte sollen vorgemelde„te Elecmolynarii welche von uns unterhalten wer„den, so bald sie einige von Terentii Fabeln und „Comödien ausgelesen haben, auf Befehl des Re„toris und derer Theologorum selbige publice „agiren.“ Hieraus siehet man, was man zu der Zeit von dergleichen Schauspielen, für Gedanken hegte, indem den Gottesgelehrten selbst aufgetragen wurde Aufsicht darüber zu haben, obgleich des Terentius Comödien lange so züchtig und rein nicht sind, als unsere heutigen Schauspiele.

Dennoch sind sie nicht nur erlaubt, sondern so gar von der Regierung, mit der ganzen Universität Beyfalle anbefohlen worden. Es ist daher ein Knoten, der unsern Tadlern mühsam zu lösen fallen möchte, es wäre denn, daß man sagen wollte, ein anders wäre Comödien zu spielen, um sich in Reden zu üben, und sich eine Dreistigkeit anzugewöhnen; wieder ein anders aber für Geld selbige fürzustellen. Da nun bey diesem Unterschiede die Sache deñoch, an sich unschuldig und nützlich verbleibet, und wohl die Sünde darinn bestehet, daß die Schauspiele sich für ihre Mühe bezahlen lassen, wie auch die Kosten ersetzen zu können, welche auf die Maschinen und Auszierungen verwendet worden; so wird wohl der beste Rath seyn, daß man gar schweige. Mann könnte noch die Beyspiele anderer christlichen Länder anführen, allein ich habe mir blos vorgenommen desjenigen Erwähnung zu thun, was die höchste Regierung dieses Reichs so gar unserer hohen Schule, zu

er=

erlauben für gut befunden. Um meinem Gutachten hiervon ein größeres Gewicht zu geben, will ich noch anzeigen, was ein neuer angesehener Verfasser, in einer Abhandlung vorträgt, welche von der Erziehung der Jugend und der Beförderung der Wissenschaften, handelt. Nachdem er der Mittel erwähnet, welche zu der Aufnahme drrselben gereichen, setzt er hinzu, „daß die theatralischen Uebungen der Schulen „des menschlichen Lebens und ihrer Beschäftigungen wären; denn, so fährt er weiter fort, es sind nur „mürrische und Gallenvolle Leute, welche dergleichen „Uebungen verdammen, und die Schauspiele, welche doch bey allen gesitteten Völkern im Brauche „gewesen, ausgerottet wissen wollen. Wie eine „Comödie die Schule eines ganzen Volks genennet „werden kann, eben so dienen auch die theatralischen „Vorstellungen der studirenden Jugend zur Schule. „Die persönlichen Auftritte, können in den Gemütern der Zuschauer einen großen Nachdruck haben, „weil man sich in dergleichen Vorstellungen weit besser, als in den Exempeln, welche man in der Geschichte findet, spiegelt. Die Erziehung und Unterweisung der Jugend kann auf diese Art eingerichtet „werden, daß die Wissenschaften welche aus philosophischen und moralischen Schriften theoretisch „erlernet, auf der Schaubühne durch untadelhafte „Vorstellungen in Uebung gebracht werden. Aus „dieser Absicht haben verständige Schulpatronen, „nicht nur solche Schauspiele, zugelassen, sondern „auch angeordnet. Verulam, einer der größten Lehrer der neuern Zeiten, und der den Grund zur wah-

„ren Gelehrsamkeit dieses Jarhunderts geleget, „preiset in seiner Arte paedagogica die theatrali„schen Spiele an“. So weit Morhof, aus diesen angeführten Worten erhellet, daß nichts seltsamer sey, als einen halbgelehrten Magister mit einer gleichsam päbstlichen Gewalt, dawider donnern, und dasjenige verdammen zu sehen, was so große Männer nicht nur für unschuldig erklären, sondern auch zur Beförderung der Wissenschaften und zur Besserung des Lebens anpreisen. Doch muß ich zugleich erinnern, daß hierunter bloß reine gesittete Schauspiele zu verstehen sind. Von dieser Art aber sind diejenigen, welche Lehren geben, und ohne Aergerniß belustigen. Meines Wissens, hat man dieses hieselbst genau in Acht genommen, so, daß die Personen, welche mit äußerster Heftigkeit sich über diesen Punkt auslassen, sonst nichts daran aussetzen können, außer daß es Schauspiele sind. Ich bin ꝛc.

Der drey und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß Ihnen mein Bildniß, welches vorn an der Französischen Uebersetzung meiner moralischen Gedanken gestochen zu finden, ganz und gar nicht gefalle. Ich

bin

bin eben so wenig mit diesem Bilde zufrieden: Diogenes kann mich so wenig einnehmen, als mich sein Hund belustigen kann. Ich habe mich noch nicht für einen Philosophen ausgegeben; und sollte ich mich ja überreden laßen, zu einer Sekte der Philosophen überzutreten, so würde die Cynische eben diejenige seyn, zu der ich mich am wenigsten bequemen möchte. Weit eher könnte ich die Cyrenische Seckte ertragen, und mich unter die Schüler des Aristippus anwerben lassen, dessen Philosophie lehret, ohne ein Sonderling zu werden, zu leben, das ist: in der Lebensart und der Kleidung sich nach andern Menschen zu richten.

Dieses habe ich bey einigen Gelegenheiten zu erkennen gegeben, woraus ich schlüße, daß dieser Verleger, der meine Schriften nicht mit Achtsamkeit durchgelesen haben mag, auf diese Gedanken gekommen seyn mag. Ich verwerfe nicht was andere Wohlstand nennen, und schicke mich auch im Wohlstande. Ich werfe kein Geld weg, bin aber nicht so begierig darauf, daß ich mich darum ängstlich bekümmern sollte.

Schenken sie mir, mein Herr! tausend Thaler, ich werde dieser Gabe wegen nicht zornig werden; müßte ich aber auch derselben wieder verlustig werden, so würde ich mich über den Verlust derselben nicht gar zu heftig kränken. Ich kleide mich nach der Mode, und folge hierinn dem Strom. Daß ich nicht, wie die meisten, esse und trinke, geschiehet, weil mein Leib oder vielmehr mein Magen nicht darnach beschaffen ist; denn dieser nöthigt

mich eigensinnig zu seyn. Ich glaube, daß es philosophisch ist, nicht anders, aber wohl besser zu leben, als der gemeine Haufe. Sie werden hieraus sehen, mein Herr, daß ein jeder, der einen solchen Vorsatz heget, für keinen Schüler des Diogenes gehalten werden könne; denn dieser war immer wieder den Strom, und hielt ein eigensinniges Bezeigen für eine Pflicht eines Weltweisen und gab durch seine Aufführung zu erkennen, daß er seiner angebohrnen Art entsaget hätte. Darinn bestehet doch wohl nicht die Weltweisheit, daß man sich, um mehr als andere Menschen zu seyn, wie ein Vieh geberden müsse. Und solchergestalt ist Diogenes nicht der Philosoph, mit dem ich verglichen zu werden verlange, weil ich weder seiner Lehre beyfalle, noch auch, ausüben kann, wenn ich gleich wollte. — Denn wer einen so zärtlichen Leib hat, als der meinige ist, kann keine solche Philosophie, aller Theorie ungeachtet, zur Ausübung bringen. Man kann seine Begierden einigermaßen zähmen, wie dieses aus den Regeln bekannt ist, welche aus diesem Grunde angepriesen werden. Ist aber das Geblüt hitzig, und die Feuchtigkeiten des Leibes scharf, so trägt die Beobachtung solcher Regeln wenig dazu bey.

Kommt Feuer zum Pulver, so muß es aufgehen; kommen die Feuchtigkeiten durch irgend einen Zufall in Jährung, so bleiben sie, bis sie ausgekocht haben, also. Ich weiß wohl, daß viele hierinn mit mir nicht einig sind. Es giebt auch Leute, welche mit ihren eigenem Exempel bezeugen, daß

sie,

sie, da sie dergleichen Regeln nachgelebet, sich gleichsam selbst überwunden, und eine andere Natur erlanget haben.

Es kann seyn, daß man solche Helden findet; es kann auch seyn, daß viele ohne gekämpfet zu haben, sich des Sieges rühmen.

Ueberhaupt ist zu glauben, daß, wer lange mit seinen Leidenschaften gestritten, und sie endlich bezwungen hat, daß bey einem solchen die Leidenschaften in keinem hohen Grade müssen gewesen seyn. Es fiel dem großen Alexander nicht so leicht eine einzige von seinen herrschenden Gemütsbewegungen, als alle Morgenländer zu überwältigen. Ich meines theils habe erfahren, daß alle meine Bemühungen deshalb vergeblich gewesen sind; daher halte ich das alles für eine Grosprecherey, was davon gesagt wird. Die meisten, die sich solcher Siege rühmen, und andere verhönen, daß sie ihren Exempeln nicht nachfolgen, sind doch so vorsichtig, daß sie gemeiniglich von den Fehlern schweigen, welche zu ihren Haupt-Leidenschaften gehören, und sich nur bey demjenigen aufhalten, zu welchen sie entweder keine Neigung verspüren, oder welche gar leicht zu unterdrücken sind.

Ein geitziger wirft seinem Nächsten alle Arten der Leidenschaften vor, nur nicht die Geldbegierde, Ein Advocat erwehnet in seinen Strafpredigten nicht von der Zanksucht; und ein Freigeist schmählet auf das Spielen, Tanzen und allen Zeitvertreib,

welcher seiner Neigung nicht gemäß ist; eifert aber nicht wider den Ueberfluß im Essen, Trinken und dergleichen, wozu er selbst in einem hohen Grade, eine Begierde hat. Ich bin ꝛc.

Der vier und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich erinnere mich, daß, als ich im Jar 1714 in Holland war, ich unter dem gemeinen Volke eine große Erbitterung gegen die Englische Nation verspürete, so, daß fast kein Engeländer auf der Straße gehen konnte, der nicht wäre geschimpft worden.

Man gab vor, der Utrechtische Friede wäre daran Schuld, zu welchem Holland von der Königinn Anna war gezwungen worden, indem sie gedrohet hatte, daß sie sonsten die große Alliance verlassen, und mit Frankreich einen besondern Frieden schließen wollte. Ich machte über dieses Holländische Betragen folgende zwo Anmerkungen: erstlich, daß die vereinigten Provinzen in dem vorigen Kriege mit Frankreich ein gleiches gethan und ihre Bundsgenoßen verlassen hätten; so daß Engelland nur in ihre Fußtapfen getreten wäre.

Und

Und dann, daß dieses Verfahren nicht dem ganzen Englischen Volke sondern nur dem neuen Ministerio und dem damaligen Unter-Hause, welches größtentheils aus Torys bestand, müßte zugeschrieben werden. Die andere Partei, der Wighs, welche sonst die stärkste ist, war damals unterdrückt; so, daß wenn das vorige Ministerium geblieben, und das alte Parlament nicht wäre abgesetzt worden, so würde der Krieg wider Frankreich, aufs äußerste fortgesetzt worden seyn. Dieses ist in Absicht derer, zu erinnern nöthig, welche wider eine ganze Nation Beschuldigungen machen; und hauptsächlich ist es nöthig in Absicht auf Engeland, woselbst zwo Parteien herrschen, von denen bald diese, bald jene die Oberhand hat. Will man aber aus einigen Schreiben, welche damals so wohl aus London, als andern Communitäten einliefen, und welche mit dem Vernehmen des neuen Ministerii wohl zufrieden waren und es erhoben, gedachtes Verfahren, dem ganzen Volke beymessen, so giebt man dadurch nur zu verstehen, daß man die Verfassung des Englischen Staats nicht kenne. Dergleichen Schreiben werden zwar in Namen ganzer Städte abgefertiget, man lernet aber nicht aus denselben die Meynungen der Städte kennen, sondern erfähret bloß die Gesinnungen der Vorsteher solcher Communitäten. Der König Jacob erfuhr, daß er dieses nicht wahrgenommen hatte. Aus den vielen schmäuchlerischen Bittschreiben, welche unter seiner Regierung einliefen, urtheilete er, daß das ganze Englische Volk oder wenig-

stens die mächtigsten, mit seiner Regierung vollkommen zufrieden wären. Die erfolgte große Empörung aber, die ihm Thron und Scepter raubte, dienet zum Beweise, wie sehr er sich in seiner Meynung geirret.

Noch heutiges Tages wird darüber gestritten: ob der Utrechter Frieden dem Lande vortheilhaft und rühmlich gewesen sey. Der Fortsetzer der Englischen Geschichte des Rapins, hat sich alle Mühe gegeben, die Nothwendigkeit dieses Friedens zu zeigen, und gründet sich vornämlich auf die Veränderung der Umstände, bey Erhöhung Carls des sechsten zur Kayserlichen Würde. Man kann nicht läugnen, daß die Umstände durch diese Erhöhung nicht sollen verändert worden seyn, und daß Engeland nunmehr nicht einen solchen Vortheil wie vorhin, das Oesterreichische Haus zu unterstützen, hätte, weil er dem Gleichgewichte von Europa weniger gefährlich war, einem Französischen Prinzen Spanien und Indien besitzen zu lassen als das ganze Spanische Reich mit den Oesterreichischen Erbländern zu vereinigen; insonderheit, da man allen übeln Folgen hiedurch vorgebeuget hatte, daß der König Philipp für sich und seine Erben sich des Rechts auf die Krone Frankreichs begeben mußte. Ob nun gleich das Vornehmen der Königinn Anna, in dieser Sache nicht nur entschuldigt, sondern auch gelobet werden kann, so scheinet es doch, daß sie hiezu eine andre geheime Beweg-Ursache gehabt habe; denn man verspürte schon vor dem Absterben des Kayfers Josephs, eine Kaltsinnigkeit

gegen

gegen die Fortsetzung des Krieges. Marlboroughs Fall, und der darauf erfolgte Friede mit Frankreich, schien auch lange zuvor beschloßen gewesen zu seyn.

Das neue Ministerium, ingleichen das Unterhaus, so größtentheils aus Torys bestand, bemühete sich alles zu nichte zu machen, was das vorige Ministerium und des Marlboroughs Partei, in guten Stand gesetzt hatten, und brachten die Königinn auf Anschläge, wodurch die Bundsgenoßen Engelandes in Unruhe gesetzt wurden. Ob diese Anschläge aber so weit abzieleten, als man sich in Ansehung des Prätenventen, und der Ordnung wegen der Reichsfolge, Gedanken machte, kann ich für gewiß nicht sagen. Mit oberwähnten Schrift kann man hierüber die Geschichte des Burnets zu Rathe ziehen, um zu sehen, ob dieser Verdacht wohl oder übel gegründet sey. Ich bin ꝛc.

Der
fünf und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ein schwedischer Herr, der mich bey seiner Reise durch diese Stadt mit seinem Besuche beehrte, erzählte: man wäre in Schweden hierüber zu Rathe gegangen, ob es dienlich wäre zu erlauben, daß die Schriftsteller, so wie in Engeland und Holland ihre Schriften frey heraus-

geben dürften; oder, ob man die Gewohnheit beybehalten sollte, alle Schriften, der öffentlichen Censur zu unterwerfen. Er sagte, daß er nebst vielen andern vor die erste Meynung stark gestritten habe; doch wären sie von den übrigen überstimmet worden. Bey dieser Streitfrage können, wie bey den meisten, gute Gründe, für und wieder dieselbe, angeführet werden. Betrachtet man sie von der einen Seite, so ist es gewiß, daß viele schlechte und ärgerliche Schriften dadurch sind unterdrücket worden. Untersuchet man sie aber von der andern Seite, so kann man auch nicht läugnen, daß, wenn diese Censuren jederzeit und überall angeordnet gewesen wären, so viel herrliche Bücher, welche als Kostbarkeiten eines Landes geschätzet werden, auf ewig verstekt geblieben wären. Ich habe daher sehr oft die Freiheit der Preßen gelobet, und die öffentlichen Censuren als Ketten und Fesseln vor die gelehrte Welt, angesehen. Doch habe ich auch dafür gehalten, daß diese Freiheit zu schreiben, mit denen zu erlauben wäre, welche ein reifes Alter erreichet hätten.

In diesen Gedanken bin ich bestärket worden, weil ich seit einiger Zeit, junge Leute gesehen, die, ehe sie Haare auf dem Kinne hatten; die Feder ergriffen, und wohl gar an solche Staats- und Sitten-Schriften, welche die größere Behutsamkeit erforderten, sich wagten.

Man sollte diese Leute mit dem David zu rufen: bleibet zu Jericho bis eure Bärte wachsen. Hiewider könnte zwar eingewendet werden, daß

einige

einige junge Leute zeitig reif werden, und sich wohl gar in der Blüte ihrer Jare, eine hinlängliche Einsicht erwerben; welches aber doch ein ungemein seltener Fall ist.

Ob nun gleich eine solche Geschiklichkeit bey der Jugend statt finden kann, so stößt man sich doch daran, daß junge Leute sich zu Lehrern der wichtigsten Sachen aufwerfen, und die Welt bessern wollen, ehe sie sich selbst kennen gelernet.

Ich billige demnach die unterirrdische Verordnung, welche zu dergleichen Unternehmen ein gewisses Alter bestimmet hatte. Ueberhaupt halte ich nicht viel auf die gewöhnlichen Censuren, denn diese sind Schuld, daß viele schlechte Schriften hervor kommen, und verschiedene fürtrefliche verborgen bleiben. Es ist ohnstreitig, daß wenn öffentliche Censuren, an den Oertern eingeführet gewesen wären, wo Erasmus, Grotius, Montagne, Clericus, Bayle und dergleichen große Männer gelebet haben, so wären ihre Schriften, die nebst ihrer unrichtigen Lehre, viele herrliche Sachen in sich enthalten, den Motten zur Speise und ungedrucket geblieben seyn, so daß der Weitzen sammt dem Unkraut wäre ausgerottet worden. Ich bin. ꝛc.

Der sechs und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Du schreibest, daß dein Vetter neulich aus Frankreich zurück gekommen sey, und daß du ganz vergnügt seyst, weil er innerhalb drey Jaren eine solche Fertigkeit in der Französischen Sprache erlanget habe, daß er dieselbe so richtig als fertig schreibe und rede, und sich auch den Parisischen Laut und Aussprache so bekannt gemacht habe, daß er wie ein gebohrner Pariser spreche. Es ist mir lieb zu hören, daß er es in dieser Sprache zur Vollkommenheit gebracht hat; denn es kann ihm zu statten kommen. Doch kann ich nicht einsehen, wem zum besten, er sich mit so großer Mühe zu der Parisischen Mundart gewöhnet habe; es wäre dann, daß er sich vorgenommen hätte, ein Sprachmeister zu werden. Ich halte solches für eine angenommene Weise, welche unsere iunge Herren mehr verstellet als zieret. Sie machen sich dadurch so wohl unter ihren Landsleuten, als auch unter den Franzosen lächerlich; unter ihren Landsleuten; weil sie durch diese Verstellung zu erkennen geben, daß sie gleichsam, mit dem einheimischen Ton und Laut nicht zufrieden sind;

Unter Franzosen, weil diese dennoch merken, daß der Accent, aller angewandten Mühe ohngeachtet

achtet dennoch unächt sey. Auf diese Art ist es mir selbst ergangen; denn, nachdem ich mir viele Mühe der Parisischen Mundart halber gegeben hatte, hörte ich ein Französisches Frauenzimmer ihr Gutachten über meine Aussprache also eröfnen: il parle françois, comme un cheval allemand; und seit der Zeit gab ich mir keine Mühe mehr, meinen Mund in Parisischen Falten zu legen, weil ich merkte, daß es nur eine vergebliche und unnütze Arbeit wäre. Die Aussprache, welche in der Kindheit beygebracht wird, vergehet niemals; und so sehr man gleich nachher an einem andern Accente künstelt, so heißt es dennoch: du bist ein Galiläer, denn deine Sprache verräth dich. Der berühmte Doctor Winslöv, mit dem ich in Paris umgieng, hatte nach einem dreißigjärigen Aufenthalt unter Franzosen, seinen Dänischen Accent nicht abzulegen vermocht.

Man kann auch wohl glauben, daß er ihn nicht habe ablegen wollen, indem er ein Mann, ohne alle Verstellung ist. Theophrast der große Weltweise, der unter die beredtesten Männer gezählet wurde, ließ sich einsmals mit einem Athenienischen Weibe in einen Kauf ein, diese merkte aus seiner Aussprache, daß er kein gebohrner Athenienser wäre, daher sie sagte: höre fremder Mann! ich kann es unter diesem Kauf nicht laßen.

Theophrastus war aber, ob er gleich in Athen lehrete, auf der Insel Lesbus gebohren. Man

sagt,

sagt, daß dieser Vorwurf ihn sehr geschmerzet habe weil er in der Athenienſischen Mundart, eine Vollkommenheit erlanget zu haben, geglaubet. Ich bin ꝛc.

Der
sieben und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß meine Abschilderung des Portugieſischen Königs Johannis ihren Beyfall erhalten habe, dessen Regierung ich für ein Muster aller Regenten schätze.

Mir deucht, daß in den jüngst verstrichenen Zeiten, kein Potentat in der Regierungskunst es höher gebracht habe, als Georg der erste König von Großbritannien aus dem Hannoveriſchen Hause. Kein König hat mehr Schwierigkeiten zu übersteigen gehabt, und keiner hat selbige, mit größerer Ueberlegung und Behutsamkeit zu überwinden gewußt. Mit einer ungemeinen Geschwindigkeit und Staatsklugheit unterdrückte er nicht nur alle Empörungen in Großbritannien, und erhielt jederzeit das Königliche Ansehen, sondern brachte auch fast einen allgemeinen Frieden in Europa zuwege; so daß er von Gott erlesen zu seyn schiene, in der Chri-

stenheit

stenheit die Ruhe herzustellen, und unter den Christlichen Prinzen einen Frieden zu stiften.

Die Verdrüßlichkeiten, welche ihm bey seiner Erhebung zum Thron, entgegen stiessen, waren so groß, daß ein Prinz könnte Bedenken getragen haben, diese Krone anzunehmen, und sich bey so gefärlichen Umständen an das Ruder zu setzen. Die streitenden Parteien befanden befanden sich damals in der größten Bewegung. Der Prätendent hatte nicht nur von Römischcatholischen, sondern auch von den meisten Torys, welche dem Lande mit einem Ueberfall droheten, einen großen Anhang.

In Schottland war alles in Feuer und Flamme; Irrland, welches ohne dieß mit Römischcatholischen angefüllet ist, erforderte nicht weniger ein wachsames Auge.

Wider die neue Regierung wurden besonders in Engeland unaufhörliche Schmäch- und Läster-Schriften ausgestreuet. — Eine große Menge des Pöbels feyerten selbst in London, öffentlich den Geburtstag des Prädenten. Ja die Ausschweifungen giengen so weit, daß die Nachrichten davon fast unglaublich scheinen. Nur ein Exempel will ich davon anführen:

Ein Römischcatholischer Irrländer, Namens Carnaby, gieng auf das Königliche Schloß zu St. James, und fragte die Wache, ob der Herzog von Hannover zu Hause wäre: er fügte hinzu, daß er ihn ausfordern wollte; weil er sich eines Pallastes und einer Krone bemächtiget hätte, welche dem

König

König Jacob dem dritten, (dem Prätendenten) zugehörete.

Man ließ ihn alsbald fest nehmen, und in ein Gefängniß sperren, doch wurde er nach einer kurzen Zeit wieder auf freyen Fuß gestellt.

Der weise König wußte sich in diese Umstände gelaßen zu finden, und zeigte dadurch, daß er sich selbst zu regieren wußte, und daß er zugleich die Art des Englischen Volks sich besser bekannt gemacht hätte, als der König Wilhelm, der über die geringsten Begebenheiten, die sich dann und wann äusserten, so kleinmüthig wurde, daß er das Reich wieder zu verlassen, bereit war. Man muß sich über die Sanftmuth des Königes um desto mehr wundern, weil in dem Lande, wo er vorher zu herrschen gewohnt war, seine Unterthanen ihm einen blinden Gehorsam geleistet, und seine Worte als Götterspröche angesehen hatten. Er bewies sich gegen seinem neuen Reiche, als ein erfahrner Arzt, der es für das dienlichste hält, eine Krankheit austoben zu laßen.

Diejenigen, welche den stärkern Theil der Nation ausmachten, waren ihm stets zugethan, theils aus Furcht vor den Prätendenten, unter dessen Regierung sie weder in ihrer Freyheit noch Religion gesichert seyn konnten, theils auch wegen der weisen Einsicht, und großen Vorzüge des Königs, welche so gar seine Feinde an ihn bewundern mußten. Die Parlamenter hatte er beständig auf seine Seite, so daß alles was er verlangte und in Vorschlag brachte, ihm durch die meisten Stimmen zugestan-

den

den wurde. Weil er sich auch auf dieselben verlassen konnte, so herrschte er, ungeachtet seiner vielen Feinde, die ihn umgaben, dennoch mit größerer Gewalt, als irgend einer seiner Vorfahren.

Das vornehmste, wodurch dieser König sich einen so großen Ruhm erworben, und wodurch er in die erste Klasse der Regenten gesetzt wird, war diejenige Sorgfalt, welche er die ganze Zeit seiner Regierung von sich blicken ließ, Unruhen vorzubeugen, und unter den Europäischen Staaten, Friede und Einigkeit zu stiften, gleich, als wäre er von Gott ausersehen worden, ein allgemeiner Unterhändler und Friedestifter zu seyn. Aus dieser Ursache wurde er auch mit dem Tittel Europæ pacificator beehret; gewiß eine der prächtigsten Namen, die einem Regenten können beygeleget werden. Es erreichte aber dieser König seine friedfertigen Absichten, theils durch die beständigen Unterhandlungen an den meisten Europäischen Höfen; theils durch seine Macht; denn obgleich das Land unter seiner Regierung in keinem auswärtigen Krieg verwickelt war, so unterhielte er dennoch in allen Meeren seine Flotten. Einige seiner Unterthanen beschwerten sich zwar über die Unkosten, die darauf giengen; die meisten aber rühmten ihn deshalb, indem es zur Ehre des Landes gereichte. Man kann wol sagen, daß Engeland niemals in einem größern Rufe als unter diesem Könige gewesen ist. Sein Vornehmen wurde nicht wenig dadurch befördert, weil er eine beständige Freundschaft mit dem Regenten in Frankreich dem Herzoge von Orleans, un-

terhielt. Diese beyden erfahrnen Herren, zogen stets an einem Seile, und hatten einen gemeinschaftlichen Nutzen von einer so merkwürdigen Vereinigung. Ich sage, einer merkwürdigen Vereinigung; denn die Freundschaft zwischen Frankreich und Engeland ist weder vor noch nach seiner Regierung, so vertraut gewesen.

Zum Beschluß will ich noch eine Beschreibung von diesem Könige beyfügen, welche ein Zeugniß eines Geschichtschreibers ist, der weil er ein hitziger Torys war, nicht verdächtig seyn kann: „Der Kö„nig George war unter Fremden in größerem An„sehen, als in seinem eigenen Lande. Seine Reden „und Aussprüche waren von großem Nachdruck. „Den Zustand in Europa machte er sich, bey dem „Antritt seiner Regierung zu Nutze, um sich zu ei„nem Schiedsrichter darinnen gleichsam aufzuwer„fen. Das gute Vernehmen, in welchem er mit „dem Herzoge von Orleans stand, machte ihn „fürchterlich, so daß er in verschiedener Potentaten „Streitigkeiten, den Spruch fällete, und den mei„sten gleichsam Gesetze gab. Er war allezeit zum „Kriege gerüstet, obgleich seine Absicht nur darauf „gieng, einen allgemeinen Frieden herzustellen: und „er brachte Engeland, ohne ein Schwerdt zu zu„cken, in größerm Ansehen als es unter der vorigen „Regierung durch die großen Siege, erfochten. Imgleichen an einem andern Orte: er hatte ver„schiedene Lieblinge; weil alles aber durch seinen ei„genen Kopf gieng, so dieneten diese nur zu Werk„zeugen". So weit gedachter Schriftsteller. Kein

Zeug-

Zeugniß kann prächtiger klingen, zumal von einem übelgesinneten Verfasser. Ich bin ꝛc.

Der acht und neunzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe in meiner dänischen Geschichte angemerket, daß Norwegen mehr Helden hervorgebracht, als kein ander Land nach dem Verhältniß. Unter diesen sind der berühmte Adelaer und Tordenschiold zu zählen. Jener war der größte, dieser aber der merkwürdigste von ihnen. Ich sage: jener, nämlich Adelaer, war der größte; weil er lange in fremden Ländern gedienet, und dadurch eine große Erfahrung im Seewesen erlanget hatte, auch durch seine Geschicklichkeit und herrlichen Thaten, sich zu dem höchsten Gipfel der Ehre geschwungen hatte, und Admiral geworden war; dieser hingegen, war der merkwürdigste, indem er ohne Wissenschaften und guter Erziehung, in einigen Jahren, von einem Lehrlinge bis zum Posten eines Vice-Admirals gestiegen war. Man hat in der Geschichte nur wenige Exempel von denen, die so schleunig erhoben worden. Es ist nicht zu läugnen, daß der erstere auch geschwinde fortgerücket, doch ist er nicht so schleunig wie der letztere gestiegen,

indem dieser fast in jedem Jahre mit einem höhern Posten beehret ward. Beyder Beförderung war auch nicht auf gleiche Weise etwas unvermutetes. Adelaer hatte sich von Jugend auf dem Seewesen gewidmet, und die Schulen der Schiffartskundigen durchgegangen; der andere hatte seine jungen Jahre in einer Schneider Werkstädte zugebracht, und nachher als ein Bedienter hinten auf der Kutsche gestanden; so daß er dem Vermuthen nach zum Schneider oder Lackeyen gebohren zu seyn schiene. Es war ein Glück für ihm, daß er noch in Zeiten seinen Eltern ungehorsam ward, und sich dazu begab, wozu ihn die Natur hervorgebracht hatte, die ihn aus einem Schneider in einen großen Helden verwandelte.

Dieses Exempel bekräftiget dasjenige, was ich oben angeführt habe, nämlich, daß die Natur kräftiger wirket als alle Unterweisung, Lehre und Erziehung. Hievon habe ich viele Beweisthümer aus der Griechischen und Römischen Geschichte angezogen.

Diese zween Seeofficier waren gleich hurtig, herzhaft, kühn und glücklich. Jener hatte Wissenschaft, und war glücklich in der Ausführung. Dieser war glücklich in seinen Unternehmungen ohne eine gründliche Wissenschaft. Denn er war ein grosser Seemann blos aus eigener Erfahrung, und ohne die Schulen der Seewissenschaft besuchet zu haben. Daher geschah es, daß viele von seinen Thaten also beurtheilet wurden, als wenn sie wider die Regeln liefen. Ob nun dieses Gerüchte Grund habe oder nicht, mag ich nicht entscheiden.

Der Ausgang zeigt zuweilen, daß die Hintan-

setzung der Regeln und der gebräuchlichen Verordnung, oft für vernünftig und wohl überlegt ist gehalten worden, und daß man sich das Glück alsdenn zu Nutze machen müsse, wenn man es gleichsam in den Händen habe. Listige Spieler nehmen dieses, wie man siehet, in acht, indem sie sich das Glück zu der Zeit zu Nutze machen, wenn es ihnen günstig zu seyn scheinet, alsdenn sagen sie: man muß das Eisen schmieden, wann es warm ist. Große und fast unglaubliche Thaten sind hierdurch verrichtet worden; denn die Unerschrockenheit, welche der Anführer von sich blicken läßt, erwecket bey den Soldaten ein Vertrauen, so daß sie oft siegen, weil sie glauben, daß sie nicht verlieren können.

Wollte man dieses läugnen, so müßte man der täglichen Erfahrung widersprechen, welche lehrt, daß man glückliche und unglückliche Tage hat, und daß das Glück sich einigen Personen gleichsam auf immer verpachtet habe, andern hingegen nur zu gewissen Zeiten und Stunden. Unsere beyden Helden waren große Seeleute. Bey dem ersten wirkten die Kunst und die Natur; bey dem letzten die Natur allein. Hieraus kan man den Schluß machen, daß dem ersten der Vorzug zugestanden werden müsse; es wäre dann, daß man der Unterweisung und Lehre keinen Nutzen zugestehen wollte. Uebrigens waren beyder Thaten nicht auf einerley Weise groß, wie sie es auch nicht seyn konnten, weil der erste viele Jahre zu Schiffe gedienet hatte, der letzte aber nur als eine Lufterscheinung hervorblitzte, welche fast zu einer Zeit entsteht und verschwindt. Der Man-

gel der Unterweisung, war endlich auch die Ursache, daß nach Endigung des Krieges an Tordenschiold nichts war, das gefallen könnte, anstatt daß Adelaer wegen seiner Wissenschaften sich das Ansehen, welches er sich durch den Krieg zuwege gebracht erhalten konnte; und dieses geschah auch. Denn dieser stund der nachher dänischen Seemacht für, richtete das Seewesen nach holländischer Art ein, erbauete Galeeren, die nachher im Schonischen Kriege gebraucht wurden. Solche Dienste war Tordenschiold nicht im Stande zu leisten; denn seiner schlechten Erziehung war es zu zuschreiben, daß er sich einen falschen Begriff vom point d' honneur machte, und mit einem Fechtmeister sich in einen Zweykampf einließ, der ihm in der Blüte seiner Jahre in die andere Welt schickte. Ich bin ꝛc.

Der neun und neunzigste Brief.

Mein Herr,

In langer Zeit habe nichts mehr vom Theerwasser und dem Gratia probatum gehöret. Dieses macht es glaublich, daß dieses zwey Recepte von keiner Wirkung gewesen: und auf diese Art ist meine Prophecejung eingetroffen, daß weil ihre Kraft nur in der Einbildung der Kranken bestunde, dieselbe mit dem Rufe verschwinden würde. Es gehet den Arzeneien, wie den Kleidungen. Ein

Kleid

Kleid, welches ein Jahr gut steht und zierlich läßt, siehet schon in dem andern Jahre altväterisch aus.

Ein mediciniſches Recept verliert ſeine Kraft und Würde, ſo bald ein neues in den Ruf kommt. Man muß derohalben einer Arzney zu der Zeit ſich bedienen, wenn ſie im Schwange iſt; weil ſie eine Arzney zu ſeyn aufhöret, ſo bald ſie aus der Mode kommt. Anitzt hat das Theerwaſſer keinen Nutzen; und der Theer iſt nur ſeinen alten Gebrauch nach, Wagenräder und Schiffſeile zu ſchmieren, nützlich. Das gratia probatum, welches im vorigen Jahre wider alle Schwachheiten heilſam war, iſt jetziger Zeit mehr ſchädlich als nützlich, und verlieret den Namen des gratia probatum.

In der Peruvianiſchen Rinde, welche meiſtentheils China genannt wird, muß einige Kraft ſeyn, indem ſie nicht nur einige Jahre her ihr Anſehen erhalten, ſondern daſſelbe noch vermehret hat. Vorher vertrieb ſie nur das Fieber, jetzt aber wird ſie auch wider verſchiedene andere Schwachheiten mit gutem Erfolge gebraucht; und diejenigen, welche ſo heftig wider dieſe Rinde geeifert haben, ſchweigen nunmehr ganz und gar. Ihre vormaligen Gründe waren; daß ſich oft nach dem Fieber, einige Zufälle äußerten, welche ſie der China zuſchrieben, obgleich die Erfahrung ſie belehren konnte, daß dergleichen Zufälle auf Fiebern gefolgt ſeyn, ehe die China gebräuchlich geweſen. Die wahre Urſache iſt wohl allem Vermuthen nach dieſe geweſen, daß einige gewinnſichtige Aerzte ihre Rechnung nicht dabey gefunden, wenn ſich ein Fieber ſo

bald vertreiben ließ, oder wenn vielmehr die Natur sich in kurzer Zeit selbst half. Es wäre zu wünschen, wir hätten mehr dergleichen bewährte, und sonderlich auf eine Krankheit eingerichtete Arzneymittel, und daß die Gelehrten eine Menge unnützer Beschäftigungen bey Seite setzten, und sich angelegen seyn ließen, nachzuforschen, ob nicht in der Arzneikunst mehrere von dieser Art könnten entdecket werden. Ich bin ꝛc.

Der hunderte Brief.

Mein Herr,

Sie erwähnen, daß Sie meine Geschichte der Heldinnen durchgelesen haben, und daß sie sich darüber wundern, daß ich die Königinn Anna zurück gelassen, da ich doch unterschiedene Königinnen aufgeführet, obgleich das Leben der Königinn, ihrer Meynung nach, eben so merkwürdig, als der Königinn Elisabeth wäre. Sie berufen sich erstlich auf ihre herrlichen Siege, welchen den großen französischen König Ludwig den vierzehnten, der zuvor das Schrecken von ganz Europa war, nöthigten, zur Rettung seines Reichs gleichsam alles aufzugeben, und die Bedingungen, welche gedachte Königinn ihm vorzulegen, beliebte, einzugehen. 2) Auf die vielen und fast unüberwindlichen Festungen, welche Sie in den Niederlanden eroberte, und welche ihr

end-

endlich den Weg selbst nach Paris öfneten. 3) Auf ihr Ansehen; indem sie das ganze kriegende Europa zum Stillstand brachte, und einen jeden zum Frieden zwang, und zwar nach einem Plan, den sie gemacht hatte. 4) Auf die Vereinigung Engelands und Schottlands. Ein Werk, woran alle ihre Vorgänger fruchtlos gearbeitet hatten. Es wird niemand läugnen, daß große Dinge unter ihrer Regierung verrichtet worden, und sie unter den größten Heldinnen in der Geschichte gesetzt zu werden verdiene. Ich habe mir aber in diesem Werke nicht vorgenommen, alle, sondern nur einige Heldinnen zu beschreiben, und zwar diejenigen, bey denen eine Uebereinstimmung der Thaten und persönlichen Eigenschaften zu finden war, und die sich einigermaßen mit einander zusammen paaren ließen. Ich halte die Königinn Anna für eine der berühmtesten Königinnen von Engeland: doch kann ich ihnen mein Herr! hierinnen nicht beyfallen, daß sie der Königinn Elisabeth den Vorzug sollte streitig machen können.

Man darf nur beyder Thaten und Eigenschaften gegen einander halten, so siehet man, was für ein Unterscheid hier anzutreffen sey. Was die angeführten Thaten der Königinn Anna betrift, so sind sie wichtig. Wir wollen diese aber mit den Thaten der Elisabeth in Vergleich setzen. Beyde hatten mit den mächtigsten Potentaten ihrer Zeit zu schaffen. König Philipp II. war zu seiner Zeit eben so wohl das Schrecken von Europa, als es nachher Ludwig XIV.

wurde, so daß es gleich schwer war, der Macht des ersten als des letzten, Einhalt zu thun.

Doch demüthigten diese zwo Königinnen beydes große und Siegreiche Monarchen. Der Unterschied bestand darinnen: Elisabeth verrichtete dieses allein und mit ihrer eigenen Macht; Anna hingegen mit Hülfe des Kayfers, der Holländer, der Portugiesen, einem großen Theil der deutschen Fürsten und Savoyens.

Diese Verfassung von Europa war so beschaffen, daß Anna von eben so viel Freunden und Bundesgenossen unterstützet, als Elisabeth von Feinden umringt war, so daß diese nur durch ihre eigene Macht, und durch eine reife Regierungskunst, siegen konnte. Ihr großer Sieg über die unüberwindliche Flotte Philipps II. kann der Schlacht bey Hochstädt und Rammelis das Gewicht halten. Gesetzt aber auch, daß beyder Kriegs-Thaten gleich wichtig wären: so sind doch noch überdieß von der Elisabeth viele andere große Dinge verrichtet worden, welche ihr Regiment so ruhmwürdig gemacht haben.

Ihr Muth und Hurtigkeit legte den Grund zu der Republick der vereinigten Niederlande, welche annoch blühet. Ihr Fleiß errichtete neue Pflanz-Städte in America, und brachte den Handel empor, so daß der Anfang zu demjenigen geschah, wodurch Engeland noch mächtig und reich gemacht wird.

Ihre Wachsamkeit verlieh der Reformirten Religion in Engeland ihr Bürger-Recht, und brachte Künste und Manufacturen in Flor. Kurz zu sagen:

gen: ihr Ruhm volles Regiment, erwarb Engeland den Reichthum, wodurch ihre Nachfolger, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten vermögend gewesen.

Betrachtet man ferner bey der Königinn die persönliche Eigenschaften, so sind der Elisabeth ihre von mehrerm Glanze und Vorzuge gewesen; so, daß wenn die Königinn Anna, eine preiswürdige Prinzeßinn zu nennen ist, so muß Elisabeth eine Regentinn heißen, die kaum in der Geschichte ihres gleichen hat. Ich bin ꝛc.

Der hundert und erste Brief.

Mein Herr,

Einige haben an des Klimms unterirrdischen Reise auszusetzen gefunden, daß ich die meisten Europäischen Gebräuche und Gewohnheiten verlache; und sagen: dergleichen Urtheile wären nur Kennzeichen eines närrischen Schriftstellers. Hierinnen irren aber meine Beurtheiler. Die Absicht ist vielmehr, die Sitten und Gebräuche anderer Völker, welche wir verachten und verlachen, weil sie nicht mit den unsrigen übereinstimmen, zu entschuldigen und zu vertheidigen; ingleichen zu zeigen, daß die so genannten barbarischen Völker unsere Sitten und Gebräuche so artig sie uns auch scheinen,

nen, für eben so ungereimt ansehen können, und selbst viele Gelegenheit zum Lachen an unsern gesittesten Städten finden. Diese Schrift, zielet also mehr darauf, Gewohnheiten zu entschuldigen, als zu schmähen; zugleich auch diejenigen, welche fremde Sitten für lächerlich halten, den Rath zu geben, daß sie nicht vergessen mögen, ihre eigene nach der gesunden Vernunft und unpartheiisch zu untersuchen. Sie würden gewiß finden, daß die Sitten, welche ihnen gefallen, und welche sie für die artigsten und anständigsten halten, sich nur darauf gründen, daß sie gebräuchlich und allgemein geworden sind.

Wenn wir die alte Geschichte lesen, stoßen wir uns an die Aufführung und den Gewohnheiten der Alten: und wenn unsere Nachkommen die Geschichte unserer Zeit lesen werden, so werden sie vielleicht eben so viel Stoff zum Lachen darinn finden. Kommen wir in fremde Länder, so geht es den meisten von uns, wie dem Klimm, der alles was er auf seiner Reise sah, ungestalt zu seyn glaubte. Ich erinnere mich noch meiner Reise von Paris nach Holland, welche ich in Gesellschaft einiger französischen Frauenzimmer that. In unserer ersten Herberge in Braband fiengen sie an zu lachen, weil die Magd auf dem Fußboden Sand streuete, welches in allen nordischen Ländern gebräuchlich ist. Sehen wir einen Bauer, der in der Hand die Nase schneutzt, und die Unreinigkeit auf die Erde wirft, so nennen wir ihn einen Tölpel; und vielleicht giebt der Bauer den Stadtleuten keinen bessern Tittel, wenn er sieht,

daß

daß sie diesen Unflat in ein Tuch legen, und in die Tasche aufheben.

Die prächtigsten und anständigsten Gebräuche eines Volks, kommen andern, die dergleichen niemals weder gesehen noch gehöret, seltsam vor. Von einem Hirten-Jungen, der niemals in einer Stadt gewesen war, erzählet man, daß, als er in die Residenz-Stadt kam, und auf dem Schloß-Platze eben da zur Tafel geblasen wurde, die Paucken und Trompeten sah, schien ihm dieser Aufzug lächerlich; und bey seiner Heimkunft erzählte er, daß er unter andern seltsamen Dingen, einer Art bunter Thiere gewahr worden, welche als Kohlwürmer ausgesehen, und auf der einen Seite des Platzes gestanden, und Schlangen in die Schwänze gebissen hätten, bis daß sie geschrien; auf der andern Seite hätte er zween Kessel gesehen, in welchen Erbsen kochten, weil nun der Pauckenschläger ein Mohr war, so sagte er, daß der Teufel die Erbsen bald in den einen, bald in den andern Kessel geworfen hätte.

Ein anderer Bauerjunge kam eben in eine Kirche, da volle Musik war, welche nach dem Italiänischen Geschmack eingerichtet war, und in seinen Ohren lauter widrige Töne schallte. Er konnte lange nicht begreifen, was es zu bedeuten hätte; als er aber den Cantor mit einen großen Papier in der Hand erblickte, und, daß er mit der Hand den Tackt schlug, fiel er auf die Gedanken, es möchte ein Faustgemenge seyn.

Vielleicht sind beyde Erzählungen erdichtet. Man hat aber gegründete Aussprüche von Grönländern

dern, welche nicht anders von verschiedenen unserer gesittesten Gewohnheit und Gebräuchen urtheilen. Ich will nur einen anführen. Ein junger Grönländer Namens Pock, sahe einsmals einen Bereiter im Reitstalle ein Pferd tummeln, so daß es hohe Sprünge und Capriolen machen mußte, worüber er sich also verlauten ließ! der Bereiter ist närrisch, weil er das Pferd zum fliegen zwingen will, da er sieht, daß es keine Flügel hat.

Man hat viele dergleichen Urtheile über unsere ortigsten Gebräuche. Hieraus sieht man, daß das anständige in denselben nur auf die Einbildung und eingeführten Gewohnheiten beruhe. Wir haben einen Abscheu vor diejenigen Völker, welche roh Fleisch essen, und nennen sie Barbaren: da wir doch selbst kein Bedenken tragen, rohe Austern hinunter zu schlingen; und dieses darf man nicht barbarisch heißen, weil es bey uns üblich ist. Die Stadtleute verwerfen die Kost eines Bauers, und diese wiederum die Speisen der Stadtleute.

Ein nordischer Bauer sah zu einer Zeit den Reichsadmiral Ove Gedde, Thee trinken, und zu einer andern Zeit, Sallat essen, und meynte, es geschähe aus Armut, daher er sich darüber also ausdrückte: Nun ist es aus mit Ove Gedde, denn er frißt Gras und säuft Wasser.

Wir verlachen die indianischen Völker, weil sie Ringe in der Nase tragen, und sehen nicht, daß es eben so lächerlich sey, die Ohren durchzubohren. Kein Anblick kann uns lächerlicher scheinen,

als

als einen jungen Portugiesen mit einer Brille auf der Nase einher treten zu setzen, damit er sich das Ansehen mache, älter zu seyn als er ist: und einem Portugiesen kann nichts abgeschmackter vorkommen, als einen alten Mann bey uns zu erblicken, der zur Winterszeit, den Hut unter dem Arme trägt, um für jünger angesehen zu werden, als er doch wirklich ist. Was kann wohl ungereimter lassen, als wenn man sehen muß, daß die meisten Leute zu Friedenszeiten gewafnet auf der Straße erscheinen? was würde wohl ein Indianer, der etwa bey einer von unsern Kirchthüren stehen sollte, vor ein Urtheil fällen, wenn er Leute mit Schwerdtern an der Seite, aus und eingehen sähe.

Er würde weit eher glauben, daß es ein Musterplatz vor Soldaten oder ein Fechtboden, als eine Kirche wäre.

Die Europäer nennen einige Völker, welche nackend gehen und roh Fleisch essen, wilde Völker. Diese könnten hingegen die gesittesten Europäer albern nennen, wenn sie sehen sollten, daß diese alle Jahre ihre Kleidung verändern, und täglich Getränke zu sich nehmen, welches das Gehirne in Verwirrung und den Magen zum Uebergeben, bringt. Wir sollten daher unsere eigene Gebräuche wohl untersuchen, ehe wir die ausländischen verlachen. Der eigentliche Endzweck der unterirrdischen Reise des Klimms ist, diese Lehre zu geben, und insonderheit ist es die Absicht der Reise durch Europa v. der gesagt wird, daß sie einen unterirrdischen Mann zum Urheber haben soll, dem die Sitten und Gebräuche auf der

Er-

Erden eben so ungereimt schienen, als Klimmen die unterirrdischen dauchten. Ich bin ꝛc.

Der hundert und zweyte Brief.

Mein Herr,

Sie gedenken in ihrem letzten Schreiben des großen Werks, welches neulich ans Licht getreten, und sagen, daß sie gedacht haben, daß es besser gerathen wäre, weil es die Arbeit einer ganzen Gesellschaft ist. Ich habe aber nicht so hohe Gedanken von einer Ausarbeitung, welche gemeinschaftlich geschieht. Viele Augen sagt man zwar, können mehr sehn als zwey Augen. Man kann aber gleichfalls sagen: viel Augen sehen oft zu viel. Die besten Schriften, die wir haben, sind von einzeln Verfassern verfertiget worden. In großen Gesellschaften lassen sich vielerley Bedenken hören, welche oftmals eine Verwirrung anrichten, so, daß die Meynung der meisten Stimmen nicht allemal die gesundeste ist. Man kann auf gleiche Weise glauben, daß das Ansehen eines Gerichts nicht vermindert würde, wenn in demselben das Urtheil nur von einem berühmten erfahrnen und rechtschaffenen Manne gesprochen würde, anstatt, daß es von vielen Beysitzern geschieht.

Zu großen und weitläuftigen Werken sind viel

Mit-

Mitarbeiter und Abschreiber nöthig. Doch muß einer von ihnen dem ganzen Werke vorstehen, und sich der übrigen als Werkzeuge bedienen können. Denn diese sind hierzu dienlich, und es wird auch dadurch schleiniger zu Stande gebracht.

Wie lange hat nicht die französische Academie an ein Wörterbuch gearbeitet, und dennoch ist es nicht so gut geworden, als dasjenige, welches ein einziger Mann, nämlich, Fürtieres herausgab. Die größten Werke, als des Plato, Aristoteles, Erasmus, Lutherus, Carthesius, Clericus ꝛc. sind Ausarbeitungen einzelner Personen. Wäre ein critisches Wörterbuch von vielen verfasset worden, so würde es nicht so in die Augen gefallen seyn, als des Bayles, ja es würde nicht in dreyer Männer Alter gekommen seyn. Unterdessen, daß viele sich berathschlagen, wie auf und was Weise eine Sache zu Papier soll gebracht werden, fährt ein geschickter Schriftsteller zu schreiben fort. Man sagt sonst im Sprüchwort; man unterredet sich so lange, daß das Essen darüber kalt wird. Ich weiß wohl, daß viele dieser meiner Meynung nicht beyfallen werden, weil man insgemein dafür hält, daß je stärker das Gericht ist, desto vollständiger sey auch das Urtheil zu vermuthen; und daß eine Schrift auch um desto vollkommener wäre, je mehr daran gearbeitet hätten. Was das erste betrift, so werden die reifsten Stimmen oft durch die Menge überwogen, weil die Stimmen gezählet und nicht erwäget werden. Suffragia numerantur non ponderantur. Es kann sich auch zutragen, daß einige,

die, indem die Sache abgehandelt wird, schlafen, dennoch ihr Urtheil darüber fällen. Was das letzte angeht, so berufe ich mich darinnen auf die Erfahrung. Außer den angeführten Schriften will ich noch zwo Kirchengeschichten zum Beweise anführen; die eine ist von einer ganzen Gesellschaft: nämlich von den Magdeburgischen *) Centurien abgefasset: die andere hat einen Mann, nämlich den Baronius zum Verfasser. Die erste ist nicht von dem Ansehen, wird auch nicht für so wichtig gehalten, als die letzte.

Wenn einer allein einer Arbeit vorstehet, so hat er allein von derselben Ehre oder Schande zu gewarten. Seine Ehrbegierde muntert ihn auf, alle Kräfte des Verstandes anzuwenden. Wenn aber die Verfertigung einer Schrift, von einer Gesellschaft übernommen wird, so kann immer einer die Schuld auf den andern schieben. Ich vor mein Theil, habe bey Ausarbeitung meiner Schriften allezeit genaue Nachfrage angestellt, und vieler Meynungen zu Rathe gezogen, habe mich aber keiner Mitarbeiter bedient, sondern die Feder allein geführt. Sollte jemand die Unvollkommenheit meiner Arbeit diesem zuschreiben, so werden hingegen andere glauben, daß sie vielleicht durch vieler Köpfe und Hände, noch Fehlerhafter hätte gerathen können.

Eine Schrift, die nur einen Verfasser hat, kann mit einer keuschen Matrone verglichen werden, die glückliche Geburten ans Licht bringt. Hingegen

ist

*) Centuriae Magdeburgenses.

ist eine Schrift, welche von vielen abgefasset worden, einer lüderlichen Metze ähnlich, welche unfruchtbar bleibt, oder unzeitig gebieret, weil sie allzu vielen gemein ist. Doch ist keine Regel ohne Ausnahme, und es ist desfalls nicht die Folge, daß eine Schrift nicht zur Vollkommenheit gelangen könte, die mit zusammengesetzten Kräften ausgearbeitet, und von einer Gesellschaft verfertiget wird. Die Geschichte und Erfahrung zeiget bloß, daß man mehr Exempel zum besten des ersten als des letzten habe. Ich bin ꝛc.

Der hundert und dritte Brief.

Mein Herr,

Sie melden in ihrem letzten Schreiben, daß sie an meiner Erklärung über die Strafen im andern Leben einen Gefallen getragen. Doch meynen sie diese Streitfrage sey dadurch noch nicht gänzlich entschieden. Sie sagen: wenn nun jemand diesen Einwurf machen möchte: warum Gott die Strafe in diesem Leben zurückhalte, da doch in demselben die Absichten der Strafe, nämlich, die Sünder zu bessern, und den übrigen Menschen vom sündigen abzuschrecken, erreichet werden könnten? und in diesem Falle wäre die Strafe in diesem Leben so begreiflich und

nüzlich, als sie nach dem Tode unbegreiflich und unnöthig scheinet? Ich gestehe, dieser Einwurf hat einen großen Schein. Doch kann er dem ohngeachtet auf folgende Weise gehoben werden: Sollte Gott die Sünder allezeit auf frischer That strafen, so würde dasjenige, was man Tugend und Laster, Glauben und Unglauben nennet, nicht mehr in der Welt statt finden. Die Menschen wären alsdenn gewissermaßen, nur als Maschinen, oder als Personen in einem Raspel- oder Zuchthause zu betrachten, woselbst der Aufseher beständig den Prügel in Händen haben muß, um denjenigen, der nicht arbeiten will, alsbald zu züchtigen.

Und alsdann würde der Unterscheid unter gute und böse, willige und gezwungene Arbeiter aufgehoben seyn. Glauben und Vertrauen auf die Erfüllung der Verheissungen Gottes in unsichtbaren und zukünftigen Dingen, ist dasjenige was Gott gefällt, und welches gute und böse Menschen unterscheidet.

Durch sichtbare und alsbald vollstreckte Strafen, verschwindet alles, was man Glauben und Zuversicht nennet. Alles Thun und Lassen geschähe aus Zwang, und die Menschen würden seyn, als wenn sie gebundene Hände hätten; es würde daher keine Tugend bey ihnen seyn können, sich von Missethaten zu enthalten, und den Befehlen Gottes nachzuleben. Hieraus sehen sie, mein Herr, was man für eine Ursache angeben könne, daß Strafen und Belohnungen in diesem Leben nicht auf frischer That geschehen, und daß die Absicht Gottes hieben seyn könne, den Menschen den Gebrauch des

freyen

freyen Willens zu lassen; dieser aber würde gehemmet, wenn Gott alsbald zur Vollziehung schritte, und eine unverzügliche Belohnung oder Bestrafung wären gleichsam die Gewichte, welche die sterblichen, als Maschinen in beständiger Bewegung erhielten. Ich bin ꝛc.

Der
hundert und vierte Brief.

Mein Herr,

Ich danke für die mir überschickte französische Uebersetzung des Theophrastes, und des Bruyeres Characteren. Die großen Meynungen, welche der Ruf von des Theophrasts Characteren in mir erwecket, machten mir die Hofnung in ihnen Meisterstücke zu finden. Ich kann aber nicht sagen, daß ich sie so gefunden habe. Dieses bestärket mich in den Gedanken, daß man nicht allezeit auf das Lob sicher fussen könne, welches den alten Schriften beygeleget wird. Das Meisterstück darinnen muß vielleicht im Nachdrucke und der Reinlichkeit der Athenienſischen Mundart zu suchen seyn. Denn was die Sache anbetrift, so besinne ich mich kaum etwas schlechteres und gemeineres gelesen zu haben. Was aber des Bruyeres eigene hinzugesetzte Charactere anlanget, so kann

man nicht läugnen, daß sie nicht sehr schön und zierlich seyn sollten. Doch muß ich dabey erinnern, daß sie mir weit mehr würden gefallen haben, wenn sie weniger auf Schrauben gesetzt und ungekünstelter wären; denn ich habe nicht den Geschmack der meisten Leute unserer Zeit, welche alles verachten, was sie bey dem ersten Anblick verstehen können, und die sich heftiger in der Schreibart als in der Sache selbst verlieben. Nach diesem Geschmacke richten sich die mehresten Sittenlehrer, und setzen ihre moralischen Betrachtungen dergestalt auf Schrauben, daß der Leser erst nach langem Nachsinnen und Kopfbrechen den Verstand und den Nachdruck fassen kann. Es ist alles darinn einem Gedichte weit ähnlicher als einer ungebundenen Rede, und jeder Gedanke und Lehrspruch ist so künstlich, daß es eine sinnreiche Aufschrift heißen kann. Diese Schreibart hat manchem Schriftsteller ein unverdientes Lob erworben. Ich sage, ein unverdientes, weil die moralischen Gedanken vieler Verfasser, hauptsächlich, durch ihre abgewogene und abgemessene Schreibart, den Leser bezaubert haben, da sie doch von weniger Bedeutung seyn würden, wenn sie also abgefaßt wären, daß man sie gleich fassen könnte. Ich für mein Theil bin diesem Geschmacke nicht ergeben. Ich will, daß Verse die zierlich geschrieben werden müssen, von andern Schriften, welche als Lehren erscheinen, unterschieden seyn sollen. Je deutlicher diese sind, je höher sind sie zu schätzen.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Schreibart der Materie ein großes Ansehen geben kann, und in dieser Betrachtung, können zwo Personen von einer Sache auf verschiedene Art schreiben. Ich will nur so viel sagen, daß einige Leute mehr auf das äußerliche als die Sache selbst sehen, und daß verschiedene neue Schriftsteller, insonderheit Sittenlehrer, sich nach diesem Geschmacke richten, und ihre Bilder und Lehrsätze mit solchen Worten ausschmücken, daß sie etwas neues an sich zu haben scheinen, da sie doch nur allgemeine Wahrheiten sind; welches man bemerket, wenn ihre Gedanken in eine deutlichere und weniger gekünstelte Schreibart gekleidet werden. Dieser Schimmer aber der bisher so sehr die Augen gekützelt, fängt auch schon an, dem Leser nicht mehr so reizend vorzukommen.

Denn weil gedachte Schriftsteller bey dieser gezwungenen und gewöhnlichen Schreibart bleiben, so bekommen die Leser nach und nach einen Eckel immer einerley Drehungen und angenehme Ausdrücke in allen Schriften zu finden. Ja es scheint, wenn man nur ein Buch in diesem Geschmacke durchgegangen ist, daß man sie alle gelesen habe. Ich bin ꝛc.

Der hundert und fünfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden, daß der Cardinal Alberoni neulich mit Tode abgegangen seyn soll. Es wäre zu wünschen, man hätte eine ausführliche und unpartheiische Lebensbeschreibung von diesem Manne; denn er ist einer der merkwürdigsten Männer, die dieses Jahrhundert hervorgebracht hat, ja ein Mann, mit dem ein Land groß thun könnte, gewesen.

Daß er nicht in Spanien ein glücklicher Minister war, muß der Regierung, welche ihn nicht an den gehörigen Posten gestellet hatte, zugeschrieben werden. Seine Geschicklichkeit und große natürliche Gaben, waren nicht mit genugsamer Ueberlegung und Klugheit gewürzet, welche doch die Hvupteigenschaften eines obersten und vollkommenen Staatsministers sind. Man hätte ihn daher der Aufsicht eines andern überlaßen sollen, der ihn im Zügel halten, und seine Ausschweifungen hätte mäßigen können; und auf solche Art hätte er ersprießliche Dienste geleistet. Er besaß eine große Erkenntniß, ein ungemein munteres Wesen, war reich an Erfindungen und Anschlägen, und hatte Muth und Standhaftigkeit sie auszuführen. Ihm fehlte aber die Mäßigung und Fürsichtigkeit,

keit, so daß er einen Führer der alles reichlich überlegte nöthig hatte. Ein solcher als Fleury, Oxenstierna, oder andere hohen Minister hätten es seyn sollen, die sich eines solchen Mannes, als ein vortrefliches Werkzeug große Dinge ins Werk zu richten, hätte bedienen können.

Man kann eben nicht sagen, daß alle seine Anschläge nichtig und unüberlegt gewesen wären. Sie waren gehörig zusammengefügt, und hatten einen großen Schein. Er konnte mit einem Baumeister verglichen werden, der ein so wohl eingerichtetes Gebäude aufführet, das nichts an Bau-Materialien noch Kunst daran fehlet, der aber auf den Grund, woselbst er dasselbe errichtet, nicht Acht gehabt; oder mit einem, der eine Rechnung wieder übersiehet, und alle Summen genau nachrechnet, daraus eine richtige Hauptsumme erhält, doch nicht zugleich eine jede Summe insbesondere untersuchet.

Der erste führet ein Gebäude auf, welches der schlechte Boden bald wieder einstürzen läßt.

Der andere rechnet vergeblich; weil eine solche Rechnung keine Rechnung ist.

Alberoni nahm sich vor, Spanien in Ansehen zu setzen, und diesem Reiche seine Stärke, welche ihm in langer Zeit unbekannt geblieben war, zu zeigen. Seine Anstalten hiezu waren sehr scheinbar, und sie wären auch von gutem Erfolge gewesen, hätte er zugleich auf die Zeit und Umstände seine Augen gerichtet gehabt. Er ließ aber dem Reiche keine Zeit zum wachsen, und wollte nicht (wie nöthig)

seine Anschläge nach und nach ausführen. Seine Hitze und ungemeine Hurtigkeit ließen ihm dieses nicht zu; und daher verschwand sein glänzendes Kunstgebäu, wie ein Irrlicht, welches zu einer Zeit schimmert und vergeht. Die Umstände von Europa waren so beschaffen.

Der Kayser, Frankreich, und Großbritannien, hatten zusammen einen Bund aufgerichtet, und sie glaubten ein allgemeiner Vortheil fordere es, sich gemeinschaftlich dem Unternehmungen Spaniens zu widersetzen. Dieses aber schreckte den Cardinal von seinem Vorhaben keinesweges ab, vielmehr rüstete er sich gleichsam wider ganz Europa zum Kriege, er griff nicht nur die Kayserlichen Länder an, sondern arbeitete auch daran, den Regenten von Frankreich, von der Verwaltung des Reichs, und den König von Großbritannien von Thron und Scepter zu stoßen. Zu so großen Dingen, wurden zwar Anstalten gemacht, die einigen Schein hatten; wenn man es aber recht beleuchtete, so waren es lauter Luftschlösser. Der Ausschlag war auch, daß Spanien sich vor seine Feinde demüthigen, und der König des Alberoni sich entschlagen mußte, der dieses Feuer angeblasen hatte. Man siehet hieraus, wie gefährlich es sey, den so genannten großen Geistern alle Gewalt zu überlaßen, indem ihre treflichen Eigenschaften, nicht mit Ueberlegung und Mäßigung vergesellschaftet sind.

Es ist nicht zu läugnen, daß dieser Mann große Gaben gehabt, und den Grund zu vielen herrlichen

Din-

Dingen in Spanien gelegt habe. Doch wenn seine Macht nicht so groß gewesen wäre, und man an seinen Geschäften andern hätte Theil nehmen lassen, welche so viel Ansehen gehabt hätten, daß sie seine großen Anschläge untersuchen, und ihre Erinnerungen dawider hätten machen können, so hätte erst die Regierung an ihm einen unvergleichlichen Minister gehabt. Ich bin ꝛc.

Der hundert und sechste Brief.

Mein Herr,

Man wundert sich nicht ohne Ursache über die großen Unruhen in Persien. Dergleichen Begebenheiten sind zwar in den Morgenländern nicht ungewöhnlich, allein jetzt hat man einen solchen Regenten des Lebens und der Krone beraubt, der nicht nur Persien aus seinem äußersten Verderben errettet, sondern auch die Ehre dieser Nation, aufs höchste gebracht hat. Die Rädelsführer haben zwar in ihrer öffentlichen Vorstellung seiner verübten Tyranney erwähnet, und es kann auch wohl seyn, daß er zuletzt in dieselben verfallen ist.

Man kann sich aber auf das Vorgeben nicht verlaßen, welches von solchen Thronfolgern kund gemacht

macht wird; denn diese müssen, um ihren Aufruhr zu beschönigen, und ihren Thron zu befestigen, ihre Vorgänger anschwärzen. Vor diesem hörte man nicht viel von der Grausamkeit des Rulikans reden. Man erhob vielmehr seine Regierungskunst, seine großen Eigenschaften, und seinen vertrauten Umgang mit seinen Unterthanen, wodurch er sich vor andern morgenländischen Königen hervorthat.

Man sprach meistentheils, von dem Ansehen und der Ehre, welche er durch die Bezwingung des Reichs des großen Mogols den Persern erworben, und daß er der Ottomannischen Pforte ein Schrecken wäre. Der schleunige Tod eines so großen Regenten, muß demnach den Morgenländern selbst, so gewöhnlich auch dergleichen Begebenheiten in dortigen Gegenden sind, befremden.

Man ist nur begierig die wahre Ursache dieses Trauerspiels zu erfahren.

Bis auf eine gegründetere Nachricht kann man dafür halten, daß seine Kaltsinnigkeit gegen die Persische Priesterschaft, und die Einziehung der geistlichen Güter, ein vieles hiezu beygetragen hat. Das alte Mönchensprüchwort findet dort so wohl, als bey andern obrigkeitlichen Personen statt: Fac officium taliter qualiter, & sta bene cum Domino Priore. Ich bin ꝛc.

Der

Der hundert und siebende Brief.

Mein Herr,

Sie sind über ihren Vätter zornig, weil er die Religion verändert hat, und ich wundere mich auch nicht über ihrem Eifer, indem sie gewiß wissen, daß die Lehre, zu welcher ihr Vätter übergangen, irrig ist. Ich würde dennoch ein gelinderes Urtheil darüber fällen, wenn es ohne weltlichem Eigennutze und Vortheil geschehen wäre. Denn eine Glaubens-Verläugnung ist, wenn sie aus dieser Absicht geschicht, schändlich zu nennen. Uebrigens hat man kein Recht, diejenigen so streng zu beurtheilen, welche aus Gewissenstrieb, und nach genauer Untersuchung, ihren väterlichen Glauben verlassen, und sich zu einem andern bekennen, den sie gegründeter zu seyn glauben; denn ein jeder Mensch ist verbunden, dasjenige, was er glauben soll, zu prüfen.

Doch lehret leider! die Erfahrung, daß die weltlichen Vortheile der Magnet sind, der die meisten zur Verläugnung zieht. Diese sind der Zunder zu dem häufigen Abfall zur Römischen Kirche; weil dadurch weltliche Ehre und Vortheile erlangt werden.

Die-

Diejenigen, welche zu dieser Kirche übertreten, sind daher auch weit verdächtiger, als diejenigen, welche sich zu andern Seckten wenden, von denen man sich keine solche Vortheile versprechen kann. Von diesen darf man daher nicht so harte Urtheile fällen, weil ihre Veränderung gemeiniglich aus einem Gewissenstriebe geschicht. Ich sage, gemeiniglich; denn man findet auch wohl unter diesen solche Leute, welche aus Eigennutz, Zorn oder Liebe, sich verleiten lassen. Wenn ein Christ oder ein Muhamedaner zum jüdischen Glauben übergehet, kann man einigermaßen versichert seyn, daß er es ernstlich meyne, weil er sich dadurch Haß und Verfolgung zuzieht. Aus eben diesem Grunde kann man auch schlüßen, daß die Bekehrung zur Christlichen Religion, in den ersten Zeiten des Christenthums, eine Wirkung der Liebe zur Wahrheit gewesen sey. Ganz anders ist es aber, wenn heutiges Tages ein Jude sich zur Christlichen Lehre bekehret; hiezu ist der Eigennutz die Triebfeder. Ich habe daher mit den herumlaufenden so genannten bekehrten Juden weniger Mitleiden, als mit vielen andern, und eine Religion darf mit dergleichen bekehrten nicht groß thun; denn überhaupt sieht man, daß sie oft bey der nächsten Gelegenheit, sich wieder mit ihrer vorigen Gemeine aussöhnen, oder von der Christlichen zu einer noch einträglichern Seckte übergehen.

Ich vergleiche einen solchen neubekehrten und getauften Juden, mit einem reinen Hemde, das bald wieder unrein wird, und welches man alle Woche mit

einem

einem rein gewaschenen vertauschen muß. Eben so dachte einmal ein gewisser vornehmer Officier, der einen Juden taufen und zugleich ersäufen ließ. Die That war so sinnreich als tadelhaft, und niemand zum Beispiele dienlich. Dieser Officier begegnete einem reichen Juden im Winter auf dem Eise, und fragte ihn, mit dem blossen Degen in der Hand, ob er ein Christ werden, und sich taufen lassen wollte.

Aus Furcht bequemte sich der Jude dazu; und man machte ein Loch auf dem Eise, und der Jude wurde herzu gebracht, und gefragt: ob er glauben, und auf solchen Glauben getauft seyn wollte?

Als der Jude diese Frage mit Ja beantwortet hatte, ließ er ihn ganz unter das Eis stossen, und sagte: So fahre denn hin mit Friede; weil er meynete, daß es am besten wäre, daß der Jude auf dieses Bekenntniß stürbe. Der Officier machte es bald hernach seiner Herrschaft kund, und bot derselben das Geld dar, welches der Jude bey sich gehabt hatte. Der Fürst, in dessen Diensten der Officier stand, war ein aufgeweckter Herr, doch stutzte er ein wenig, bey Anhörung dieser That; weil ihm aber der Officier lieb war, übersah er sie, und sagte: Hast du ihn getauft, so mußt du selbst das Taufgeld behalten. Hier hätte wohl eine exemplarische Strafe folgen sollen. Hieraus sieht man wenigstens, was viele von der Bekehrung der Juden halten. Doch hat eine jede Regel ihre Ausnahme, und man kann auch nicht alle diese Bekehrten für gleich gesinnete halten, denn viele können sich im Ernst bekehret haben, obgleich die Erfahrung

rung zeigt, daß auf den meisten wenig zu bauen ist. Ich bin ꝛc.

Der hundert und achte Brief.

Mein Herr,

Nichts ist ungereimter, als dasjenige dem Verdienste der Menschen zu zuschreiben, wozu sie doch nichts beygetragen haben; Nichts ist aber gemeiner als dieses. Man preiset an diesem die Schönheit, an jenem die Stärke, und ein anderer wird der Gaben seines Verstandes wegen erhoben; als wenn diese Vorzüge durch Fleiß und Arbeit könnten erhalten werden. Solche Leute sind vielmehr als subjecta passiva, oder als Gemälde und Luststücke zu betrachten, deren ganzes Lob nur dem Künstler oder Mahler gehöret. Wenn eine Jungfer ihrer Schönheit wegen gelobet wird, so ist es ein Lob, das ihr nicht zukömmt. Wenn sie aber den Versuchungen widerstehet, welche sie sich durch ihre Bildung zugezogen hat, alsdenn verdienet sie erst ihr Lob. Wenn ein Riese sich seiner Kräfte wegen erhebet, macht er sich mit etwas groß, das er selbst nicht gegeben hat. Wofern er aber derselben nicht zur Unterdrückung anderer mißbrauchet, und sie nur als eine Gabe der

Natur

Natur ansiehet, kann diese Erkenntniß und Demut, ihm zum Verdienst gerechnet werden. Derjenige, dem besondere Verstands- und Gemütsgaben verliehen sind, verdient nur ein Lob, wenn er sie wohl anwendet. Dieses erwägen die Menschen nicht; und die Geschöpfe eignen sich eine Ehre zu, die nur dem Schöpfer zukommt. Wäre die sogenannte Callipädie gegründet, und daß, wie einige behaupten wollen, die Kunst, gesunde und wohlgebildete Kinder zu zeugen, gelernet werden könnte, so könnte man auch sagen, daß die Eltern einigen Theil daran, und mit dem Schöpfer zugleich gewirket hätten.

Man sieht aber aus der Erfahrung, daß diese Kunst nur in einer leeren Einbildung bestehe. Schöne, starke und mit guten Eigenschaften begabte Kinder, werden sowohl auf den Dörfern als in den königlichen Pallästen gebohren. Niemand hat demnach Ursach mit seiner Gestalt groß zu thun, die der Schöpfer ihm einzig und allein eingepräget hat, und die auch, ausser ihn, niemand zerstören kann. Es darf auch keinem die Ungestalt vorgerücket werden, welche er sich selbst nicht gegeben hat. Nach dem Sprüchwort heißt es: Tadelst du meine Gestalt, so lästerst du Gott; und findest du an meinen Kleidern etwas auszusetzen, so tadelst du den Schneider. Ich bin ꝛc.

Der hundert und neunte Brief.

Mein Herr,

Sie sind auf den N. N. seiner Kargheit wegen nicht wohl zu sprechen. Meinen Bedünken nach, geschieht ihm zu viel, indem er in vielen Dingen seine Freygebigkeit und Großmut blicken läßt. Es geht kein Tag vorbey, an welchem er nicht Gaben austheilen sollte. Seinen Kindern giebt er immer Vermahnungen, und oft mehr als nöthig ist. Unter seinen Dienstboten, so wohl Knechten als Mägden theilet er Schläge aus. Seinen Gläubigern giebt er einen guten Tag. Seine Schriften verfertigt er zum Besten der Kramladen, oder zur Speise der Motten. Der Stadt giebt er Anlaß zum Gespräch, und unsern Comödianten zu Lustspielen. Er giebt so gar dasjenige, was einem Mann das theuerste seyn sollte, nämlich sein eigen Weib, dem Publico zum Gebrauch und Nutz.

Alle die ihn um etwas bitten, speist er mit Versprechungen ab. Mit vielen vortreflichen Männern, insonderheit hohen Standespersonen, hat er dieses gemein, daß er, was er verspricht, nicht hält. Kurz zu sagen, er giebt alles, nur nicht Geld. Nur der Groschen ist es, mit dem er karg umgehet. Da er sich nun in so vielen Dingen freygebig zeiget, ist es unrecht, ihn einen filzigen zu schelten, indem

er

er nur in geringen Sachen seine Hülfe versagt. Daß er so viel aufs Geld hält, geschieht, um seinen natürlichen Trieb zu folgen, und seinen Kindern ein gutes Exempel zu geben, sie auch zur Sparsamkeit zu ermuntern; so daß man sagen kann, dieses diene ebenfalls zum Beweise seiner Freygebigkeit. Man hat also das Betragen eines Mannes genau zu erwägen, ehe man ihm gewisse Eigenschaften beyleget. Diese Untersuchung geschieht aber nur selten; und daher werden oft über diesen oder jenen ungegründete Urtheile gefället, die sie nicht verdienen. Ich bin ꝛc.

Der
hundert und zehende Brief.

Mein Herr,

Der grosse Weltweise G. H. ist in dem Herrn entschlaffen. Vielleicht nimmt es Ihnen Wunder, daß ich einen Kriegsmann diesen Tittel gebe, der doch weder Latein noch Griechisch verstanden, noch mit irgend einer philosophischen Schrift sich hervorgethan hat.

Was andere in ihren Schriften lehren, ohne selbst denselben nachzuleben, das lehrte er durch seinen geführten Lebenswandel. Er war ein Weltweiser in der Ausübung, und überließ den Gelehrten die Sorge der blossen Wissenschaft.

Man kann ihm also den gegebenen Titel nicht streitig machen. Sein Stand thut nichts zur Sache: Tugend und Philosophie können eben so wol bey einem Kriegsmann, als bey einem Dokter oder Magister gefunden werden. Zudem war der Verstorbene auch nicht von aller Gelehrsamkeit entfernt. Er las gute Bücher in den üblichsten Sprachen, und zeigte mit seinem Leben, daß er las, um sich dasselbe zu Nutze zu machen. Er war kein Sklave von allgemeinen hergebrachten Meynungen, sondern er glaubte vielmehr, daß es nöthig wäre, die bekanntesten glaubwürdigsten Sätze zu prüfen: und daher gieng er auch oft von dem gemeinen Wege ab; hegte besondere Meynungen, so wohl in der Gottesgelahrheit, und in der Sittenlehre, als auch in andern Wissenschaften.

In Essen und Trinken beobachtete er seine eigene, oder besser zu sagen, keine Regeln. Wenn ihm jemand vorstellete, daß seine Lebensordnung seiner Gesundheit schädlich wäre, berief er sich auf seine eigene Erfahrung, und führte seinen frischen und gesunden Körper zum Beweis an, den er bis ins hohe Alter erhalten hatte. Seine Einrichtung im Essen und Trinken war, daß er keine gewisse Stunden zur Mahlzeit bestimmte, sondern er aß und trank, wenn ihm hungerte oder dürstete, wenn es auch um Mitternacht gewesen wäre. Meine Mahlzeiten, pflegte er zu sagen, müssen sich nach meinem Magen, und nicht nach dem Sonnenlauf richten. Der Appetit muß das Uhrwerk seyn, weil dieser allein zuverläßig anzumelden weiß, wenn

es Zeit zu essen und zu trinken ist. So oft ich diese seine Reden hörete, schien es mir, als wenn er hierinn fehlete.

Wenn ich hingegen seinen starken Leib und seine rothen Wangen ansahe, hielt ich dafür, daß er nicht gänzlich unrecht hätte. Alles, was dawider einzuwenden wäre, ist, daß eine solche Lebensart, in Gesellschaften mit andern und zu einer Haushaltung, nicht statt haben könnte, sondern daß sie sich nur für einzele Personen schickt, die an keinen Verrichtungen oder gewissen Stunden gebunden sind. In einer Haushaltung, wo viele Arbeiter sind, müssen gesetzte Stunden zur Arbeit und zum Essen beobachtet werden.

Es ist zu vermuten, daß die ersten Menschen die Speiseregel unsers verblichenen Officiers werden beobachtet haben, indem sie natürlich ist, und man damals keine Uhren oder Sonnenscheiben gehabt. Der hierauf gefolgte Stand, in welchen sie durch Vertheilungen in Gesellschaften, gesetzt wurden, mag sie dazu gebracht haben, den Mittags und Abendmahlzeiten gewisse Stunden zu bestimmen, wie auch der Arbeit und Ruhe ihre Zeit zu setzen. Ich sage, es sey zu vermuthen, das die Menschen im Anfange eine solche Lebensart geführet, und gegessen, getrunken und geruhet haben, wenn sie es nöthig befunden, ohne darinnen von andern Geschöpfen unterschieden zu seyn, welche nichts als die blosse Natur zum Wegweiser haben, und vielleicht deshalb auch besser gedeien, als die Menschen. Die Sonne kann, (mit aller Hochachtung, die man für die Sonne haben muß)

muß) in solchen Fällen zu keiner Richteschnur dienen. Eben so urtheilete auch der Mann in einer alten Comödie; dieser war zu einer gewissen Stunde zu Gast geladen, hatte aber, ehe die Speise kam, Lust zu essen, er zählte daher jede Minute, und sah immer auf die Sonnenscheibe, endlich rief er aus: Demjenigen mag doch alles Unglück treffen, der zuerst die Stunden erdacht, und der auch zuerst hier eine Sonnenuhr errichtet hat. *) Ich bin ꝛc.

* * * * * * * * * * * * *

Der hundert und eilfte Brief.

An die politische Dorfgesellschaft.

Sie geliebte Herren melden mir, daß sie in Ihrer Dorfgesellschaft zu untersuchen vorgenommen haben; zu welcher Zeit und in welchem Lande der Gebrauch und Nutz des Feuers erfunden sey, hiernächst, ob die Kunst des Kochens oder des Bratens älter sey?

Sie verlangen, wie gewöhnlich, mein geringes Bedenken hierüber.

Ich wünsche, Ihnen geliebte Herren! Glück zu Ihrem Vorhaben. Der Vorwurf ist wichtig und artig, besonders der letzte.

Was die erste Frage betrifft, so ist bekannt, daß unser Norden am ersten bevölkert gewesen ist, und

*) Ut illum Di perdant, primus qui horas repperit,
Quique adeo primus statuit hic solarium.

und daher diese Erfindung unter ihre ersten Endeckungen gerechnet werden kann; Folglich sind die Nordischen Völker für die ersten zu halten, welche den Gebrauch des Feuers erfunden haben, weil die Noth sie mehr als die südlichen Nationen hiezu trieb, indem diese das Feuer eher entbehren konnten. Man kann leicht glauben, daß das menschliche Geschlechte in den ersten Zeiten der Welt, ihre Speisen und Kräuter roh verzehret habe, und daß dieser Zustand bis auf des Prometheus Zeiten fortgedauert habe. Dieser Mann, dessen rechter Name Peter Madsen hieß, und den die Griechen in Prometheus verändert, auch von ihm erdichtet haben, daß er das Feuer vom Himmel gestohlen und die Menschen damit bereichert hätte: dieser Mann aber, ist nach einiger Dänischen, wie auch Schwedischen Liebhaber der Alterthümer Meynung, in einer Nordischen Landschaft, Cajania, oder des Cains Land genannt, als von welchem gedachter Prometheus in gerader Linie abstammet, gebohren. Daß die Landschafft Cajanien zu finden, ja so gar von Bedeutung seyn müsse, ist daraus abzunehmen, weil der Schwedische König Carl IX. sich den Tittel der Cajanen König gab. Ich sage, daß Prometheus in gerader Linie von Cain abstammet; denn die Künste und Entdeckungen haben Cains Nachkommen erfunden; daher auch die Freymäurer des Patriarchen Cains, vorzüglich vor allen andern Heiligen, in ihren Lobgesängen und Liedern gedenken. Alles dieses soll mit unwidersprechlichen Beweisen dargethan werden. Was den andern

Punkt betrift, ob die Koch = oder die Bratkunst älter sey, so habe auf diese Untersuchung alle meine Kräfte angewandt, weil daran am meisten gelegen ist, daß dieses ausgemacht werde, und auch die wichtigsten Streitigkeiten dadurch können beygelegt werden.

Die meisten sind der Meynung, daß das Kochen älter sey, und berufen sich darauf, daß beynahe unter allen Völkern, welche Speisen zurichten, ja fast in allen Sprachen, derjenige, der die Speisen zubereitet, der Koch oder der Kocher, und der Ort, woselbst dieselben zubereitet werden, die Küche oder die Kochstäte genannt wird.

Das griechische Wort μάγειρος bedeutet auf Lateinisch coquus, und τέχνη μαγειρικὴ wird durch ars coquinaria übersetzt. weil demnach diese Kunst in allen Sprachen den Namen vom Kochen führet, so glauben sie ganz fest, daß sie auch zu allererst ist ausgeübet worden: Denn die Regel heißt: a priori vel potiori fit denominatio. Diese Meynung von dem vorzüglichen Alter der Kochkunst hat einigen Schein, doch kann ich ihr keines Beyfalls würdigen. Denn μάγειρος bedeutet so wol einen Brater als einen Koch, und das Wort ὀψον, welches durch gesotten Essen gegeben wird, bedeutet eben so wohl Gebratenes, indem es von ὀπτάω herkommt. Athenäus erkläret sich hierüber also:*) ich weiß nicht, ob ὀψον gebratenes oder gekochte Speise bedeuten soll. Es ist glaublich daß die Zurichtung

*) ἐγὼ ἀγνοῶ οὐ ὀψον κυρίως καλεῖσθαι πᾶν δὲ πυρὶ κατασκευασμένον ἔψον ἐστὶν ἢ παρὰ τὸ ὀπτηθῆναι νομισθῆναι.

tung der Speisen, anfangs vom Braten gemacht worden, weil es sich weit leichter thun ließ, ein Stück Fleisch auf Kohlen zu braten, als im Wasser zu kochen, da die Wirkung hiervon nicht so begreiflich war. Diese Streitigkeit läßt sich aber meines Erachtens am füglichsten also entscheiden, weil ein Koch in der alten Nordischen Sprache Steikaran, der die Braten zurichtet und nicht der Sieder genannt wird. Wenn eines Hofkochs in der Gschichte des Snoro Sturlesen Erwehnung geschicht, heißt es: Kongur lät calla til sin Steikaran, das ist: der König ließ denjenigen, der die Braten anrichtete, rufen. Da es aber eine ausgemachte Sache ist, daß die Nordische Länder am ersten bewohnt gewesen sind, so ist diese Sprache auch unter allen die älteste; es wäre denn, daß man die besten Beweise verwerfen wollte, welche unsere berühmten Nordischen Sammlet der Alterthümer, ein Rudbeck, Strelöer, Enschander ꝛc. anführen. Folglich ist die Bratkunst zuerst bekannt geworden, weil ein Koch in der alten Nordischen Sprache seine Benennung vom Braten und nicht vom Sieden hatte. Hier haben sie liebe Herren, meine kurzgefaßten Gedanken, die ich nachher weiter auszuführen, und meiner Dissertation, von dem Vogel Phönix, die ich ihnen überschickt habe, beyzufügen gedenke. Ich bin ꝛc.

Der hundert und zwölfte Brief.

Mein Herr,

Sie melden mir, daß ihnen meine Anmerkungen über den Cardinal Alberoni gefallen haben, und daß sie mit mir darinnen eines Sinnes seyn, daß dieser Minister und andere große Geister einem Lande eben so nutzbar seyn können, als sie demselben zur Zierde gereichen, wenn sie an einem ihnen gemässen Posten gestellt wären, daß ist, wenn sie anderer Führung überlassen würden, die zwar nicht mit so treflichen Gaben von der Natur beschenkt, aber mit mehr Behutsamkeit und Einsicht begabt gewesen wären; oder solche die nicht alles so gleich übersehen, sondern in Dingen die sie fassen, bis in den Grund hineindringen.

Die große Munterkeit des Marcellus war ehemals den Römern ungemein nützlich, weil sie durch des Fabius Klugheit gemäßigt wird.

Hätte ein Cäsar unter des Cicero oder Atticus Aufsicht gestanden, so würde alles so wohl für den Staat als für ihn selbst, einen bessern Ausgang gewonnen haben.

Apel Oxenstierna, dessen ich gedacht, war ein Mann, den man in Staatsgeschäften freye Hand lassen durfte; Turenne war ein Feldherr und Reuter

ter, ein General, dem man unumschrenkte Gewalt lassen konnte. Man muß sich wundern, daß, da wir doch so viel entbehrliche Lebensbeschreibungen haben, sich niemand gefunden hat, der das Leben des Oxenstierna umständlich zu Papier gebracht hätte, welches allen Staatsmännern zur Vorschrift und Plan dienen und von ihnen als ein symbolisches Buch könnte gelesen werden. Man könnte bey diesem großen Manne die wahren Eigenschaften einer hohen Person, dem das Ruder anvertrauet war, ein Reich zu regieren, bemerken. Seine Klugheit und durchdringender Verstand erhielt Schweden, da es auf schwachen Füßen stand, und unterhielt die Vereinigung mit den Bundesgenossen dieses Reiches, welche unter Gustav Adolphen errichtet war, so daß Schweden an Macht und Ansehen zunahm. Man wird kaum ein Beyspiel unter allen Staatsministern finden, daß diesem gleich wäre; denn sollte man gleich einige entdecken, welche einen großen Schimmer von sich gegeben, so sind sie doch nicht von einem solchen Gewichte gewesen.

Es ist ohnstreitig, daß die Gelegenheit und der Umstand der Zeiten oft eben so viel, als seine natürliche Geschicklichkeit beytragen, einen Staatsminister groß und berühmt zu machen. Ein großer General ist zu Friedenszeiten, nicht im Stande, sich einen großen Namen zu erwerben, und ein Arzt kann sich in einem Lande wo keine Krankheiten regieren, ein gehöriges Ansehen zuwege bringen, so, daß die Treflichkeiten eines Staatsverständigen unentdeckt bleiben, wenn sich kein besonderer Fall zeiget, da

er

er sie anwenden könne. Der Mangel an Gelegenheit ist oft Schuld, daß manches Pfund nur wie eine Kohle unter der Asche umsonst lodert. Ich kann hiervon einen unserer lebenden Mitbürger als ein Exempel anführen. Dieser besitzet alle Eigenschaften eines großen Staatsministers, nämlich: vortrefliche Gaben des Verstandes nebst einer langen Uebung, wodurch er dieselben geschärfet hat; hiernächst eine tiefe Einsicht in allen Dingen, ein Ansehen ohne Hochmut hat, und ein hohes Wesen mit Sanftmut verknüpft, besitzt. Kein widriges Glück kann ihn niederschlagen, und keine glücklichen Tage übermütig machen, sondern er bleibet so wohl im Sturm als bey stiller Luft, im Regen als im Sonnenschein, kurz bey allen Fällen unveränderlich; Er redet wenig, seine Worte sind aber reiflich überlegt; er ist ohne Falsch und aufrichtig, und er verspricht nichts, ohne was er zu halten, denket.

Er höret alle Anschläge an, doch ehe er sie billiget, säubert und untersucht er dieselben. Seine eigene kluge und wohl eingerichtete Haushaltung lehret, wie die Verwaltung eines Staats eingerichtet werden müsse. Seine Untergebene fürchten, verehren und lieben ihn zugleich. Ein Mann von so grossen Eigenschaften, würde eben so hervorstrahlen als ein Oxenstierna, oder Fleury, wenn er in ihren Umständen sich befände, und auf ihre Laufbahn gesetzt würde. Die Bescheidenheit dieses Mannes verbietet, daß ich ihn nicht nennen darf. Sollte aber jemand aus der Beschreibung die Person errathen, sollte es mir angenehm seyn, und meines Er-

ach-

achtens ließe sich auch die Auflösung ohne weiter einen Schlüssel zu gebrauchen, machen. Ich bin ꝛc.

* * * \

Wenn man aber in allen Städten und Dörfern Kunstrichter erblickt, und daß fast ein jeder sich erkühnet, wöchentlich oder monatlich alle herausgegebene Schriften, zu beurtheilen, so muß man es als einen Mißbrauch ansehen. Es ist auch leicht zu glauben, daß wenn gleich diese Kunstrichter eine hinlängliche Geschicklichkeit hätten, so haben sie kaum Zeit genug den zehenden Theil der Bücher gehörig zu untersuchen, über welche sie dennoch ihre Urtheile fällen; der Parteilichkeit und der Leidenschaften zu geschweigen, welche viele durch ihre Beurtheilungen, an den Tag legen, und von welchen die größten Kunstrichter nicht frey gewesen sind. Man könnte hiervon eine Menge Beweise anführen.

Ich will aber nur desjenigen erwähnen, was ich nur vor kurzem erfahren. Als die bekannte Schrift, welche den Titel Antimachiavell führet, heraus kam, so wurde sie über die Wolken erhoben, und als ein Werk angepriesen, welches, wie zu geschehen pflegt, einen Regenten zum Verfasser haben sollte, der durch seine große Thaten sich hervorgethan, und wegen seiner ungemeinen Gaben sich in Europa verehrungswürdig gemacht hat; daher wurde sie auch von allen Zeitungsblättern und Tagebüchern als ein Meisterstück ausgeschrien. Kurz darauf aber wurde es bekannt, daß sie den Herrn Voltaire zum Verfasser habe, worauf eben dieselbigen Zeitungsblätter nicht nur der Schrift kaltsinnig erwehnten, sondern so gar auf den Verfasser selbst stichelten. Doch sind es diejenigen Blätter welche anjetzt in

größ-

größtem Ruf und in gleichem Wert mit des Clericus Bibliotheken stehen.

Ueberdieß so stehen auch die besten Verfertiger solcher Beurtheilung in dem Solde der Buchführer, und daher dürfen sie nicht unparteiische Urtheile über Bücher fällen. Es ist ohnstreitig, daß viele Bücher ganz anders wären beurtheilet worden, wenn sie in dem Verlage, gewisser Buchhändler gewesen wären. Da es nun diese Bewandniß um die größern Zeitungs-Schreiber hat, was soll man denn von den geringern halten, mit denen die meisten Europäischen Städte angefüllet sind, und von denen viele junge und halbgelehrte Leute, und noch dazu Handlanger der Buchhändler sind. Dennoch erkühnen sich diese unparteiische und zuverlässige Urtheile zu fällen, wenn sie gleich viel zu ohnmächtig dazu sind. Bruyere hat daher nicht unrecht, wenn er von den Zeitungs-Schreibern also redet. Die Pflicht eines Zeitungs-Schreibers ist anzuzeigen, daß dieses oder jenes Buch herausgekommen, und bey Cramoisig, mit solchen Lettern gedruckt sey, daß es wohl gebunden, von guten Preise und Papier sey. Er muß auch das Zeichen des Buchladens wissen, wo es zu haben ist. Es ist eine Thorheit von ihm, wenn er sich noch dasselbe als ein Kunstrichter zu beurtheilen vornimmt. *

Die-

* Le devoir du Nouvelliste est de dire, il y a un tel livre, qui court, et qui est inprimé chez Cramoisy en tel charactere; il est bien relie, & en beau papier; il se vend tant: il doit savoir jusqu' à l' enseigne du libraire, qui le debite. Sa folie est d' en vouloir faire la critique.

Dieses lautet etwas hart, doch läßt er sich auch auf unsre heutigen Journalisten deuten. Ich meines Orts, wünsche nicht die Abschaffung gelehrter Zeitungen, sondern nur des Mißbrauchs derselben. Ich glaube aber, daß diesem Uebel durch dasjenige Mittel, welches ich in einem meiner Briefe vorgeschrieben habe, am füglichsten abzuhelfen wäre. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. vierzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie haben ganz recht. Ich kann nicht läugnen, daß ich nicht in allen meinen Schriften einen Abscheu für die Römische Religion sollte bezeiget haben.

Ein anders ist aber, diese Religion oder vielmehr die gefährlichen Sätze, welche sie mit sich führt, zu hassen, ein anders ist wiederum eine Person hassen, die aus guter Meynung sich zur Römischen Kirche bekennet. Das letztere kan Niemand von mir sagen. In meinen Schriften, besonders in meiner Kirchengeschichte habe mit Glimpf vieler Römisch-catholischen erwähnet, ja einiger Päbste selbst, welche aufs häßlichste von den Protestanten abgemahlet werden. Man wird auch nirgends finden, daß

ich

ich mich des Namens Papist bedienet habe, welches augenscheinlich an den Tag legt, daß so sehr ich wider die Lehre eifere, so bescheiden führe ich mich gegen die Bekenner derselben auf. Dem ohngeachtet schelte ich auf diejenigen eben so sehr nicht, welche wider die Römischen Päbste heftig schmähen; denn dieses läßt sich einigermaßen durch das Recht der Wiedervergeltung entschuldigen, indem die Päbste ohne Barmherzigkeit, alle Protestanten, auch die tugendhaftesten nicht ausgenommen, verdammen, und jährlich den Kirchenbann wieder dieselben erneuren; so daß der Krieg, von Seiten der Protestanten nur Vertheidigungsweise, geführet wird. Würden diese mit ihren Drohungen und dem Kirchenbann einhalten, so wäre den Protestanten zu rathen, gelindere Urtheile zu fällen. Doch könnte ich es einem Römischcatholischen Schriftsteller nicht verargen, wenn er sich über meine Schriften aufgehalten, und die Beweise, welche ich wider ihre Lehren angeführet, zu schwächen gesucht hätte.

Nichts aber habe ich weniger vermuthet, als daß sich Calvinisten, welche ihre Feder wider meine Schriften spitzen würden, finden sollte. Dennoch ist solches von zwo Personen der hiesigen Reformirten Gemeine, geschehen. Beyde Schriften habe unbeantwortet gelassen, und bin zufrieden gewesen, ihnen durch gute Freunde anzurathen, die gedrohete Ausgabe zurück zu halten, und zwar solches bloß um ihrer selbst willen. Ich sage, ihrer selbst willen. Denn ich kann dadurch wenig verlieren,

wenn man mich in öffentlichen Schriften für einen eifrigen Orthodoxen erkläret: da dieses vielmehr als ein Verdienst von den mehresten angesehen wird. Sie selber aber dürften sich bey den Mitgliedern ihrer Gemeine daraus keinen Ruhm versprechen, daß sie ein Schriftsteller angetastet, der mit der größten Bescheidenheit bey aller Gelegenheit von ihrer Religion spricht; zumal da es bekannt ist, daß ein Mißverständniß diesen blinden Lärm verursacht hat. Man hat zu gedachter Streitschrift aus meinem 35 Briefe Anlaß genommen, in welchem ich ein erdichtetes Gespräch zwischen einem Reformirten beygebracht habe. Ich nehme darinn zu Anfange Gelegenheit zu zeigen, mit was für Recht man sich an die Lehre von dem unveränderlichen Rathschluße stosse. Hierauf gebe ich den Reformirten Gelegenheit alle seine Beweise nach der Reihe zu seiner Rechtfertigung vorzubringen. Ich nehme sie endlich an, und der Schluß des Gesprächs wird dieser: **weil wir in der Sache selbst übereinstimmen: warum enthält man sich denn nicht der harten Ausdrücke?** hierauf folget der 37 Brief, in welchem ich zu erkennen gebe, daß man mit den Calvinisten zu hart verfahre, wenn man sie beschuldigt, daß sie Gott zur Ursache der Sünde machten, und dieses als eine Folge aus ihrer Lehre von der Prädestination ansieht.

Dieses letzte nennen sie eine Palinodie und Widerruf, ob es gleich mit dem gänzlich übereinkommt, womit der vorhergehende Brief schließet.

Der Streit ist nur zwischen mir und den Supralapsariern, und da beyde Personen zugleich bezeugen, daß sie die Lehre der Supralapsarier verabscheuen, welche sagen: Gott habe aus bloßem Gefallen ohne Absicht auf die gute oder böse Werke, gewisse Menschen zur Seligkeit beschieden, andere hingegen zur Verdammniß; so kann man nicht begreifen, was die guten Leute in den Harnisch gebracht hat, und welches der Zunder zu diesem Feuer gewesen.

Ich glaube also, daß sie mir und einem jeden Dank schuldig sind, welche sie von der Ausgabe beregter Streitschriften abgerathen haben. Ich bin ꝛc.

Der
hundert u. funfzehnte Brief.

Mein Herr,

Unsere Nordischen Gelehrten, worunter ich Deutsche, Holländer, Dänen und Schweden begreife, haben eine geraume Zeit sich bemühet ihre Sprachen von den fremden Wörtern zu reinigen. Einige nehmen diese Bemühung an; andere hingegen sehen sie nicht allein für unnütz, sondern gar für schädlich an; weil es weiter zu nichts diene, als nur die Sprache schwerer und unverständlicher zu machen. Ich meines Orts schlage

mich zu keiner von beyden Parteien, denn ich nehme mich in acht, daß ich nicht in die Grammatische Kriege verwickelt werde, die mehrentheils von allen mit großer Heftigkeit geführt werden. Ich habe daher mich begnügen lassen, nur die Ursachen obenhin anzuzeigen, weswegen ich bey meiner alten Schreibart bleibe, und dem Strome nicht folge, noch mich nach den Reinigern der Sprache richte.

Ich habe gemeynt, daß, wenn ein bequemes fremdes Wort einmal das Bürgerrecht erhalten hat, und so bekannt geworden, daß es alle verstehen, so sey es am besten dasselbe beyzubehalten, anstatt, daß man ein neues einführt, das die Sprache unverständlich macht und die Sache nicht vollkommen ausdrückt. Mit den Holländern, welche in der Reinigung ihrer Sprache unter allen die eifrigsten gewesen sind, habe ich gescherzt, und gesagt, man müsse sich verwundern, daß ein Volk, das in Religionssachen eine so große Nachsicht hat, und alle Secten in Schutz nimmt, keinem fremden Worte den Schutz angedeien lassen wolle, wenn es seine Ahnen nicht von den alten Bataven vorzeigen kann. Es geschieht daher, daß ihre Sprache nicht allein Fremden, sondern auch ihnen selbst schwer uud unverständlich geworden ist, besonders in den philosophischen Schriften. Ich versuchte einmal des Carthesius Philosophie in einer Holländischen Uebersetzung zu lesen; allein das erste Blatt ermüdete mich so sehr, als wenn ich einen ganzen Tag in der Schmiede selbst Hand angelegt hätte,

oder in der Scheune gedroschen. Ich habe in meinen moralischen Gedanken mich gewisser Wörter bedienet, als unter andern: Antiquität, Poet, Philosophie ꝛc. an deren Stelle sagt man jetzt: Alterthum, Dichter, Weltweisheit; ich meynte, daß sie weniger geschickt wären als die ersten und dazu zweydeutig. Ich gestehe, daß die Deutschen durch Alterthum Antiquität, und durch Dichter einen Poeten verstehen. Es ist aber die Frage: ob nicht Alterthum in den ältern Schriften, das Alter hat bemerken wollen, und was wir Alterdom, die Holländer Ouderdom, (senectus) nennen. Denn man findet, daß dieß Wort in den neuen Wörterbüchern durch annositas erklärt wird; welches ich auch für das bequemste halte. Alter hingegen bedeutet aetas, als flos aetatis das blühende Alter. Ein Gedicht erklären die Wörterbücher durch falsiloquium oder Unwahrheit. Es wäre daher weit bequemlicher, wenn man mit einigen sich des Worts Poeterey oder Versekunst bediente. Der Vortheil besteht also darinn, daß man anstatt eines bekannten Worts, das den Lateinern selbst und allen Völkern angenehm ist, ein zweydeutiges annimmt. Die alten Römer, so emsig sie auch waren, ihrer Sprache eine Schönheit zu geben, trugen kein Bedenken, sich Griechischer insonderheit Philosophischer und Kunstwörter zu bedienen.

Man findet gar nicht, daß jemand ihnen dieß vorgeworfen hätte, ungeachtet die Griechen ein bezwungenes Volk waren. Vielmehr würde sich Cicero dem Gelächter ausgesetzt haben, wenn er

das Wort Philosophie verworfen, und an dessen Stelle sapientia mundi gebraucht hätte, welches dem Worte eine uneigentliche Bedeutung giebt; denn durch das Wort Weltweis läßt sich vielmehr ein Staatsmann als ein Philosoph bestimmen; es sey denn, daß man erweisen könnte, daß die Philosophie ihren rechten Sitz an Fürstlichen Höfen habe.

Bibliothec, dieß Wort, welches so gar eine Hausmagd und Hausknecht verstehen, muß jetzt durch Büchersaal gegeben werden; da doch das Wort eine weitläuftigere Bedeutung hat, weil es nicht nur den Ort zur Verwahrung der Bücher anzeigt, es sey ein Saal oder ein Schrank, sondern es deutet auch eine Sammlung von Büchern, Verzeichniß und Unterricht von Schriften an.

Es wäre zum Exempel ungereimt, wenn man des Clerici Bibliothec, oder Bedenken über Schriften, durch Klerks Büchersaal geben wollte.

Was sonst das Wort Weltweisheit betrift, welches Philosophie heißt; so meynen einige, daß es ein uraltes deutsches Wort sey; und einige deutsche Schriftsteller zeigen selbst an, daß man das Wort Weltweisheit mit Waldweisheit confundiret habe, weil die alten Barden und Druiden im Walde unterrichteten.

Ich könnte unzählige geschickte und verständliche Wörter anführen, die man verworfen, und an deren Stelle uneigentliche und unverständliche angenommen hat.

Man verwirft auf den hohen Schulen das Wort

Pro-

Professor und nennet ihn einen Lehrer, ob gleich ein Priester oder ein Schulhalter eben so wohl ein Lehrer ist als ein Professor.

Historien heissen itzt Geschichten, wodurch das Wort in seiner Bedeutung leidet; man wird dieß in der historia animalium gewahr, das nicht durch Thaten der Thiere kann gegeben werden. Wenigstens möchte dieß ein Carthesianer nicht annehmen, der den Thieren kein Leben oder Gefühl beylegt, sondern sie zu Maschinen macht. Es läßt sich dieß noch weniger in der historia plantarum thun, weil es ungereimt klingen würde, wenn man sagen wollte, die Thaten der Pflanzen.

Wenn man fremde und zum Gebrauch angenommene Wörter verwirft, so hat man darauf acht zu haben, daß man alte abgeschafte Wörter an deren Stelle annimmt. Ich habe Bedenken getragen beydes zu thun, und ich befürchte lächerlich zu werden, wann ich Italien deutsch durch Wallard, die Strasse durch Norvasund, eine Serviette durch Knietuch, eine Tafel durch Scheibe ꝛc. geben wollte. Denn durch neue Wörter unterwirft man sich den Kriticken, insonderheit wenn man sie zu machen keine Vollmacht aufzuweisen hat.

In meinen Schriften habe ich öfters mich des Worts octrieret bedient, weil es unter den Dänen einmal verständlich geworden ist, und zugleich besonders bequem ist; ich habe mich daher nicht unterstanden das deutsche Uebertrieben zu gebrauchen, weil es auf Dänisch durch Overdreven muß gegeben werden und zweydeutig wäre. Denn man

weiß, daß in unsern Provinzen Overdreven oder Overdrev ein Theil der Weide sagen will. Ich stimme indessen doch denen nicht bey, die hierinn zu weit gehen: denn viele bedienen sich nicht allein fremder Wörter, sondern so gar uneigentlicher, nur um zu zeigen, daß sie mehr als eine Sprache gelernt haben; die den Jean de France und andern Petitmaitern nachahmen, welche Verwirrer einer Sprache sind.

Sie sehen hieraus, mein Herr, daß meine Gedanken da hinausgehen, daß man ein Mittel zwischen den halten müsse, welche Vermischer der Sprachen oder unzeitige Puristen sind, und zwischen denen, welche fremde Wörter, die so wohl üblich als verständlich sind, nicht verwerfen, nämlich solche Wörter, von denen man weiß, daß sie von den alten Römern und andern Europäischen Völkern, von denen Oertern entlehnt, wo die Künste entstanden sind. Die Römer haben dergleichen Wörter Griechenland, wie die Italiäner, Franzosen und Engeländer ihre Seetermine, denen Hanseestädten, abgeborgt. Ja gewisse Wörter, als: Almanac, Algebra 2c. haben wir denen Arabern zu danken. Gewisse fremde Wörter sind aus eben der Ursache so bekant als andere dänische Worte fremde geworden, so, daß ich fast bedenken trage, eine Handschrift anzunehmen, die auf Dänisch im Glugmaaned oder Blidemaaned, anstatt im Januar oder Februar, datirt wäre. Denn ich könnte vermuthen, daß, wenn sie im Gerichte vorgezeigt würde, der Richter die Sache so lange aussetzen möchte, bis er aus ei-

nem alten Almanac erführe, ob der Wechsel verfallen wäre. Die Engeländer haben sich sehr bemüht ihre Sprache vollkommen zu machen, anstatt aber, daß sie neue Wörter ersonnen, entlehneten sie die bequemsten fremden, und setzten bloß Englische Endigungen dazu. Die Wirkung davon ist, daß kein Volk sich mit größerem Nachdrucke in allen Materien auszudrücken vermag als sie, und fremde auch ihre Sprache desto eher lernen können. Ich dringe dieß mein Bedenken keinem Menschen auf, weit weniger lasse ich mich darüber mit jemand in einen Streit ein.

Ich habe ihnen, mein Herr, deshalb zu bitten, daß sie, wenn sie etwa merken sollten, daß meine Meynungen jemand aufbrächten, sie solchen alsdenn zu verstehen geben, daß ich von meiner Meynung abgelassen, und völlig bekehrt sey. Sie belieben auch einem jeden kund zu thun, (um mich von aller Unruhe zu befreyen), daß ich auch willens bin, mit andern neuern Schriftstellern dem Buchstaben C Abschied zu geben; ja, daß ich mit denen einen offensiven Bund eingehen wolle, welche diesem Buchstaben bereits den Krieg angekündigt. Ich muß zwar bekennen, daß ich dieses Unterfangen gar nicht einsehe, besonders wenn sie die lateinischen und Französischen Wörter als Konsistorium, Konstantinopel, Kommerce ꝛc. schreiben. Es ist bekannt, wie sehr der ausgelacht wurde, der zuerst Kommersrath anstatt Commercerath schrieb. Denn weil Kommer auf Dänisch so viel bedeutet als Bekümmerniß, so glaubte man, daß Kommersrath nichts anders wä-

re, als einer der bedrängten Leuten Rath ertheilet, oder der bey den deutschen ein armer Tröster heißt. Mein Wunsch ist, daß derjenige, welcher sich eine Sprache zu reformiren vorgesetzt hat, dem Plan folgen möchte, den ich in meinen orthographischen Anmerkungen gemacht habe, woselbst ich nichts entscheide, sondern mich blos so ausdrücke, daß, da jeder seine eigene Orthographie hat, man alsdenn untersuche, welche von ihnen die ungereimteste sey. Denn wenn jemand sich darinn in Ansehen setzen will, so hat er eben ein solches Urtheil zu erwarten, welches Asinius Pollo über ein gleiches Betragen des Tiberii fällete: daß es nämlich beym Kayser stände, wem er wollte, das Römische Bürgerrecht zu geben, allein das Bürgerrecht könnte er keinem Worte ertheilen, das nicht ursprünglich Lateinisch wäre. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. sechszehnde Brief.

Mein Herr,

Ich habe für diesesmal ihnen weiter nichts neues zu berichten, als daß der Magister Rosiflengius nebst seinem Bruder der Welt Abschied gegeben haben, nachdem sie so lange ohne Docter Titel in der Medicin practisirt, und die Leute in die andere Welt geschickt haben. Beyder Ableben ge-

gereicht dem Lande zu einem unersetzlichen Verlust. Denn der eine machte die Pein der Kranken kurz, und erlöfete sie durch seine Arzeneien von vielen Verdrüßlichkeiten, welche eine böse Welt mit sich führt, so, daß er sich hierinn noch mehr als irgends ein creiter Doctor hervorthat. Der andere verschafte, vermöge seinen Leichengedichten den Verstorbenen einen solchen Platz im Himmel, welchen die Erben nur begehren konnten.

Hätte man das Verzeichniß der Todten, die jener aufgelößt hat, und derjenigen, welche dieser mit Zeugnissen nach den Himmel versehen hat, so würde ein jeder gestehen müssen, daß sich wenige um das menschliche Geschlecht so verdient gemacht hätten. Von dem Magister Rosiflengius kann man ganz wohl sagen, daß er zu seiner Zeit mehr Menschen mit in die Zahl der Heiligen verholfen hat, als zehn der besten Päbste; und es dient noch dieß ihm zum besondern Ruhm, daß er darinn sich sehr billig bewiesen, da hingegen die Päbste sich pro labore sehr stark in die Hände drücken lassen. In Wohlthaten gegen ihren Nächsten waren sie beyde gleich wirksam, ob es gleich mit verschiedenem Glücke geschah; denn der Arzneiverständige hinterließ ein stattliches Vermögen, da hingegen des Poeten Verlassenschaft sehr eingeschrenkt war. Woraus man schlüßen kann, daß die Erben der Verstorbenen, die Bemühung des erstern für weit nützlicher als des letztern, werden gehalten haben; weil jener leiblich dieser aber nur geistlich tröstete; und man weiß es aus der Erfahrung, daß ein weltlicher Vortheil, wenn er

gleich

gleich nicht beträchtlich ist, doch von einem weit gröſſerem Reitze ist, als ein unsichtbarer geistlicher. Es kann ganz wohl seyn, daß viele daran gezweifelt, als hätte der Poet wirklich die Schlüssel zum Himmel, und geglaubt, daß darinn so wenig Wahrscheinlichkeit sey, als in dem Glauben von den Römischen Päbsten, von welchen viele dafür halten, daß sie die Schlüssel des heiligen Petri nicht haben. Denn der Glaube nimmt überall mehr und mehr ab, insonderheit bey denen, welche gewahr werden, daß die Päbste und Poeten, alles durch die Bank, canonisiren; darunter sich öfters welche befinden, die es augenscheinlich nicht werth sind. Man kann zwar sagen, daß der Magister Rosiflengius sich nach dem Leben und Wandel der Kranken erkundigt habe, ehe und bevor er ihnen die Seligkeit zugesprochen; allein seine Feinde geben doch vor, daß er, hauptsächlich auf die Güte und Schlag der Münze gesehen habe, nach deren Verhältniß er auch die Rangordnung im Himmel eingerichtet habe. Ich kann hierinn kein Bedenken von mir stellen, ich will nur so viel sagen, daß man nicht Ursach habe an der eignen Seeligkeit des guten Magisters zu zweifeln, wenn er ohne weltliches Intereße, allein aus christlicher Liebe die abgeschiedenen mit dergleichen Päſſen versehen hat. Sollte aber der Eigennutz ihn dazu angetrieben, und in seinen Empfehlungsschreiben die Feder geführt haben, ohne Absicht auf der Verblichenen Leben und Wandel; so könnte man glauben, daß er so viele in den Himmel eingelassen habe, daß für ihm selbst kein Raum mehr geblieben sey, und man von ihm,

wie

wie von einigen Aerzten sagen könne, daß sie alle ausgenommen sich selbst, nicht haben helfen können.

Es haben viele gewünschet, daß, da die Leichenpredigten abgeschaft sind, man auch die Leichengedichte abschaffen möchte, weil bey diesen sowohl als bey jenen ein Mißbrauch vorgeht. Ich will hierzu dennoch nicht rathen; es ist für die Hinterbliebenen ein großer Trost, zu sehen, daß ihre Aeltern durch öffentlichen Druck in das Verzeichniß der Heiligen aufgenommen sind, und zwar durch einen bestellten Censor, der dazu berechtigt worden: zumal da man weiß, daß der gemeine Mann gar nicht mehr an einer Sache zweifelt, wenn sie gedruckt ist. Dieß giebt ihnen auch die Versicherung, daß sie mit gutem Gewissen, die ihnen zugefallene Erbschaft übernehmen können. Ich will nicht davon sagen, daß die Dichtkunst sich dadurch schärft; ein armer Dichter erwirbt sich dadurch einen Nothpfennig, und die Buchdrucker haben einige Nahrung deren Pressen öfters stille stünden, wenn dieser Gebrauch gänzlich aufhören sollte. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. siebenzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie wollen meine Gedanken wissen von der Schrift, die neulich wider die Freymäurer ist ans Licht gestellt worden. Meine Meynung

nung ist, daß diese Schrift, wie die mehresten einige Beweise in sich enthalte, wodurch diese Gesellschaft in Verdacht kommen kann, und daß sie Beschuldigungen bestätige, welche einige wider ihnen vorgebracht haben.

Nichts destoweniger lasse ich mich zu keinem Vorurtheile bewegen; denn die Beweisthümer, so für und dagegen angebracht, sind so erheblich, daß man noch nichts zum Vorschein gebracht hat, worauf man ein sicheres Urtheil gründen könne. Der Hauptbeweis in gedachter Schrift, ist die beständige Verschwiegenheit der Freymäurer, welche bisher niemand weder durch Versprechungen und Drohungen hat überwinden können. Es scheint, man könnte hieraus schlüßen, daß die Gesellschaft in einer ganz andern Verfassung stehe, als man in der Schrift, welche vor einigen Jahren zum Vorschein kam, vorgegeben, die lauter Possen enthält. Werden blos Tändeleien in dieser Gesellschaft abgehandelt, so ist es unbegreiflich, daß sie dennoch ungeachtet aller Bemühung in so langer Zeit in jedem Lande, noch unentdeckt geblieben.

Es ist auch gar nicht zu glauben, daß man in diesem Falle den Mitgliedern Eidschwüre auflegen könnte; denn dieses wäre nicht weniger ungereimt als unanständig und lasterhaft. Woraus zu schlüssen, das ihre Abhandlungen von der Beschaffenheit seyn müssen, daß man sie nicht eher offenbaren dürfte, bevor sich diese Gesellschaft so stark befindet, daß sie die Larve abzunehmen vermag, und unter freien Himmel an den Tag geben, was bis dahin unter ei-

ner Decke gelehrt wird. Die Freymäurer können hierauf zwar nichts antworten, sondern sie müssen gestehen, daß wenn auch in ihrer Gesellschaft nichts als unschuldiger Scherz oder auch nützliche Sachen für das menschliche Geschlecht abgehandelt werden, doch kein Exempel sich in der Geschichte von einer so dauerhaften Verschwiegenheit befindet. Sie lassen es dabey bewenden, ansehnliche Personen nahmhaft zu machen, welche Glieder ihres Gewerks sind, und gar nicht verdächtig seyn können.

Sie sagen, daß verschiedene von den angeführten Beweisen des Verfassers mehr beweisen als sie sollen. Er sagt nämlich: es sey nicht zu begreifen, daß so viele Männer eine Sache verschwiegen halten sollten, wenn die Entdeckung dessen mit keiner Gefahr verknüpft wäre.

Hierauf antworten die Freymäurer: daß die Verschwiegenheit noch unbegreiflicher sey, wenn von Dingen wider den Staat oder der Kirche gehandelt würde, besonders da erleuchtete Casuisten wüßten, das unerlaubte Eidesverpflichtungen zu nichts verbinden, und man auch wisse, daß in den Römischen Ländern geglaubt wird, daß der Pabst die Macht habe von aller eidlichen Verbindung loszusprechen.

Man muß folglich nach ihrer Meynung schlüßen, daß in der ganzen zahlreichen Freymäurer Gesellschaft kein einziger gewissenhafter Mann zu finden sey, so gar auch, wenn sie sich in ihren letzten Zügen befinden, da sie von der Welt Abschied nehmen,

und

und dennoch sich der Rache und Zorn, der Freymäurer nicht zu befürchten haben.

Sie sagen, man habe zwar das Exempel bey der Verschwiegenheit der Tempelherren Gesellschaft, so, daß die Missethaten, die bey ihnen ausgeübt wurden, und die schädliche Lehre, die sie geführt, beständig verschwiegen blieb. Sie geben aber zu erkennen, daß solches ihnen verläumderisch aufgebürdet sey; sie führen auch zugleich Zeugnisse davon aus unpartheiischen Schriftstellern an. Und solchergestalt kann die Verschwiegenheit der Tempelherren, als ein Exempel auf ihnen angewandt werden.

Kurz, man mag sich schlagen zu welcher Parthei man will, so stellen sich doch unauflösliche Schwierigkeiten dar, so, daß bey der Beschuldigung wider sie, als bey der Freisprechung sich einerley Schwierigkeit ereignet. In Betrachtung dessen, lasse ich mich niemals in Beurtheilung über ihnen ein. Das einzige, worinn sich etwa die Freymäurer beleidigt finden möchten, ist meine gemachte Frage: ob dergleichen heimlich zusammen geschworne Gesellschaften unter Herrschaften zulässig sind, insonderheit wenn beständig Briefwechsel und Logen bey ihnen unterhalten werden? es kann dieß nicht anders als einen Argwohn jeder Landes-Obrigkeit erwecken. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. achtzehnte Brief.

Mein Herr,

Ich ersehe aus der letzteren Zuschrift, daß die angezeigten Beweisthümer, welche ich für und gegen die Freymäurer gemacht, sie eingenommen und mit mir einig gemacht haben, so, daß es ihnen am schwersten zu seyn scheint sich in Urtheile gar nicht einzulassen, ehe und bevor man nicht mehr Licht von der Sache erhält.

Sie wundern sich nur darüber, daß es schiene, als hielte ich die so genannten Tempelherren für unschuldig. Dieß ist meine Meynung nicht, sondern ich habe nur gesagt, daß sich mehr Beweise zu ihrer Rechtfertigung als zur Verdammung anführen lassen. Die sie für schuldig erklären, beziehen sich auf die schlechten Urtheile, welche man einige Zeit her über sie gefällt, noch vor den Anfang des grossen Processes, da man sie im Verdacht hatte, daß sie unordentlich und wollüstig lebten; hiernächst auf viele ihrer eigenen Bekänntnisse, und endlich auf den Spruch eines ganzen Concilii. Die Sachwalter der Tempelherren hingegen machten erst den Abriß von ihren zwo Hauptverfolgern, als dem Philipps dem Schönen (Philippe le belle) König in Frankreich, und dem Pabste Clemens dem fünften, und zeigten an, daß dieser beyden

Herren übermäßige Geldbegierde die Triebfeder davon gewesen; welche sie hauptsächlich darinnen haben merken lassen, daß sie die Reichthümer der Tempelherren nach vollzogenem Urtheile unter sich getheilt haben. Als die angeführten Sachwalter erwehnter beyder Herrn Neigung vorgestellt, und dabey den grossen Haß des Königs von Frankreich gegen die Tempelherren berühret hatten; (der eigentlich daher rührte, weil sie sich in seinen Streitigkeiten mit Bonifacius dem achten auf des Pabsts Seite schlugen) so untersuchten sie zum zweytenmal die Beweisgründe, derer man bey der Beschuldigung der Tempelherren sich bedient hat, und fanden, daß sie von keiner Wichtigkeit sind.

Was das anbetrifft, daß viele unter ihnen es bekannt haben, so weiß man aus der Geschichte, daß sie dazu durch die grausamste Marter gebracht sind, und daß viele, insonderheit die Ordensmeister, das bey der Tortur herausgelockte Bekenntniß (von Gottlosigkeit und Mißhandlungen, die man ihnen vorwarf) auf dem Gerichtsplatze zurückgezogen haben, und nachdem sie alle Beschuldigungen für unwahr erklärt, darauf gestorben sind.

Selbst die Beschuldigungen schienen sich zu widersprechen. Man gab nämlich vor, daß sie heimliche Mahomedaner wären und mit den Saracenischen Königen im Bunde stünden; da man doch aus der Geschichte weiß, daß der Saladin alle diejenigen Tempelherren, die ihn in die Hände gefallen, habe hinrichten lassen, nachdem er den großen Sieg bey Tiberias über die Christen erfochten

fochten hatte. Man weiß ferner, daß, als der Bendactor ihre Festung mit stürmender Hand eroberte, ließ er den Tempelherren das Leben anbieten, mit der Bedingung, daß sie den Mahometanischen Glauben annehmen sollten. Allein sie ließen sich lieber alle hinrichten, und dem Prior des Tempels und einigen andern, wurde so gar die Haut beym Leben abgezogen.

Man gab ferner in dem Processe vor, sie hätten die Stadt Ptolomais verrathen, da man doch weiß, daß in der Belagerung, an die dreyhundert in das Gras haben beißen müssen, und etwa zehne sich mit der Flucht gerettet. Man sollte doch wohl glauben, daß dergleichen Betragen mehr ein Beweis von ihrem Glauben als von ihren Unglauben wäre.

Es ist nicht zu leugnen, die Tempelherren hatten durch ihr wollüstiges Leben und großem Stolze sich verhaßt gemacht. Und vielleicht sah man sie auch für unnütz an, nachdem das heilige Land war verlohren gegangen, zumal da sich der Orden dem Müßiggange ergab und das Gesetz aus den Augen setzten, Kraft welchen, sie mit den Mahomedanern und Heiden in einem beständigen Kriege leben sollten; welches an ihrer Stelle der Johanniterorden beobachtete, und daher auch sich der Insel Rhodus bemächtigte.

Allein vorgeben zu wollen, daß der ganze Orden in die äußerste Gottlosigkeit, Abfall und Zauberey verfallen sey, läßt sich nicht gar wohl zusammen reimen.

Ich sage der Johanniter Orden fuhr fort wider die Ungläubigen beständig zu Felde zu liegen, und erwarb sich daher Ruhm; wenn man aber alles mit Philosophischen Augen betrachtet, so findet man in ihrem Betragen nur ein mittelmäßiges Verdienst. Denn alles was man den Algierern, Tunis und Tripolis ꝛc. vorwirft, können diese den Rittern von Rhodus und Malta ebenfalls vorwerfen; denn sowohl dieser als jener ihre Kunst besteht darinnen, daß sie die auf der See fahrende Menschen berauben, welche nicht ihrem Glauben zugethan sind. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. neunzehnte Brief.

Mein Herr,

Sie verlangen zu wissen, ob man von des Cragii Lebensbeschreibung Königs Christian des dritten, keine Exemplare mehr bekommen könne. Es giebt davon mehr als zu viel; denn man hat nur wenige davon abgesetzt.

Es besteht dieses Leben in einem grossen Folianten, und ist mehr als 7 Alphabet stark; das ist die Ursache, weswegen der Verleger es um keinen geringen Preiß weggeben kann. Der Käufer aber merkts, daß die ganze Historie des Cragii in einen mittelmäßigen Octavband hätte können gebracht

bracht werden. Dem Käufer ist es nicht um das Papier, sondern um die Wichtigkeit des Inhalts zu thun. Es wird also diese Schrift wohl den Laden hüten müssen, und ein gleiches Schicksal mit denen großen Werken haben, von denen man sagen kann, daß kein gesunder Gedanke in ihnen ist.

Niemand kann diese meine Gedanken übel auslegen; denn niemand verdient es mehr als unsere Nordische Schriftsteller, und einige von unsern Nachbaren, die sich nur bemühen grosse Werke ans Licht zu stellen, und dasjenige der Welt aufzudringen, was man schon in andern alten Schriftstellern findet, ohne zu überlegen, ob es dem Leser angenehm sey zu wissen. Ich rühme mich nicht, in gelehrten Wissenschaften etwas gethan zu haben; allein das kann ich mit unter meine Verdienste zählen, daß ich jederzeit den verdorbenen Geschmack zu bestreiten mich bemüht habe. Und wenn mir ja das Vermögen gefehlt hat eine Geschichte aufzusetzen, so habe ich doch wenigstens angezeigt, wie man dieselbe verfassen müsse; ich habe daher die Französischen und Englischen Historien; die nichts als verlegene Sachen enthalten, mit unsern Nordischen Beschreibungen verglichen, und habe befunden, daß unsere Schriftsteller nichts als den ganzen Inhalt alter Manuscripte eingerückt haben.

Crapius hat seine Historie in einer guten Lateinischen Schreibart eingekleidet, und dieß ist auch sein ganzes Verdienst; allein sie verdient es nicht in einem so prächtigen Kleide zu erscheinen. Denn was die Materie selbst betrifft, so ist sie mehr

ein Panegyricus als eine unparteiische Lebensbeschreibung. Der König Christian der dritte, ist zwar einer der geschicktesten und tugendhaftesten Regenten gewesen, welche diese Reiche beherrschet haben; allein man muß doch dahin sehen, daß man in einer Lebensbeschreibung nicht vielmehr einen Advocaten abgiebt, als einen unparteiischen Geschichtschreiber. Denn das läßt sich nicht behaupten, daß König Gustav der erste in allen kleinen Streitigkeiten mit König Christian dem dritten, beständig Unrecht gehabt haben sollte, wie Cragius überall vorgiebt. Die Geschichte an sich ist so kurz, daß sie nur für einen Auszug passiren kann, und sie würde noch weit kürzer werden, wenn man verschiedene wenig bedeutende Kleinigkeiten, die sehr weitläuftig ausgeführt sind, davon nehmen wollte. Die drey letzten Bücher enthalten nichts mehr als einen Anschlag des Pfalzgrafen wider das Reich, der doch nur bloß in Drohungen bestand; ingleichen einige Zänkereyen und Klagen, die sich öfters zwischen Nachbarn ereignen, und nur einige Zeiten eine gute Geschichte ausmachen; wichtige Dinge werden hingegen entweder nur obenhin berühret oder gänzlich vorbey gelassen. Die Veränderung der Religion hätte können einen Theil des Werks ausgemacht haben, welche aber auf zwo Seiten ausgeführt wird; da doch die zween Puncte die wichtigsten Zierden in dem Leben dieses Monarchen ausmachen. Ob zwar der Verfasser Kleinigkeiten berühret, die unter Nachbarn vorgefallen sind, so übergeht er doch viele die von der

größten Wichtigkeit sind. Der Reformation in Schweden gedenckt er mit keinem Worte, eben so wenig als der Veränderung der Regierung dieses Reichs; da doch diese Unterlassung in dem Leben Christians des dritten gar nicht zu entschuldigen ist. Auch wird nichts gedacht von den Umständen, welche sich vor der Gelangung zum Thron ereignet. Seine natürliche Eigenschaften sind gar nicht beschrieben, so wohl als sein Betragen in der Jugend und dergleichen, das doch in den Biographien nicht zu übergehen ist.

Wenn sich etwas zugetragen, das Critiquen und Urtheilen unterworfen gewesen ist, das übergehet er, oder streicht es mit Lobeserhebungen aus. Hingegen wird das Unternehmen des Schwedischen Königs Gustavs des ersten allenthalben mit schwarzen Farben abgeschildert, obgleich dieser König einer der geschicktesten und tugendhaftesten Regenten war, als einer in der Geschichte anzutreffen ist; so daß dieser Schriftsteller mehr ein Sachwalter als ein Geschichtschreiber ist.

Unter den Merkwürdigkeiten die eine Zeitrechnung in der dänischen Geschichte anfangen, sind die Constitutionen, die in den Fürstenthümern Schleswig, Hollstein bey der Theilung zwischen dem König und seinen Brüdern, gemacht wurden; ingleichem die namhafte Vereinigung, (unio et cummunio) die nachher so grosse Streitigkeiten verursachet hat, und ohne welche sich die nachfolgenden Begebenheiten nicht wohl verstehen lassen.

Man kann demnach von dieser Schrift kein ander Urtheil fällen, als dieses: Sie verdient einige Achtung in Ansetzung der Lateinischen Schreibart; der Inhalt aber ist von geringen Werthe, oder wenigstens nicht von solchen, der so prächtig verdiente ausgezieret und betittelt zu werden. Das ganze grosse Werk hätte diesen Tittel haben sollen: Eine Sammlung von verschiedenen gelehrten Abhandlungen, unter welchen sich ein Fragment von dem Leben Christian 3. findet, durch Nicol. Cragium. Denn wenn man in einem Verzeichnisse oder Register die Geschichte Christian 3. in Folio findet aus 7 Alphab. bestehend, sollte man meynen, es sey ein Werk von grosser Wichtigkeit. Allein bey dessen Durchblätterung wird man gewahr, daß man nach dem Sprüchworte: *nubem pro Junone*, ergriffen hat. Sollte etwa jemand meynen, daß dieses mein Bedenken sich auf eine Begierde andere zu verachten gründe, so würde man mir grosses Unrecht thun. Man wird aus meinen übrigen Schriften gewahr werden, daß meine Absicht bloß die Bestreitung allgemeiner Begriffe zum Vorwurf habe, um den Leuten zu zeigen, daß nicht alles Gold sey, was den äußern Schein hat, und das einigen Leuten am stärksten in die Augen fällt.

Daß ich dieß bey jeglicher Gelegenheit zu erkennen gegeben, halte ich für meine Pflicht; ich darf auch hoffen, daß dieß bey rechtschaffenen Gelehrten, mir einen Dank zuwege gebracht habe; ob ich gleichfalls ganz wohl weiß, daß die Zahl, so

sich

sich darüber beleidigt gefunden, weit größer ist. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Der hundert u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie berichten, daß sie dieser Tagen des Aristoteles Schriften gelesen haben, und ertheilen mir darüber dieses Bedenken, es kome ihnen unbegreiflich vor, daß dieses Weltweisen Natur- und Geisterlehre, unter den Christen vor allen andern Philosophischen Systemen sich im Vorzuge habe behaupten können. Man kann aber dieß sehr leicht begreifen, wenn man den Zustand der Gottesgelahrheit in dem mittlern Alter erwäget.

Es hatten sich unzählich alberne Lehren in der Kirche eingeschlichen, und eine so dunkele und unverständliche Lehre als des Aristoteles, war demnach zur Beschämung nöthig.

Man weiß es aus der Erfahrung daß öfters eine Lehre deshalb hochgeschätzt wird, weil sie dunkel ist. Von eben der Art waren die Sätze des Aristoteles, die man als Rätzel anzusehen hat, welche ein Oedipus nicht zu erklären vermag, die Aristoteles selbst nicht verstanden, und seine Ausleger noch undeutlicher gemacht haben. Ich will z. E. nur einige wenige anführen, von welchen man hernach

auf die übrigen den Schluß machen kann. Sein Lehrbegriff von den Bewegungen lautet also: Motus est actus entis in potentia, quatenus in potentia. Dieses Gewäsch hat man hochgehalten, und andere deutliche Sätze verachtet; und solches darum, weil sie verständlich waren. Es giebt viele Menschen die selbigen Geschmack haben, als der Athenienssische Schulmeister, der nicht vertragen konnte, daß seine Schüler etwas schrieben, das zu verstehen war, der deshalb beständig sagte: σκότισον, mach es dunkel. Nichts kann seltsamer und kindischer seyn, als die Definition des Aristoteles von der Qualität; er sagt: Qualitas est, qua res qualis dicitur, welches eben dasselbe ist, als wenn jemand sagen wollte: die Kälte und Wärme ist dasselbige, was kalt und warm ist. Sie werden, mein Herr, beym fernern Durchlesen mehr Lehrsätze von selbigem Sauerteige antreffen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und ein und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe ihnen bey verschiedenen Gelegenheiten eröffnet, woran die ächten und die unächten Staatsverständigen zu unterscheiden sind, und daß man die ächten gemeiniglich nicht dafür erken-

erkennen will; die unächten hingegen, von denen man sich was großes verspricht, deren Thaten führet man in prächtige und weitläuftige Historien aus; man setzt ihre Aufführung andern Staatsmännern zum Muster und Plan; weil ihr Betragen einen Zusammenhang von lauter List und verstelltem Wesen ausmacht.

Unter den ersten zähle ich solche Männer, als der Oxenstirn, Fleury und Xemenes war ꝛc. ꝛc. unter den letzten den Ferdinandum Catholicum, Ludwig XI, Richelieu, Mazarin und dergleichen andere. Jene sind aufrichtige Männer gewesen, oder sie haben sich den Namen der Redlichkeit erworben; und daher sind sie auch nicht in dem Rufe und Ansehn bey alten, als die andern gewesen; weil man gemeiniglich glaubt, die Aufrichtigkeit stehe der Staatsklugheit nicht wohl an, da es heißt: qui nescit simulare, nescit regnare, diese hingegen schießen niemals ab, ehe und bevor sie recht gezielet haben, und werden als die rechten Politici angesehen, weil man glaubt, daß List und Verstellung die rechten Kennzeichen eines vollkommenen Staatsverständigen seyn. Die Erfahrung aber lehrt, wie oft diese Urtheile trügen, und daß die Haupteigenschaft, die einem Staatsmann zukömmt, und die große Dinge auszuführen vermag, eine Aufrichtigkeit sey, die von der Einsicht begleitet wird, das ist, wenn man nach dem Beyspiele eines vernünftigen Steuermannes beym Ungewitter die Segel streichet; daß man den Stein der nicht zu heben ist, liegen läßt, und mit dem Cato nicht

mit

mit dem Kopfe durch die Wand will, wodurch die Aufrichtigkeit und Beständigkeit zum Eigensinne werden, seinen eignen Fall befördern, und den Staat von guten und redlichen Ministern entblößen.

Keines Staatsmanns Aufführung kann einen Minister löblicher und sicherer zur Nachfolge dienen, als des französischen Kanzlers Michel de l'Hopitals. Bey diesem Manne äußerte sich eine ungemein große Redlichkeit, die jederzeit mit einer tiefen Ueberlegung verknüpft war. Die Guisische Parrey, welche zu der Zeit am französischen Hofe die Oberhand hatte, hatte ihn zu dieser Würde erhoben; da diese Partey in Frankreich sehr verhaßt war, so freuete man sich eben nicht gar sehr über diese Erhebung, weil man glaubte, daß der neue Kanzler sich nicht würde erkühnen dürfen, seinen Gönnern zu widersprechen.

In diesem schlüpfrigen Posten führte er sich aber so auf, daß er mit aller Aufrichtigkeit sein Amt verwaltete, ohne seine Gönner vor den Kopf zu stoßen, welches zu nichts gedient haben würde, als nur seinen Fall zu befördern. Er setzte sich den Anschlägen der herrschenden Partey entgegen, und erhielt dadurch seinen guten Namen.

Zugleich aber hielt er auch dem Guisischen Hause die Stange, und das mit so vieler Achtsamkeit und Subtilität, daß sie sichs gar nicht vorstellen konnten, an ihm einen Gegner zu haben, so, daß man sagen kann, Gott habe ihn dazu ausersehn, daß er ein bequemes Werkzeug seyn sollte, dem äußersten

Ver-

Verderben des Staats vorzubeugen. Seine gewöhnliche Antworten waren, wenn man ihm das bevorstehende Unglück des Reichs vorstellte: Geduld! alles soll gut werden. Er nahm die Regel des Cicero die er allen Staatsmännern vorgeschrieben hat, wohl in acht, da er ihnen vernünftigen Seeleuten zu folgen anrathet, die, wenn sie sehen, daß sie den rechten Hafen nicht erreichen können, suchen in einen andern hineinzulaufen, der eben so sicher ist. Wenn er einen ernstlichen Befehl erhielt, eine ungerechte Anordnung auszufertigen, so gehorchte er zwar, gab aber seinen Unwillen zugleich dabey zu erkennen. Worinn er die Pflicht eines aufrichtigen und zugleich klugen Ministers erfüllete, welchem es auf der einen Seite nicht zukommt, einem Regenten vergebens zu widerstehen; wodurch er weiter nichts, als die Beförderung seines eigenen Falles, ausrichtet; denn die Ausführung einer ungerechten Sache wird durch einen andern, der darzu williger ist, sogleich vollzogen: an dergleichen dienstfertigen Leuten, hat wohl kein König einen Mangel. Und auf der andern Seite bewies er sein Misvergnügen darüber, daß er den Befehl des Regenten ausrichten mußte, weil er sich außer Stand sah denselben zu hemmen. Mir ist nicht unbekannt, daß viele Casuisten dieses einem Staatsminister nicht zu gute halten, und meynen, es sey seine Pflicht, lieber sein Amt niederzulegen, als eine ungerechte Anordnung zur Befolgung zu bringen. Allein die Erfahrung lehret, was dieses für eine Wirkung hat; die sich weigernde Person ver-

verfällt in die Ungnade, und die Sache geschieht durch einen andern, so, daß die Regierung nichts gewinnt, als nur das, daß einem guten Manne ein böser im Amte folget, und ein hoher Posten schlecht besetzt wird.

Der abgesetze Minister wird zwar anfänglich von dem gemeinen Manne seiner Beständigkeit halber gerühmt; nach einer kurzen Zeit aber, und bey Bermerkung der Wirkung, wird die bewiesene Standhaftigkeit Eigensinn genennet. Und dem gefallenen Staatsminister oder Staatsmartyr, wird ein unzeitiger Eifer ohne Verstand, beygemessen. Hievon hat man sehr viele Exempel, daß man sich also wundern muß, warum diese Regel von diesem und jenem nicht besser in Erwägung gezogen ist.

Ein Regent kann nicht anders als hohe Gedanken von einem Minister haben, der aufrichtig seine Meynung sagt. Und wenn unter zween, einer sein Misfallen an den Tag legt, und zugleich zu verstehen giebt, er wolle dennoch den ausdrücklichen Befehl seines Herrn nachfolgen, weil seine Vorstellung nichts auszurichten vermag; so erwirbt ein solcher sich die Hochachtung seines Herrn ohne Haß und Verdruß.

Wenn aber der andere sich gänzlich weigert, die Befehle seines Herrn auszurichten, weil er sie für ungerecht hält, so wird dieser zwar ebenfalls von seinem Herrn hochgehalten, allein aber auch zugleich gehasset.

Was man auch sagen will, so kann niemand anders, als die Aufführung des Kanzlers in den Zwi-

stig-

stigkeiten des Parisischen Parlaments mit dem Könige, rühmen. So oft er sich mit dem Könige unterredete, trug er die Sache des Parlaments und der Unterthanen vor, und wenn er sich wieder mit dem Parlamente besprach, so schalt er auf ihren Ungehorsam gegen den König.

Nichts kann rühmlicher seyn, als auf diese Weise, zweyer Sachen für und dagegen, als ein Advocat zu vertreten. Diese Maaßregeln beobachtete er die gantze Zeit seines Ministeramts.

Man hat demnach keine Lebensbeschreibung von einem Minister, dessen Lesung einen hohen Bedienten, der auf einen schlüpfrigen Posten gestellt ist, nützlicher wäre. Dieser war einer von den wenigen, die unter die ächten Staatsklugen zu zählen sind; an statt, daß andere Minister öfters nichts haben ausrichten können, weil man ihren Worten keinen Glauben gab. Wer einmal wegen seiner Verstellung bekannt ist, findet hernach keinen Glauben, wenn er gleich die Wahrheit redet.

Dieses war der Grund von dem Urtheile, das der Affe über den Wolf und den Fuchs fällete; der Wolf beschuldigte den Fuchs einer Dieberey; beyde wählten den Affen zu ihrem Richter. Da nun beyde Parteyen ihre Sache vorgetragen hatten, that der Affe diesen Spruch zu den einen: Ich glaube, daß dir nichts fehlt, weil du es sagst, und zu dem andern: Dir aber traue ichs zu, daß du gestohlen, weil du es läugnest. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Der hundert und zwey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie schreiben, daß sie sich wundern, warum N. N. eine so einträgliche und ansehnliche Bedienung erhalten können. Was mich betrifft, so wundere ich mich darüber gar nicht, nachdem ich bemerkt, daß es viele Wege zur Beförderung giebt, und öfters Ehrenstellen durch streitige Mittel erhalten werden; also, daß oft diejenigen Dinge das meiste dazu beytragen, die wir als Hindernisse ansehen.

Einige erhalten durch ihre Verdienste Aemter, andere aber, deren Zahl noch größer, gelangen dazu ohne Verdienste, weil sie aus dieser Ursache die Eifersucht nicht rege machen. Dieser gelangt zu einem Amte, weil er dazu geschickt ist; einem andern schließt man davon aus, weil er zu viel Geschicklichkeit hat. Es verhält sich mit den letztern öfters eben so, wie mit den Bedienungen zu den Feuerstellen in den Rathsstuben oder Versammlungen, zu denen man wenige läßt, die lesen und schreiben können. Einige gelangen dazu durch Geschenke an die angesehensten; andere hingegen durch

ihre

ihre Schulden, wenn nämlich der Gläubiger kein Mittel vor sich sieht zu dem Seinigen zu gelangen, es sey denn, daß der Schuldner einen einträglichen Posten erhält; woraus erhellet, daß die Aemter bald durch Verbindungen anderer, bald durch die Verbindlichkeit gegen andere erworben werden; bald in der Gestalt eines Gläubigers, bald in der Gestalt des Schuldners. Die Erfahrung lehrts, daß viele diese Kunst mit sehr gutem Erfolge ausgeübt haben. Einige machen in ihrem anvertrauten Amte durch ihren Fleiß große Schritte; andere steigen, ohne daß sie sich Mühe geben. Es geht dabey eben so zu, wie bey dem Kartenspiel, Imperial genannt; wer bey dem die mehresten Stiche hat, steht in der größten Gefahr zu verliehren, weil alle Spieler sich alsdenn wider ihm vereinigen. Daher es sich denn öfters zuträgt, daß derjenige gewinnt, dem man es am wenigsten zugetraut. Es werden ferner einige befördert, weil sie durch ihre treue Dienste sich die Liebe ihrer Herren zuwege gebracht haben. Doch scheint es, daß die meisten durch schlechte Aufführung zu Brod gelangen; denn der Herr kann die ersten nicht gar wohl entbehren, und die letzten sucht er auf die anständigste Art loszuwerden. Folglich kann so wohl die Gunst als der Haß dem Weg zu den Glücke bahnen. Mancher getreuer Diener kann daher mit jenem Dichter sagen: à force de m' aimer tu me rends miserable.

Einige steigen von einer Würde zu der andern, bloß deswegen, weil sie in ihrem Collegio jemanden

an der Seite sitzen, dessen Erhöhung sie zugleich mit fortrückt. Man kann da ganz wohl sagen: Cuneus cuneum trudit. Denn gar viele werden durch dergleichen Kegeln fortgerückt, ohne im geringsten bewegt zu werden. Ein solcher Nachbar ist daher auch oft ein Hinderniß, daß der andere nicht weiter kommt.

Sehr viele gelangen zu Ehren und Würden, weil sie eine Obrigkeit zum Beförderer haben, die einen unnatürlichen und verdorbenen Geschmack hat, und welche Ursache ist, daß Schulfüchse und ungerathene Menschen, gegen welche andere einen Abscheu haben; mit stolzen Minen sich präsentiren, und ihre Fehler in das Ansehen der Zierden bey ihren Gönnern gesetzt haben. Es sind ebenfalls auch viele glücklich im Heirathen, weil sie ein herrliches Ansehen haben, ob sie gleich sonst verabscheuungswürdige Eigenschaften haben. Aus diesem Grunde zog vormals die Hipparchia einen besudelten Cynischen Weltweisen Crates vielen galanten Freyern vor. Und die Lais die sonst ihre Gunst nur für große Summen verkaufte, ließ sich von dem Diogenes, dessen äußerliches Ansehn vermögend war die Kinder in Furcht zu setzen, ohne Endgeld bedienen. Dieß habe ich schon in meinen moralischen Gedanken berührt, und dabey die Wirkungen des verdorbenen Geschmacks erwehnt.

Weiter: verschiedene Personen sind durch kleine Fehltritte erhoben worden, weil man aus einer Uebereilung sich zu gestreng gegen sie geäußert hatte, daß also eine erlittene Ungnade die Quelle einer

uns

unvermutheten Gnade geworden ist. Ich habe einen Mann gekannt, dessen Bedienten es ordentlich für ein Glück hielten, wenn sie von ihrem Herrn geschlagen wurden; weil jederzeit darauf ein Geschenk folgte. Man weiß aus der Geschichte, daß ein Secretair, dem der König aus Uebereilung eine Maulschelle gegeben hatte, dafür ein Canonicat erhalten habe, davon er sich sonst nicht hätte dürfen träumen lassen. Dieß ist als wenn man sagt; zum Ritter geschlagen werden.

Endlich lehrts auch die Erfahrung, daß die unzählichen Vortheile und Promotionen zufällig verliehen sind, und öfters solche, die dem Ansehn nach verdrüßlich zu seyn schienen. Ein kleiner Verlust kann oft einem großem Gewinne die Hand bieten. Der nach seinem verlohrnen Heller sucht, kann bey der Gelegenheit einen Thaler finden. Die Begebenheit des Sauls läßt sich ganz wohl hieher ziehen; er suchte seines Herrn Eselinn und fand auf dem Wege ein Königreich. Ich habe in einem Epigramma dieses also ausgedruckt: Saul quærens asinos, repperit imperium. Einer besonders verdrüßlichen Begebenheit wird die Erhöhung Leo des zehnten zur Päbstlichen Würde zugeschrieben, davon nicht nur Protestantische Schriftsteller, sondern auch Römischkatholische, als Varillas, Paulus, Jovius ꝛc. sich also ausdrücken: „Gedachter Leo ward mit einem star„ken Geschwür geplagt, als man eben mit der Wahl „eines neuen Pahstes handelte; da nun die Aerzte „sagten, daß dasselbe sein Ende befördern würde, so

„gaben die meisten Cardinäle ihm ihre Stimme, „weil sie durch seinen Abgang eine baldige Vacanz „vermutheten.“ Bey solcher Betrachtung können Sollicitanten sich auf dieser Laufbahn als Schiffe im wilden Meere ohne Ruder und Compaß, ansehen, und daher alle Maaßregeln zum Ziel zu gelangen, bey Seite setzen.

Indessen aber muß ein jeder nicht darauf sehen, das Beförderung verschafft, sondern sich bemühen, das zu besitzen, wodurch Ehrenstellen und Bedienungen erlangt werden. Ich bin ꝛc.

Der hundert und drey und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Es ist mir lieb, daß meine Kirchengeschichte ihren Beyfall erhalten hat, sie rühmens, daß ich die geistlichen Geschichte mit der weltlichen verknüpft habe; denn, sagen sie, es erfordere bloß die Nothwendigkeit, wenn man den Ursprung aller Unruhen und Veränderungen in der Kirche, insonderheit den Zuwachs der päbstlichen Hoheit so wohl als nachher, was dessen Abnahme veranlasset, zeigen will. Ich habe gewiesen, daß der erste Stoß, den die Herrschaft der römischen Päbste

gelit,

gelitten, aus den großen Trennungen seinen Ursprung habe, daß in langer Zeit zwo Päbste zugleich waren, die sich einander in den Bann thaten, wodurch sie den Leuten die hohen Gedanken benahmen, welche sie bisher von der Heiligkeit des römischen Stuhls gehabt hatten. Es ist nichts gewissers, als daß dieß ihrem Ansehn einen gewaltigen Abbruch gethan habe, insonderheit da in dreyen Conciliis ein Pabst nach dem andern seiner Würde verlustig erkläret ward. Man muß sich aber wundern, daß die Ausübung dieser Vortheile die folgenden Päbste nicht im Zaum gehalten habe, oder wenigstens gehindert, daß sie nicht in offenbaren ärgerlichen Leben fortgefahren; denn es entstanden bald hernach Päbste, die in der Ruchlosigkeit und Gottlosigkeit alle ihre Vorgänger übertrafen. Wenn man sich hievon überzeugen will, so darf man nur das Leben Alexanders 6. Julius 2. und Julius 3. selbst bey den römischen Schriftstellern nachlesen. Das Leben Alexanders 6. ist dermaßen abscheulich, daß selbst bescheidene protestantische Schriftsteller ein Bedenken getragen, es zu Papier zu bringen. Julius 2. ließ sich beständig an der Spitze eines Kriegesheers erblicken; er war selbst mit in den Laufgräben belagerter Städte; er feuerte die Soldaten an mit den Verheißungen, daß sie die Freyheit haben sollten, die eroberten Oerter zu plündern. Er war also einen türkischen Vizier oder Bassa ähnlicher als einem Bischofe; er war einer der größten Anführer zu seiner Zeit, stellte Befehle aus an seine Armee, und führete ein recht wüstes

Feldleben in der Völlerey und Unzucht. Der Kaiser Maximilian 1. ließ sich daher nach seiner gewöhnlichen Offenherzigkeit einsmals also aus: Herr Gott! was wird aus der Welt werden, wenn du nicht eine besondere Sorge für sie trägst: sie wird von einem Kayser, wie ich, regiert, der ein armer Jäger ist, und von einem Trunkenbold, wie Pabst Julius 2 ist.

Julius der 3. wird zwar so sehr nicht wie der andere mit schwarzen Farben bezeichnet, er ist aber dennoch nicht ein Haar besser, als Julius 2. Man führet unter andern niederträchtigen Dingen auch von ihm an, daß er einen schlechten häßlichen Knaben sehr geliebt habe, weil er einen Affen Künste beygebracht hatte. Diese Neigung nahm mit der Zeit bey ihm so zu, daß er ihn den Cardinalshut gab. Als die übrigen Cardinäle ihn das Aergerniß vor Augen stellten, daß dadurch würde erwecket werden, antwortete er: wäret ihr für die Ehre der Kirche so eifrig gewesen, so hättet ihr mich nicht zum Pabst gemacht. Lasset mich also den Knaben erhöhen, weil er ein eben so guter Cardinal und Pfeiler der Kirche werden kann als ihr. Seine beste Essen bestanden in Schweinfleisch und Pfauen. Als einsmals der Arzt dem Koch untersagte, Schweinfleisch zuzubereiten, rief er erzörnt: Lasset mir mein gewönliches Gerücht, Gott zum Trutz, bekommen (la dispetto di Dio). Und als man es einmal vergessen hatte, eine Pfau aufzutragen, die er verlanget hatte, so ward er darüber so entrüstet, daß er spottend wider

Gott

Gott ausstieß. Die gegenwärtigen Cardinäle erkühnten sich, seiner Heiligkeit diese Unanständigkeit vorzuhalten, daß er sich nämlich über etwas so geringes entrüstete, darauf er zur Antwort gab: Gott trieb den Adam aus dem Paradies um eines Apfels halber, warum sollte ich mich eines Pfauen wegen nicht erzürnen?

Daß es zu denen Zeiten dergleichen Päbste gegeben, darüber muß man sich wundern, ob es gleich zu begreifen ist. Denn als die Päbste merkten, daß aus den großen Bewegungen zu einer Reformation nichts ward, und die großen Kirchenversammlungen die vermuthete Wirkung nicht thaten, so sahen sie, daß sie itzt fester im Sattel als zuvor säßen. Die Wirkung die sie hatten, bestand darinn, daß sie nicht so oft wie zuvor bereit waren in den Bann zu thun; übrigens aber allen Wollüsten ohne Scheu den Zügel schießen ließen.

Man hat erst nach der Reformation des Lutheri bemerkt, daß die Päbste ein ordentliches Leben führen. Ich bin ꝛc.

✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡ ✡

Der hundert und vier und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Endlich ist Madame N. N. nach einer langwierigen Krankheit in einem hohen Alter in dem Herrn entschlafen. Niemand hätte den

Tod freudiger entgegen gehen sollen, als sie, und doch hat niemand sich mehr vor den Tod entsetzt, als eben sie. Sie wollte es so gar nicht leiden, wenn man sie auf Todesgedanken bringen wollte.

Dieß und andere Exempel bestätigen meine Gedanken, daß nämlich die mehresten Menschen wenig die Vernunft achten; und, daß das Temperament des Menschen die Triebfeder von seinen Handlungen sey.

Ein grauer alter Reicher sammlet mit eben so großem Kummer die Schätze, als ein armer und junger Mensch dieselben an den Mann zu bringen sucht. Ein zitternder Alter stirbt mit weit größerer Furcht und Schrecken, als einer der noch jung und frisch ist. Es scheint dieß wider die Natur zu seyn; welches aber keines weges so ist, da es so allgemein ist. Will man etwa einen Alten seine Furcht vor den Tod vorwerfen, die man in seiner Jugend und männlichen Jahren nicht bemerkt hat, so kann er antworten: Du wirst eben so werden, wofern du mein Alter erreichest, und am wenigsten Ursache hast, die Verlängerung deines Lebens zu wünschen. Vernunft, Lehren und Unterweisungen, thun also die Wirkung, die man sich einbildet, nicht. Denn ein Gelehrter kann in eben die Schwachheit als ein Ungelehrter fallen, ein Kluger so wohl als ein Unverständiger. Ein anders ist Verstand zu besitzen, ein anders aber ists diese Gabe zu gebrauchen wissen. Es heißt bey den mehresten: video meliora proboque &c. Gelehrsamkeit, Unterweisung und eine

gute

gute Erziehung sind zwar nicht unnütz, sie verleihen aber den Menschen kein anderes Herz und Complexion; sie berühren nur gleichsam die Haut. Man sieht ja, daß dasjenige, welches wir Vernunft und gefaßte Meynung nennen, bey den Menschen eben so viel nicht ausrichten, als man insgemein vorgiebt.

Man sieht einen Schwach- und Starkgläubigen, einen Ketzer und Orthodoxen, einen Heiden und einen Christen, einen Katholiken, welcher glaubt, man müßte durch das schreckliche Fegfeuer gehen, und einen Protestanten, der gerades Weges nach den Himmel zu fahren vermeynt, alle entweder mit gleichem Kummer oder mit gleicher Gemüthsruhe, sterben. Der Unterschied der Standhaftigkeit bey den Sterbenden entstehet also hauptsächlich wohl aus der Eigenschaft der Krankheit und den Umständen des Körpers, die anders bey diesem, anders bey jenem Alter sind. Kinder sind wie Maschinen, weil die Vernunft bey ihnen noch nicht zur Reife gediehen ist, und ganz alte Leute befinden sich beynahe in eben dem Zustande, weil bey ihnen der Verstand gar zu reif geworden, und angefressen ist. Menschen im mittlern Alter befinden sich in einem etwas bessern Stande, weil ihre Vernunft die rechte Maaße hält. Ich sage in etwas bessern Stande. Denn im Alter herrschen die Leidenschaften gemeiniglich am stärksten und hindern nicht wenig. Ich will eben hierdurch nicht sagen, als sollten in solchem Falle der Verstand und gute Erleuchtung gar nicht zur Wirkung

kommen, dieß wäre zu viel gesagt. Denn man hat Menschen, z. E. Märtyrer in einem starken Glauben sterben sehen, die nicht allein in der gröβten Seelenruhe, sondern auch mit Freuden aus der Welt giengen. Dieß wird man nicht leugnen können, wenn man nicht die Geschichte und Erfahrung in Zweifel ziehen will. Es kann ganz wohl seyn, daß bey einigen der Ehrgeitz und Begierde zur Martyrkrone die Triebfeder gewesen; allein dieß kann unmöglich von allen gesagt werden.

Ich sage deswegen nur, daß Verstand und die gefaßten Lehren bey den meisten nicht die Wirkung haben, welche man ihnen zuschreibt, sondern der gröβern und kleinern Gemütsruhe der Menschen in ihren letzten Zügen, können insonderheit angeführte Ursachen zugeschrieben werden.

Es kann seyn, daß einige glauben, dasjenige, was ich angeführet, sey übel gegründet, und daß ich aus Menschen habe Maschinen machen wollen, wenn ich den Temperamenten, dem Alter und der Beschaffenheit der Theile des Körpers dergleichen Wirkungen beylege; allein soll man wider die Erfahrung reden? Ein alter Mann sagt zwar, was habe ich für Ursache, mich um das Geld oder Rang zu bekümmern, oder warum soll ich den Tod scheuen? denn Geld und Titel nutzen mir in diesem meinen Alter zu nichts, junge Leute allein, scheinen Ursache zu haben den Tod zu fürchten. Die Rede ist ganz vernünftig, das Leben aber stimmt damit nicht überein, denn man siehts, daß der Ehrgeiz und Geldgeiz mit den Jaren zunehmen; und unsere Lust zu einer Sache

wird

wird am größten zu der Zeit, wenn man sie nicht mehr nöthig hat; und am meisten fangen wir an, uns vor den Tod zu der Zeit zu entsetzen, wenn man dazu die wenigste Ursache hat.

Was einem der in letzten Zügen liegt, aufrichtet und zum Widerstande bewegt, sollte billig die geringste Wirkung haben; er weiß nämlich, daß der Tod allgemein ist, und daß das Leben der Menschen nur kurz sey, daß sowohl den Jungen als Alten, Reichen und Armen eben das Schicksal treffe, Es heist: dulce commune naufragium; und es ist zu glauben, daß die Gedanken vom Tode vermögend wären, den Sterbenden bis zur Verzweiflung zu bringen, wenn sie nicht gewiß wären, daß alle diejenigen, welche bey ihrem Sterbebette herum stehen und ihnen beystehen, in kurzen folgen würden. Ich muß meine eigene Schwachheit bekennen. Als ich auf meiner Reise in Genua so heftig krank lag, daß man zu meiner Genesung alle Hoffnung aufgab, so gestehe ichs, ich entsetzte mich vor den Tod. Und ob ich gleich alle Gründe anwendete, die mein Beichtvater zu meiner Ermunterung anführen konnte; so verließ mich diese Zaghaftigkeit doch nicht. Als ich aber eben in diesem Zustande hörete, daß der große König Ludewig der vierzehnte, der Welt Abschied gegeben hätte; so gedachte ich: was ist dein Leben in Vergleich eines so großen Königs? und beschloß so gleich, alle meiner Forderung mich zu begeben, wodurch die Kleinmüthigkeit sich in einen Heldenmuth verwandelte. Ja ich merkte, daß auch die größten Ver-

nunftschlüsse bey den Menschen eben nicht das meiste ausrichten. Denn der kräftigste, den man sich vorstellen kann, ist, daß man von einer sündlichen Welt, woselbst viele Versuchungen uns umgeben, Abschied nehme, und daß wir in ein besonderes Leben versetzt werden. Ich habe aber gewiesen, daß geringe sichtbare Dinge mehr bey uns ausrichten, als hohe und unsichtbare. Es entsteht nichts guts daraus, Menschen Tugenden beyzulegen, die sie doch nicht besitzen. Ich erinnere mich bey einem Kranken gewesen zu seyn, der nicht gern sterben wollte. Ich gab mir Mühe ihn durch die kräftigsten theologischen Sätze und Beweise die Furcht zu benehmen. Es schien aber, als rührte ihn alles dieß wenig. Endlich fieng ich an: man müsse sein Leben sich als eine Assemblee vorstellen, von welcher einer um zehn Uhr, der andere um eilf, der dritte um zwölf Uhr, Abschied nehme. Bey diesem Gleichnisse schöpfte der Kranke Muth, richtete sich auf und sagte: Was will es denn sagen, ein wenig früher oder später zu sterben? ich bemerke also daraus, daß der Beweis ad hominem die beste Wirkung gehabt hatte.

Der Zustand des Körpers, trägt sonst hiezu nicht wenig bey. Derselbe ist veränderlich, und äußert sich in diesem Alter ganz anders als in jenem.

Ich wundere mich also darüber nicht, wenn ich eine solche alte schwächliche Frau, als die Madame N. N. ist, mit so großer Furcht sterben sehe, anstatt daß ihre Tochter in der Blüte ihrer Jahre,

und

und als eine Versprochene, die bald ins Brautbette zu kommen gedachte, wie eine Heldinn verschied, Ich bin ꝛc.

Der hundert und fünf und zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Unter allen meinen Schriften hat mir keine mehr Mühe gekostet und weniger eingetragen als meine Lateinische Epigrammata. Sie bestehen in sieben Büchern, und sind kleine und große bey neunhundert an der Zahl.

Sie sind, wie gewöhnlich, verschieden beurtheilt worden; weil einige mehr auf zierliche Ausdrücke, andere mehr auf den Inhalt sehen. Die Grammatici haben daran ausgesetzt, daß sich öfters ein Pentameter nicht mit einem zweysilbigten Worte endiget. Ich gestehe, daß meine Epigrammata nicht so gekünstelt und ausgeputzet sind, als des Barlai und anderer Dichter ihre; ich erkühne mich aber dennoch zu sagen, daß sie mehr mit Salze gewürzt und von größerem Gewichte sind. Was man von dem Inhalte desselben zu erwarten hat, erhellet zur Genüge aus meinen moralischen Gedanken, woraus ich ein ganzes moralisches und paradoxes

radores System verfertigt habe; anstatt, daß die mehresten Epigrammata anderer Dichter in bloßen Worten und in einer zierlichen Schreibart bestehen. Ich sage die mehresten; denn des Martials seine unter den Alten und des Oweni sind voller Salz. Unser dänischer Dichter Harderus giebt aber dem Owenus nichts nach; denn viele seiner Verse sind nicht weniger zierlich als gründlich. Ich will zuvor z. E. anführen. Sie handeln von den Einwohnern in Gaza, welche ihre Stadtthore verschlossen hatten, damit Simson nicht entfliehen möchte. Sie lauten so:

Ut maneat Samson, portam clausam ære tenetis
Ut maneat potius porta, tenete virum.

Daß Simson nicht entflieh, verschließt ihr euer Thor?
O Gazer! schließt den Mann; zu schwach ist euer Thor.

Ein anders in militem Cottam lautet also:

Una asini Samson maxilla perculit hostem:
Tu fugis et tales sunt tibi, Cotta duæ.

O Cotta, wie, du fliehst mit zwey der stärksten Backen!?
Und Simson schlägt den Feind mit einen Esels-Backen.

Es finden sich noch viele andere von gleicher Stärke. Man darf also kein Bedenken tragen, den Harderum zu nächst den Englischen Poeten zu setzen, wo nicht gar ihm zur Seiten. Es haben einige meine Progammata mit des Martials seinen verglichen, und daran ausgesetzt, daß ich ihm auch so gar in freien und schändlichen Ausdrücken

drücken gefolgt sey. Es ist wahr, es giebt einige drunter mit freyen Ausdrücken; allein von denen man dieß sagen kann, sind nur sehr wenige und haben das gar nicht alles an sich, was des römischen Dichters seine.

Mit Dichtern nimmt mans so genau nicht, die in einer fremden Sprache schreiben, und daher nur von Gelehrten können gelesen werden. Ovenus ist ebenfalls von solchen Ausdrücken nicht frey, und niemand wirft es ihm vor. Dem sey indessen wie ihm wolle; so muß man sagen, daß diejenigen irren, welche von der freien Schreibart des Dichters auf die Neigung desselben schlüßen.

Die Satyren des Juvenals gehören nicht mit unter die züchtigsten; und dennoch glaubt man, daß Juvenal ein besonders züchtiger und ehrbarer Mann gewesen sey. Kein Frauenzimmer ist in öffentlichen Gesellschaften freyer, und keine trägt weniger Bedenken die Sache mit ihrem rechten Namen zu geben, als das Holländische und Westfriesische; und dennoch ist kein Frauenzimmer der Keuschheit mehr zugethan als sie; daher es auch bey ihnen unnöthig ist, daß ihre Männer sie einschließen. Ein rechter Buhler bemühet sich die größte Züchtigkeit in der Gesellschaft des Frauenzimmers anzunehmen; und diese sind es, vor die man hauptsächlich sich zu hüten hat.

Ein bellender Hund beist selten; für die Stillschweigenden hat man mehr Ursache sich zu hüten, wenn sie gleich scheinen als wollten sie sich nicht regen. Hieher kann man des Aesopus Fabel zie-

hen:

hen: eine junge unerfahrne Maus verließ die Höle der Mutter um sich im Walde umzusehen; als sie an einem Orte sich befand, wo sie das Echo hörte, stutzte sie, und floh für Schrecken. In diesem Zustande begegnete ihr eine alte erfahrne Maus, der sie die Ursache ihrer Furcht erzählte. Hierauf antwortete die alte: fürchte dich nicht, wo groß Geräusch ist, da ist am wenigsten Gefahr, wo aber alles still zugeht, da nimm dich in Acht; denn gemeiniglich ist alsdenn die Katze nicht weit.

Ich weiß sonst nicht, daß ich in meinen Lateinischen Gedichten, die man censirt hat, der Ehrbarkeit zu nahe getreten wäre, es sey denn, daß man sagen wollte, es wäre wider die Ehrbarkeit, der Sache, welche man nennen muß, ihren rechten Namen zu geben. Sein Wasser abschlagen, kann man auch durch pissen geben. Beyde Wörter finden sich in den Wörterbüchern, und haben einerley Bedeutung. Wenn sich nun jemand über das letzte beleidigt findet, so stößt er sich nicht an das Wort, das genennt wird, sondern an desselben Laut. Wenn der Herr oder die Frau dieses von einem ihrer Bedienten hört, so klingt es ungeziemend; wenn sie es aber selbst gebrauchen, so wird es anständig.

Es erhellet also hieraus deutlich, daß die Enthaltung von dergleichen Wörtern bloß dem Hochmuthe gewisser Menschen, zu zuschreiben sey. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Der

Der hundert u. sechs u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Sie können es nicht wohl verdauen, was sie letzthin in meinen Schreiben bemerkt haben, daß ich nämlich zu zweyenmalen mich des Worts Consistorianus anstatt Consistorialis bedient habe. Diese Verbesserung ist so wenig gegründet als derer ihre, welche es in meinen Schriften für einen Fehler halten, wenn ich Caporal und Amiral schreibe, weswegen sie es auch in den Druckereien in Corporal und Admiral verändert haben.

Daß es besser sey Consistorianus als Consistorialis zu schreiben, giebt das Wort selbst zu erkennen, daher es geleitet wird; und das heißt nicht Consistorial sondern Consistorium. Und man findet überdem das Wort Consistorianus nicht, als in den alten Schriften; folglich ist das Wort Consistorialis ein Barbarismus, der sich nur in denen neuern Zeiten eingeschlichen hat. Und dennoch will ich mich gerne bequemen Consistorialis zu schreiben, weil heutzutage die Franzosen, Italiäner und Spanier das Wort also schreiben. Daß aber das Wort Consistorianus das richtigste sey, kann man aus den alten Schriftstellern erweisen, die zu den Zeiten und an denen Orten geschrieben haben, wo das Wort

Consistorium seinen Ursprung genommen hat. Ich glaube das Wort Consistorialis habe Dinge und Sachen, welche zum Consistorio gehören, anfänglich andeuten sollen, und nicht die Glieder des Consistorii; hernach aber hat man die Personen darunter verstanden. In den alten Schriften heisen die Personen, welche im Consistorio Sitz haben, Consistoriani; daher sagt Ambrosius: steti ego inter Consistorianos. In gleicher Bedeutung reden auch die Römischen Gesetze von den Comitibus Consistorianis.

Man hält insgemein dafür, daß das Wort Consistorium seinen Namen von Forstuer deutsch Vorstuben empfangen habe, in welchen nämlich die Sollicitanten sich versammleten, und sich so lange da aufhielten, bis sie zum Gehör gelassen wurden: daß also das Wort Consistorium so viel bedeuten solle als locus consistendi. Es werden gleichfalls die Oerter, woselbst die Regenten über öffentliche Sachen sich berathschlageten, darunter verstanden. Ein solcher Ort hieß: κονσισόριον βασιλικὸν. Nachher sind geistliche und Akademische Rathstuben also benennet worden. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. sieben u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Du wunderst dich, daß ich dir von meiner langwierigen Schwachheit kein Wort gemeldet habe

habe. Die täglichen Nachfragen, die gemeiniglich nur in bloßen Complimenten bestehen, fallen mir eben so schwer, als die Krankheit selbst.

Ich folge hierinn dem Exempel der Madam * *. die Frau läst es keinen Menschen wissen, wenn sie das Wochenbette betritt; daher ist ihr Wochenbett weit geruhiger als ihrer Nachbarinnen, welche in solchem Falle weitläuftige Verzeichnisse aufsetzen lassen, die sie ihren Freunden und Feinden zustellen, um ihnen dadurch verstehen zu geben, daß sie sich fein persönlich einfinden, oder wenigstens des Tages sich einmal hören lassen sollen: wie die Mad. des Nachts über geruhet hat. Wenn man krank ist, so ists nebst der Ruhe eine Hauptarznei, wenn man sich die Krankheit aus dem Sinne schlagen kann; welches sich aber nicht thun läßt, wenn keine Stunde ohne der gewöhnlichen Anfrage vorbey geht: mein Herr oder Frau läßt vernehmen, wie sie sich befinden. Dieses gemahnt mich, als wenn man täglich bey einem Kaufmanne, der sich in schlechten Umständen befindt, nachfragen läßt, wie lange er seine Handlung noch aufrecht erhalten könne, und ob er nicht bald gedächte banqverott zu werden?

Ich rede nicht von Patienten, die an täglichen Nachfragen Geschmack finden, insonderheit da es ein allgemeiner Gebrauch des Landes ist. Ich kann aber keinesweges die Höflichkeit derer ertragen, die bey solchen Gelegenheiten öfters, ehe sie den Kranken gesehen haben, zu sagen pflegen: behüte Gott, wie übel sehen sie heute aus.

Dergleichen Complimente sind eben so unangenem als ungereimt; unangenem, weil sie den Kranken in Schrecken setzen; ungereimt, weil es unnöthig ist dasjenige erst zu sagen, was man täglich selbst im Spiegel sehen kann.

Wenn man mir diese Artigkeit vorsagt, so pflege ich zu antworten; es kommt mir für, als wäre der Herr oder die Madam auch unpaß, weil sie ebenfalls in meinen Augen sehr schwächlich aussehen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und acht u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe mich bemüht die Ursache von den beyden Dingen ausfindig zu machen, davon in letzterer Gesellschaft gehandelt wurde. Sie bestanden in den 2 Fragen:

a) woher der Gebrauch entstanden, den Niesenden gutes zu wünschen?
b) was dazu Anlaß gegeben daß die Dienstbarkeit in Europa aufgehört?

Was das erste betrift, so halten einige dafür, daß der Gebrauch in den mittlern Zeiten, bey Gelegenheit

heit einer Krankheit die sich im Niesen äußerte, entstanden sey. Und Polydorus Virgilius meynt, dieses sey geschehen in den Zeiten des Kaisers Phocas und des Pabsts Gregorius Magnus, da eine Pest herrschte, an welcher die Menschen niesend sturben; daß aber diese Gewohnheit noch älter sey, erhellet aus den Griechischen und Römischen Schriftstellern, Die Griechen bedienten sich ihres: Ζευ σοζων, das ist: Jupiter helfe dich! auch reden die Lateinischen Schriftsteller von diesem Gebrauche unter den ersten heidnischen Kaisern.

Soll also der Gebrauch von einer Pest entstanden seyn, so muß er ungemein alt seyn, ja sich über den ganzen Erdboden erstreckt haben; denn dieser Gebrauch ist auch bey denen Völkern bemerkt worden, die keinen Umgang mit andern Völkern gehabt haben. Die Reisenden bezeugen, daß, wenn der Kaiser von Monomotapa niest, so wünschen ihm die Anwesenden mit so starkem Laute Glück, daß diejenigen, welche vor dem Schloße stehen, es hören und mit einstimmen können, so, daß sich dieses durch alle Straßen fortpflanzt und durch die ganze Stadt Glück gewünschet wird. Es ist also wohl zu glauben, daß der Ursprung daher entstanden, weil man das Niesen als einen Anfang der Besserung bey den Kranken angesehen hat.

Was die zweyte Frage betrift: bey was für Gelegenheit die Dienstbarkeit aufgehört hat?

hat? so finden sich davon in der Geschichte keine Nachrichten. Die Lehre Christi und seiner Apostel hat sie nicht aufgehoben. Und sie hat viele hunderr Jare nach der Einführung des Christenthums gedauret. In meiner Kirchengeschichte habe ich gemutmaßet, daß sie succeßive oder allmälig abgeschaft sey.

Man hat aber Zeugnisse, daß diese Reformation sich in kurzer Zeit über die ganze Christenheit erstrecket habe, und es ist dieß desto höher zu schätzen; weil es nicht nur in dem mittlern Alter geschehen ist, in welchen man nach Proben und Ausübungen der Tugend, suchen muß. Lange nach der Zeit des Kayser Carls des Großen, war Europa voller Sclaven, und Bartholus, der 1300 lebte, bezeuget, daß zu seiner Zeit, keine mehr gewesen sind. Ich bin ꝛc.

Der hundert und neun u. zwanzigste Brief.

Mein Herr,

Als ich im vorigen Sommer auf dem Lande mich befand, wurde mir erzählt, das der Waldvoigt bey meinem Gute Oreboe, einen frem-

fremden Vogel von ungeheurer Größe gesehen habe. Ich begab mich nach den Ort hin, um mich deswegen genauer zu erkundigen, und die Beschreibungen zu hören, die davon gemacht wurden. Dieser Mann berichtete, daß er samt seiner Frau und Sohne, auf dem Felde, nicht weit von seinem Hause, einen über die Maaßen großen Vogel, der kleinere bey sich hatte, die seine jungen seyn müßten, gesehen haben. Die Frau und der Sohn waren zugegen, und bezeugten eben dasselbe, mit dem Umstande, der Vogel sey so groß wie ein Kalb gewesen, und hätte grausame Klauen gehabt. Indessen aber, daß er samt seinen Jungen auf dem Felde hüpften, holte der Sohn seine Flinde von Hause, und näherte sich diesem Thiere. Es überfiel ihm aber ein solches Schrecken, daß er nicht loszuschießen vermögend war: daher es denn geschah, daß der Vogel mit samt seinen Jungen entwischte. Ich fragte: ob es nicht etwa ein großer Adler gewesen sey? Der Wald Voigt erwiederte, daß er einem Adler weder an Größe noch an der Gestalt ähnlich gewesen, und wohl dreymal so groß gewesen. Nach dieser Beschreibung konnte es auch nicht einer von der Art von Vögeln seyn, den die Norweger Tiur nennen.

Ich konnte nichts anders als Gedanken über diesem Bericht mir zu machen, indem er mit Eidschwüren bekräftiget ward, von Leuten die auf ein Haar alle Vögel des Landes kennen. In fremden Reisebeschreibungen besinne ich mich nicht von Thieren mit Flügeln versehen, etwas gelesen zu haben, die

diesem am Größe nahe kämen, ausgenommen der Vogel, den die Spanier Contor oder Cuntur nennen, und sich in Westindien aufhält, und von dem Lobo bezeuget, daß er ihn an einigen Oertern in Africa gesehen habe. Dieser Vogel, sagen sie, gleichet einen Adler an Gestalt, hat aber eine Größe als zwey zusammengesetzte Elephanten, und eine Stärke, vermöge der er ganze Ochsen entführen kann: sie bezeugen gesehen zu haben, daß er bey 200 Pfund Fleisch auf einmal ausgespien habe. Es scheint dieß unglaublich zu seyn; daß Zeugniß aber beglaubter Geschichtschreiber kann man nicht verwerfen. Ich bin ꝛc.

Der
hundert u. dreyßigste Brief.

An das Collegium politicum auf dem Lande.

Ich habe in langer Zeit hochweise Herren mit ihnen keine Briefe gewechselt; ich bin aber während der Zeit dennoch nicht müßig gewesen. Ich habe an verschiedenen Vorschlägen zur Besserung des Staats gearbeitet, welche zu seiner Zeit mitgetheilet werden sollen. Für dieses mal übersende das vornemste davon, welches für das allernöthigste ansehe, und welches ich nach meiner Gewohnheit, dero reifem Urtheil und Verbeßerung überlaße.

Mein Vorschlag ist dieser: es ist bekannt, daß

ich

ich bey verschiedenen Gelegenheiten die Partei des weiblichen Geschlechts wider die Mannsleute ergriffen habe, die sich zu große Herrschaft zueignen, und solche ihrem Geschlechte zum Vorzuge anrechnen. Unter andern Dingen, worüber das Frauenvolk sich beschwören möchte, und als eine Verachtung ihres Geschlechts ansehen kann, ist dieses: daß ihre Hoheit, Rang und Tittel sich allein auf ihre Männer gründen;

So daß eine vornehme Wittwe kein Recht hat, nach ihres Mannes Ableben daran zu gedenken, daß ihre Tittel zunehmen werden, sondern sie ist verbunden bey den Ehrenstuffen zu bestehen, in welchen ihr Eheherr die Welt verließ. Da nun aber eine honette Ambition von Natur, diesem Geschlechte sowohl als jenem eingepräget ist, so muß es ja einer braven Wittwe schmerzen, ihre verheirathete Mitschwestern im vollen Galop von einer Ehrenstuffe zur andern steigen zu sehn, und solches nur bloß deswegen, weil ihre Männer länger leben. Es ist schon betrübt genung für einer Dame, daß sie ihren Mann verliehret, wenn ihr auch dadurch nicht zugleich die Pforte der Ehren verschlossen würde. Es ist zu glauben, daß dieses vielen tugendsamen Damen; eben so sehr zu Herzen gehet, als der Verlust ihrer lieben Männer.

Man sieht auch davon die schädliche Wirkung, daß diese oder jene vorneme Wittwe zum Nachtheile ihrer Kinder eine neue Ehe eingeht, weil sie kein ander Mittel zu einer weiteren Beförderung hat. Es sind demnach meine unvorgreifliche Ge-

danken, daß eine Aenderung dem lieben Frauenzimmer zum besten, sich also thun ließe, daß, wenn eine Wittwe, einige Jare eine Canzeley-Räthin genennet worden, so sollte sie berechtiget seyn, nach ihrer Anciennität, um den Tittel, als Justiz-Räthin anhalten zu dürffen, und so ferner. Ich sehe zwar, daß hierinn Einwürffe gemacht werden können. Man kann sagen, daß die Bewegungsgründe, auf welche Mannspersonen ihre Ansuchung zum höhern Range bauen können, nicht nur ihr erreichtes Alter, sondern auch ihre geleistetere Dienste in den Aemtern denen sie vorgestanden, sind. Diese Einwendung ist aber von keiner Erheblichkeit, es sey denn, daß sie von Personen gemacht würde, die umsonst und ohne Lohn dienen. Derer aber sind wenige; oder gar keine; denn sie halten um Bedienungen an, als wären sie Geschenke, und keine Bürden, in welchem Ansehen sie Gnadenbezeigungen genannt werden. Ihr Einwurf ist solchergestalt so ungegründet, als wollte ein Handwerksmann von neuen Forderungen sprechen, nachdem ihm seine Arbeit reichlich bezahlt worden. Die Ansuchungen des Frauenvolks nach einer fernern Beförderung, sind sonst nicht ungereimt, als in so weit, daß sie von dem Publico nicht unterhalten werden, sondern von eigenem Vermögen oder eigener Arbeit leben müßen. Die mehresten Männer, die nach höheren Ehrentitteln trachten, berufen sich selten auf etwas anders, als auf ihre Anciennität und Vorrechte; daß also ein Canceley-Rath nur sucht Justizrath zu werden, weil er den

ersten Titel so lange schon getragen hat. Weil also ein Mann in einem Amte, und eine vorneme Wittwe einerley Bewegungsgrund anführen können, so erhellet, daß beyder Ansuchen eben so wohl gegründet sey. Das Frauenzimmer kann so gar einen Vorrath von verschiedenen gültigen Ursachen anführen. Sie können Beweise von einer guten Haushaltung, Kinderzucht, ausgestandenen schweren Wochenbette, anführen, wodurch der Staat an Bürger zugenommen hat, u. endlich ihr züchtig geführtes Leben, nach dem Absterben ihres Mannes. Soll der Titel ein Verdienst, zu einer höheren zu gelangen, seyn, so hat beyderley Geschlecht, hierzu gleiches Recht. Ein betitelter Assessor sucht als Cancelleyrath betitelt zu werden, ob er gleich keine Cancelley gesehn hat; ein Voigt thut Ansuchung den Character eines Kriegsraths zu erhalten, ob er gleich niemals eine Compagnie ausgerüsterer Soldaten gesehen hat, vielweniger eine Kenntniß vom Kriegsrathe sich erworben hat; es sey denn, daß man seine Rechtshändel mit seinen Nachbarn unter seine Kriegserfahrungen verstehen wollte, welchen Vortheil aber ein Frauenzimmer mit eben dem Rechte zum Beweise anführen könnte, weil diese Arten von Kriegen von beyden Geschlechtern geführet werden. Ich hoffe, hocherleuchtete Herren, sie werden an diesen meinen Vorschlage ein Gefallen tragen, und ihn unterstützen, da er sehr billig ist; man würde sich auch dadurch dem ganzen Geschlechte verbinden, welches eben so zahlreich als mächtig ist. Ich bin ꝛc.

Der

Der hundert u. ein und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

In einem Briefe habe die Ursache zu erkennen gegeben; warum ich den Homerum so oft lese. 1) Weil keine Schrift dienlicher ist, sich eine Kenntniß von der Griechischen Sprache zu erwerben. Wollte jemand sagen: wozu dienet es denn, so viel Griechisch zu verstehen? So gebe zur Antwort. es könne niemand ohne Kenntniß der Griechischen Sprache für gelehrt paßiren. Aus den Griechischen Büchern lernet man die Quellen der Weltweisheit, der meisten Wissenschaften, und unzähliche Wörter kennen. Ja es haben beynah alle Kunstwörter, die wir täglich gebrauchen, ihren Ursprung aus dem Griechischen.

Der andere Zweck meines Lesens in dem Homer ist dieser: man lernet und siehet die Gebräuche und Sitten der uhralten Welt. Ich habe vormals verschiedener gedacht, hier will ich aber diesen besonders merklichen Gebrauch hinzufügen, daß man bey Gastgeboten, nämlich das Essen und Trinken in gleicher Portion, denen Gästen zugemessen. Der Dichter nennet desfalls Gastgebote: Δᾶιτας von δαιτεῖσθαι, welches zutheilen heißt. Und überall wo von Gastgeboten gemeldet wird, werden solche Verse gefunden:

Η'δη μεν δαιτὸς κεκορέμεθα δαιτὸς ἔισης,
Das ist: nun sind wir zu Tische und genießen gleiche Mahlzeit. Imgleichen:

Χαῖρε Α'χιλεῦ δαιτὸς μεν ἐΐσης ὐκ ἐπιδευεις.
Das ist: willkommen Achilles, dir manqelt nicht dein zugedachter Theil. Essen hieß demnach δαις, und der Koch der das Fleisch zurichtete, wurde δαιτρὸς genannt, weil er es in gleiche Portionen theilte.

Der Wein ward ebener maaßen gereicht. Denn es heißt:

Μεθὺ νεῖμον πασιν.

Diese Weise scheint zwo Ursachen gehabt zu haben 1) Weil die Mahlzeiten der Alten nicht verschwenderisch waren, und nichts zum Ueberfluß aufgetragen ward, sondern die Gerichte wurden nach der Anzahl der Gäste abgemessen. Daher geschieht es auch, daß auf dem hiesigen Eßsaale, oder Communität der Studenten, das Essen in keinem Ueberflusse gereicht, sonder das Fleisch in gleichen Theilen getheilet wird, und dieses mit der Vorsicht, die ich nicht finde, daß ihn die Alten in Acht genommen haben, daß der nämlich, der das Essen theilet, sich selbst den letzten Theil nehmen muß, wodurch der Austheiler alle Anständigkeit zu beobachten, verbunden wird. 2) Die andere Ursache des Gebrauchs das Essen zu theilen, muß die Eßbegierde einiger gewesen seyn, wodurch die übrigen Gäste zu kurz kamen; denn alle Geschichte melden von Parasitis und Schmarotzern, welche die Verfasser der Comödien, mit Schwämmen verglichen,

chen, bey denen nichts verschlagen kann. Man findet auch, daß Schlägereien während der Mahlzeit entstanden sind, weil der eine dem andern zum Nachtheile gegessen. Man kann nicht sagen, wie lange die Gewohnheit, das Essen zu theilen ist beygeblieben; man vernimmt nur, daß einige 100 Jare nach des Homeri Zeiten, sie nicht mehr allgemein gewesen ist; die Poeten und Cynische Weltweisen, welche mehrentheils große Freßer waren, fanden sich oft bey Gastgeboten ungebeten ein. Phananias bey den Atheneus gedenket des Dichters Philoxenus, der an des Dionisii Tafel eine Probe seiner Fräßigkeit ablegte.

Als ihm ein kleiner Fisch vorgelegt ward, hielt er ihn ans Ohr, als wollte er hören, was er sagte. Dionysius fragte: was er damit meynte, worauf dieser antwortete: er sey willens von der Wasser-Nymphe Galatea zu schreiben, und deshalb wollte er vom Fisch den Zustand des Meeres vernehmen; weil aber der Fisch gar zu jung sey, so wäre er nicht vermögend eine Nachricht zu geben. Würde er aber den großen Fisch, der für dem König lag, bekommen, so vermöchte der dasjenige zu sagen, was er zu wissen begehrte. Dionisius verstund ihn; Lachte und reichte ihn den großen Fisch. Woraus zu schlüßen, daß man zu der Zeit das Essen nicht mehr ausgetheilet habe. Man hat zum fernerem Beweis, noch eine Erzählung vom Philoxenus. Chrysippus zeuget von ihm, daß er in denen Badstuben seinen Mund mit heißem Wasser immer ausgespühlet habe, um den Hals zu den

heißen

heißen Speisen zu gewöhnen, und mit den Köchen nahm er Abrede, daß sie das Essen ganz warm auftragen mußten, damit die übrigen Gäste sich daran zu machen so gleich nicht getraueten, da er ohne Hinderniß eßen könnte, während der Zeit, daß die andern auf das Essen bliesen. Atheneus gedenket eines uneingeladenen Schmarotzers namentlich Demylus; als ein herrliches Gericht aufgetragen ward, spiehe er hinein, um es allein zu behalten. (ἐνέπτυσεν εἰς ἀυτὴν) Aus dem Homero erfährt man auch, daß wie man heutiges Tages vorzügliche Personen obenan setzet, so wurden ihnen in den alten Zeiten die besten Stücke vorgeleget, und doppelte Portionen. Er sagt, Diomedes sey mit den besten Fleischstücken, und den meisten Bechern, wie Idomeneus Ajax und andere bewirtet geworden.

Κότα βοὸς τὰ ῥ᾽ ἂν οι πάρθεσαν ἀυτῷ.

Dieser Gebrauch, wie seltsam er anitzt gleich scheint, so ist er dennoch weit gereimter, als wenn man vornehme Männer dadurch beehren will, wenn man sie gewisse Stühle und Tischenden einzunehmen nöthiget. An gewissen Stellen wird von einem Weine, der aus Gersten gemacht worden, geredet. Auch wird der Becher gedacht, die mit Gerstenwein angefüllet gewesen, daß also nichts anders als Bier kann gewesen seyn. (πλύρεις ὄινυ χιλίυ.) Unzählige dergleichen Berichte von uhralten Gebräuchen und Lebensarten, giebt uns Homerus: und da er zugleich das beste Griechische geschrieben hat, so wird die Zeit durch Lesung dergleichen

chen Bücher so übel nicht angewand, als einige vorgeben, besonders diejenigen, welche vermeynen, man habe auf hohen Schulen genug an der Lateinischen Sprache, und die Griechische sey eben nicht so von nöthen.

Ich meines Orts habe gewünscht, daß man die Erlernung der Griechischen vielmehr als der Ebräischen Sprache möchte gesucht haben in Aufnahme zu bringen, als man vor einigen Jaren sich fürnahm, unsere hohen Schule in Activität zu setzen, und auf verschiedene Wissenschaften, die bisher versäumt waren, zu dringen anfieng. Die Ebräische Sprache ist geistlichen Personen zwar nöthig, die Griechische aber, sowohl geistlichen als weltlichen, weil die 70 Dolmetscher das neue Testament, und die Väter in Griechischer Sprache geschrieben sind. Weltliche erlernen Künste und Wissenschaften aus der Lesung Griechischer Bücher, von welchen in den alten Lateinischen Schriften nichts zu finden. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. zwey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Uhren sind unter den künstlichsten Dingen zu zählen, welche Menschen ersonnen haben. Die Erfindung ist den Europäern zuzuschrei-

schreiben. Denn die Chineser, die sich viele große Erfindungen zueignen, wußten von ihnen nichts zu sagen, bevor Europäische Mißionarien sie dahin brachten. Die erste Schlag Uhr, die sie sahen, setzte sie in große Verwunderung. Anfänglich konnten sie nicht glauben, daß es eine Wirkung der Maschine selbst, wäre, und daher bestellten sie Wächter, die acht geben mußten, ob nicht jemand sie durch Anrühren in den Gang brächte.

Konnten die klugen Chineser dieses nicht begreifen, so ist zu schlüßen, was Africaner, Americaner und barbarische Leute, davon gedacht haben. Ihrer einige haben es eine Teufelskunst zu seyn geglaubt. Andere hielten dafür, daß Uhren lebendige Dinge wären. Man erzählt: ein Indianer habe einmal ein solches Werk mit einem Stein zerschmettert, und weil es dadurch sich zu bewegen aufhörte, vermeynet, daß er es todt geschlagen habe.

Als Christian 3. dem Groß-Fürsten von Rußland mit einer Schlag-Uhr beschenkte, sandte dieser sie ihm wieder zurück, weil er es als etwas bezaubernes ansah, und daß etwas lebendiges darinn verborgen seyn müßte. Die alten Griechen und Römer wußten von den Uhren nichts zu sagen. Anfänglich hatten sie keine Merkmale des Tages, als nur den Schatten der Sonnen. Mit der Zeit erfanden sie Gläser, die sie mit feinem Sande anfülleten, und darnach den Lauf der Zeit wahrnahmen, weil aber der Sand oftmals bestehen blieb, fanden sie für dienlich, sich Stunden-Gläser zu machen, die Wasser hielten, und die zuversichtlicher wären. Diese nannten sie die alten Clepsidras Wasserdiebe; und

diese kamen überall im Gebrauch. Hieraus entstand die Redensart, insonderheit in den Gerichts-Stuben, daß denen Rednern und Sach-Führern, so viel Wasser, (tantum aquae) das ist, so lange Zeit gegeben ward, als sie nöthig hatten, ihre Sache vorzutragen.

Man hält dafür, einer mit Namen Cresibius, zur Zeit derer Egyptischen Ptolomäen, sey der Erfinder dieser Wassergläser gewesen. Vitruvius gedenket verschiedener solcher Wassergläser. In einigen war lauteres Wasser; in andern Mercurius; und wieder in einigen befunden sich gestossene Eier-Schaalen. Lucianus erwähnt eines Stundenglases, das durch einen Klang und Schlag die Stunden angedeutet habe. Heutiges Tages verfertiget man selbige auf verschiedene künstliche Weise, und man will, daß die besten aus Burgundien kommen sollen. Des Laubere Beschreibung von Siam, meldet von Siamischen Wasser-Uhren, die aus zarten kupfernen Schaalen bestehen, und leer auf dem Wasser gelegt werden; sie haben ein subtiles Loch, durch welches das Wasser sich hineinziehet, und wenn die Schaale voll ist, sinkt sie, und bemerkt eine Stunde. Ich habe gesagt, daß man vor der Erfindung dieser Sand und Wasser-Uhren, keine andere Kennzeichen der Zeit gehabt hätte, als nur den Schatten der Sonnen, die im ersten Anfange von menschlichen Körpern oder Seulen, genommen wurde.

Nachher ersann man Sonnen Scheiben; und man sagt, daß Marcus Valerius der erste gewesen sey, der im Jar 489 von der Erbauung der

Stadt

Stadt Rom, eine Sonnen-Scheibe aus Sicilien gebracht habe, die dennoch aus der Art geschlagen, weil sie nach der Sicilianischen Himmels-Gegend eingerichtet war: zu geschweigen, daß diese sowohl als alle Sonnen-Scheiben, nur wenn die Sonne scheint, zu gebrauchen war; sie mußten daher auf andere Mittel bedacht seyn. Denn obgleich der Marcus Philippus eine richtigere Sonnen-Scheibe, neben der ersten setzen ließ, so hob sich die Schwierigkeit dennoch nicht, sondern dauerte bis zur Erfindung der Stundengläser; man meynt, daß der Scipio Nasica der erste gewesen sey, der 595 von Erbauung Roms, das erste Wasser-Stunden-Glaß zu Rom hat machen lassen. Was wir aber Uhren nennen und die aus Räder bestehen, ist weit jünger. Man will, daß sie ein Archi-Diaconus aus Verona, namendlich Pacificus, der kurz nach der Zeit des Käysers Ludovicus Pius, lebte, soll erfunden haben.

Diese Art von Uhren, wurden Nacht-Uhren genannt (Horologium nocturnum) zum Unterscheid der Sonnen-Scheiben, die bey Tage die Stunden zeigten. Ughellus in seiner Italia sacra sagt: Horologium nocturnum nullus ante viderat, & invenit argumentum, & primus fundaverat. Die Kirchner haben für dergleichen Uhren Sorge zu tragen, und sie aufzuziehen. Zu folge Statut. Ord. Prämonstrat: Sacrista temperare horologium. Und selbige Verfügung machet chronicum Aiconymi Ripensis, mit dem Klöckner Elia in Rippen. An diesem Werke, hat man mehr und mehr gekünstelt. Unter den künstlichsten eins,

so ich gesehen habe, ist das Uhrwerk zu Lion, bey jedem Voll-Schlage krähet ein Hahn, und vier Apostel gehen einer nach dem andern hinein, und schlagen die vier Viertheil: worauf Christus an der einen Seite, und der Tod an der andern hervortritt; welcher letzte fällt, wenn Christus den Voll-Schlag schlägt; und Gott der Vater stehet oben über, und nicket mit dem Kopf. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. drey und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Letzlich war ich in einer Gesellschaft, in welcher eine Person die gereiset hatte, erzählte, daß es gewisse Länder gäbe, wo Austern an den Bäumen wachsen. Die Anwesenden lächelten dabey, und einer gab zur Antwort, daß es gewisse Seen gebe, aus welchen sich Kohlköpfe, Aepfel und Birnen, heraus angeln ließen. Dieß letzte, wie lächerlich es auch war, schien der Gesellschaft dennoch mehr gereimt zu seyn, als das erste. Verschiedene Exempel sollen dieses darthun.

Einige Bauren fragten einsmal einen wohl gereisten Schiffer, was doch den Mond zuweilen verfinsterte? welches er ihnen also auslegte: wenn die Erde zwischen der Sonne und den Mond kömmt, so benimmt ihr Schatten dem Monde das Licht der Sonnen. Sie geriethen hierüber in ein heftiges Gelächter, und wollten davon nicht mehr reden hören. Endlich fragte ein anderer: woher es denn käme, daß der Mond immer ab- und zunimmt?

Der

Der Seemann vernahm, daß sie leichter eine grobe Lügen, als die Wahrheit glauben könnten, und beschrieb ihnen demnach diese Veränderung also: daß der Mond immer zunähme, so daß man genöthiget wäre, allmählich Stücken abzuschneiden, um Sterne daraus zu machen. Dieses glaubten sie, und dankten ihm des guten Unterrichts. Die Austern betreffend, so ist der Bericht der Person, die gereist hatte, ganz richtig. Man findet in den Ländern, die Antillä heißen, Bäume so voll mit Austern, daß die Aeste zerbrechen. Und an Geschmacke sind sie von andern gemeinen Austern nicht unterschieden. Childery ein Engeländer bezeuget, daß ein gleiches bey Plymouth geschiehet. Das Meer wirft zuweilen Auster-Saamen ans Land, der auf Bäumen gezeuget wird uud wächst. In China hat man eine Art kleine Austern, welche die Einwohner, in gewisse Felder säen, die unter Wasser stehen, und also wachsen. Mehrere Zeugnisse dieser Sache will ich unberühret lassen. Und nur dieses sagen: daß derjenige sehr verwegen gewesen ist, der sich zu erst unterstanden hat, eine rohe Auster hinunter zu schlucken: denn dieses hat ein seltsameres Ansehen, als roh Fleisch zu Essen, welches man verschiedenen Völkern vorwirft. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. vier und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

In meiner Heldinnen Geschichte habe ich mich verlauten lassen, daß es nicht leicht sey, von dem falschen Propheten Mahomed ein richti-

ges Urtheil zu geben, ob er ein Betrüger oder Fanaticus gewesen; ob er aus Arglistigkeit sich für einen Propheten Gottes ausgegeben, oder solches selbst zu seyn geglaubt. Was für einer Meynung man auch beystimmet, so kann doch jede durch wichtige Gründe unterstützet werden. Einige derer, die dafür halten, daß er selbsten geglaubt, was er gelehrt, betrachten ihn als einen, dessen sich der Teufel als ein Werkzeug bedienet, Menschen zu einer irrigen Lehre zu verleiten.

Andere sehen ihn, mit größerem Fug, als einen Enthusiasten an. Ich sage mit größerm Fug: Denn man siehet aus verschiedenen Capiteln in des Mahomets Lehrbegrif oder Alcoran, die eine gesunde Moral in sich fassen, welche die Menschen zum Guten aufmuntern, und von dem Bösen abhalten; die zu dem Vertrauen zu Gott und Allmosen zu geben, anmahnen; als auch gewisse Stunden des Tages zum Gebet widmen; denen Regenten und die Obrigkeit, einen blinden Gehorsam zu leisten, und verschiedenes dergleichen mehr, anbefehlen, das man als eine Teuflische Eingebung nicht ansehen kann. Es ist reimlicher deren Meynung beyzupflichten, welche dafür halten; er habe selbst geglaubt, was er gelehrt, und solches, einem fanatischen Trieb zuschreiben; dessen Wirkung unzählige Exempel aus der Geschichte, uns belehren. Daß eine fanatische Hitze diesen Bewunderungswürdigen Mann begeistert: sucht man aus einem Theil seiner verkehrten Thaten und Erzählungen, die er erdenke, zu erweisen, insonderheit von seiner seltsamen Himmelsreise, worüber vernünftige Araber, sich ärgerten; Andern-

derntheils aus den wenig zusammenhangenden verworrenen Dingen, und wider einanderlaufenden Reden des Alcorans; Welches alles sie vermeynen daß es nur aus einem nicht wohl verwahrten Gehirne fließen könne.

Andere wollen, dergleichen könne ganz wohl mit der List eines Betriegers übereinkommen. Denn die Erfahrung lehre, daß wer sich erst einen Namen, besonders unter den einfältigen unwissenden Menschen, gemacht hat; nachher ihnen nicht nur weiß machen kann was er will, sondern auch seine Lehre durch die seltsamsten und ungeschicktesten Erdichtungen bestätigen; indem die Menschen sich öfters ein Verdienst daraus machen, daß sie glauben, was aller Vernunft zuwider ist, und eine deutliche und einfältige Lehre als eine menschlich ersonnene, betrachten; hingegen eine unverständliche als eine göttliche.

Der Ausgang zeiget auch, daß Mahomed nichts dabey verlohren, denn da die Araber sich so bereit finden ließen, seine ungereimte Erdichtungen anzunehmen, als er reich an Erfindung war; und so seltsame Lehrsätze ihnen aufzudringen vermochte. Man wird sonst verschiedene Proben von seiner Arglist, gewahr; 1) Gab er seinen Glauben als keine neue Lehre aus, sondern er nennte sie nur eine Erneuerung des Alten, das nach seiner Aussage, wäre verfälschet worden. 2) Er erkannte Mosen und Jesum, als Propheten Gottes, und nahm verschiedenes aus dem Jüdischen und Christlichen Glauben an, um gleichsam ein Mittel, zwischen ihnen, zu treffen; welches nicht wenig seine eigene Religion

beförderte. 3) Er rieth anfänglich die Nachsicht und glimpflichen Umgang mit den Christen an, weil sie die Mächtigsten waren, und die er am meisten zu fürchten hatte. Ich sage anfänglich: denn als er sich fest in Sattel sah, rieth er zur Härte gegen sie. Dieses und mehreres entdecket seine List So daß es scheint, daß wenn Mahomed ein Fanaticus gewesen ist, so ist, er nicht unter den blinden Enthusiasten, zu rechnen, die ohne Ueberlegung einem natürlichen Triebe folgen, und von ihm als ein rundes Rad getrieben werden.

Seine Lehre von der Strafe und Belohnung; nach diesem Leben, ist auch ein Beweis. Denn seine Beschreibung der ewigen Glückseligkeit hatte bey den Arabern großen Eindruck. Der Herr Bayle ist der Meynung, die Abbildung des Mahomeds, vom Himmel, vermöge zwar etwas bey den Heiden, die nur einen losen verwirrten Begrif von den ewigen Wohnungen haben, er könnte aber nicht denen Juden und Christen, am wenigsten aber die letzten, an sich zu locken, deren Beschreibung vom Himmel weit prächtiger ist, da sie dafür halten; daß die dasige Freude alle menschliche Einbildung übersteige, und von ihnen nicht könne beschrieben werden.

Ich kann aber hierinn, mit dem großen Rotterdamischen Weltweisen, nicht einig seyn:

Es giebt die Erfahrung, daß fleischliche Menschen sich von fleischlichen Lehren am meisten einnehmen lassen. Welches verschiedene Gesetzgeber und falsche Propheten gemerkt haben, und daher ihren Anhängern Vergeltungen versprochen, von welchen sie

wuß-

wußten, daß sie in diesem Leben am meisten nach ihren Geschmack waren, und die sie am leichtesten begreifen könnten. Ich habe hiervon viele Exempel in meinen Schriften angeführt. Mahomed fand für gut, daß Paradies mit solchen Farben abzuschildern, die den Arabern, am meisten in die Augen fielen, und mit ihrer Begierde übereinstimmten; da der Geschmack dieses Volks am meisten auf schöne Blumengärten, kühle Wasserbäche, und schöne Jungfern geht, und dergleichen mehr, die in den Sinnen den größten Einfluß haben. Es ist zu glauben, daß wenn er ihnen lauter geistliche Ergötzungen versprochen hätte, und solche, aus welchen das Himmelreich der Christen besteht, und als nämlich die Beschauung des Angesichtes Gottes, mit Palmen in den Händen, vor dem Throne Gottes, zu stehn und überhaupt, die so ausnehmend groß ist, daß es allen menschlichen Witz übertrift; so würde dergleichen Lehre geringere Wirkung bey den unwissenden und einfältigen Arabern nach sich gezogen haben; ja ich darf sagen, bey andern Heiden mehr, bey welchen die Dinge am kräftigsten wirken, die den Sinnen angenem, und nicht schwer zu fassen sind.

In Betrachtung dessen geschieht es, daß die Vertheidiger der Lehre des Origenes, von der Ewigkeit der Höllenqvaal, darauf bestehen, daß sie am meisten die Menschen vom Sündigen abschrecket, weil eine Strafe die dermaleins zu Ende gienge, begreiflich wäre; eine ewig währende aber wider die Vernunft rebelliret, und deßhalb nach ihrer

Meynung die Wirkung nicht haben könne. Wie weit ein solcher Satz Grund hat, überlasse ich dem Urtheile anderer. Nur sage ich, daß die Origenisten sich eines Satzes bedienen, dem ich nicht beyfallen kann, ob er gleich einigen Schein hat. Ich habe oben gewiesen, daß sich bey dem Mahomed eine Vermischung von List und Schwermerey geäußert habe. Ich will meinen Brief mit einer Anmerkung über den Christlichen und Mahomedanischen Glauben beschließen. Die Lehre des Mahomeds die er zuletzt führete, befiehlt, den Glauben durch das Schwerdt fortzupflanzen; Des Christi hingegen verbietet dieses, und vermahnet, den Glauben mit einem sanftmütigen Geist und gründlicher Ueberzeugung zu befördern: Aber weder die Mahomedaner, noch die Christen, leben ihrer Lehre gemäß. Die Ersten erlauben überall eine freie Uebung, der Religion: Und die Christen haben stets mit Feuer und Schwerdt diejenigen, wie sie es annoch an einigen Oertern thun, verfolgt, die nur im geringsten von der herrschenden abgewichen sind. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. fünf und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke für die mir zugesandte Verse. Du setzest an ihnen aus, daß sie nicht so überlegt als sinnreich sind, und sagst, daß der Dichter hierinn, wie in seinen andern Versen, keine Beurtheilung blicken läst. Was mich betrift, so geht mein Urtheil über diesen Poeten hierinnen von deinem ab.

Ich

Ich muß zwar gestehen, daß zuweilen in seinen Versen, die Ueberlegung fehlt, dem ungeachtet ist er nicht allein ein Dichter, sondern auch ein grosser Dichter.

Die größten Eigenschaften eines Dichters, sind Geist und hohe Gedanken zu haben, die aber selten von der Ueberlegung begleitet werden: zum Beweise dieses kann der Homerus dienen, dem man den Vorzug vor andern Dichtern nicht streitig machen kann, ob er gleich wider eine gute Beurtheilungskraft Fehler begeht. Aus diesem Grunde, rathen die Alten, den Genuß des Weins und starkes Getränkes, wodurch der Geist munter wird, an; obgleich dieses die Beurtheilungskraft mehr schwächt als stärkt. Der geistreiche Dichter Pindarus sagt zwar:

Wasser ist das beste Getränke.*) Womit er aber wohl nicht scheint, auf die Dichter zu zielen. Denn viele unzählige andere Schriftsteller sind von der herrlichen Wirkung des Weins in der Dichtkunst, überzeugt. Und sie streiten sich nur darum, welcher Wein darzu der kräftigste sey. Es scheint, der Hermippus setze den Wein, Mendäum, als den besten hierzu, an; denn sagt er, dieser ist der Wein, den die Götter und Göttinnen von sich lassen.

Μενδαῖον μ' ἐνέφσιν καὶ οἱ Θεοι.

Mendaeum vinum caelestia numina mejunt.

Ob die großen Dichter, welche die Götter und Göttinnen anrufen, wenn sie Verse machen, einige Dosis von diesem Weine erhalten haben, kann ich nicht sagen. Man bemerkt aber, daß sie von dem Ge-

*) ἄριστον μὲν ὕδωρ.

Gebrauche des Weins reden, als das herrlichste Mittel zur Aufmunterung des Geistes und der Einbildungskraft, dessen die Dichter am meisten bedürftig sind. Der Wein sagt einer von den Poeten, ist wie ein schnelles Pferd.

Οινος χαριέντε πέτει μέγας ἵππος ἀοιδῶ,
Ὑδως δὲ πινων, χρησὸν ὀδεν ἀν τέκοις.

Der Wein ist einen lustigen Dichter, wie ein rasches Pferd; Trinkst du Wasser, vermagst du nichts herrliches hervorzubringen. Das doch allein von der Versekunst, und Dinge zu verstehen ist, welche Einbildungskraft und einen hohen Geist erfordern. Der Comödienschreiber Amphis gehet zu weit, wenn er sagt; der Wein erwecket die Beurtheilungskraft, und daß die Wassersäufer einfältige Tröpfe und unwitzige Leute sind.

Ἐνῖν ἄρ ὡς ἔοικε καὶν ὄινω λόγος,
ἐννιοι δὲ ὕδωρ πίνοντες εἰς ἀβέλτεροι.

Dieses ist wider die Erfahrung. Ein munterer Geist und die Vorstellungskraft, die der Wein erwecket und stärket, machen die Haupteigenschaften eines Dichters aus; und kann ein Gedicht ein Meisterstück seyn, ob es schon vieles enthält, daß keinen Verstand hat. Wenn dem also ist, so muß man es mit Dichtern so genau nicht nehmen, wenn sie die Regeln der Redekunst übertreten; die sie nachzuleben so sehr als Redner oder Dichter, nicht verbunden sind.

Dieses habe ich jederzeit vor Augen gehabt und also die mehresten der Verse des gedachten Dichters, hochgehalten. In welchen ich einen hohen Geist, mit der Einbildungskraft verknüpfet, durchgehends gefunden:

Wie ich andere Verse mehr gesehen habe, die schön und ohne Fehler sind gewesen, aber nicht poetische. Die geschicktesten Schriftsteller, sind oftmalen die trockensten Dichter; Es scheint als wenn eine reife Ueberlegung einem Dichter gleichsam ein Gebiß sey, und der Vorstellungskraft hinderlich, daß also der Geist sich nicht hoch genung schwingen könne. Ich sage, die besten Schriftsteller, sind öftes die schlechtesten Poeten; sie sind es aber nicht jederzeit.

Man hat Dichter gehabt die von dieser allgemeinen Regel abgehen.

Der große Lateinische Dichter Virgilius, läßt nicht weniger einen hohen Geist, und gute Fürstellungskraft, als eine Einsicht blicken, obgleich das erste in einem geringern Grade, als bey dem Homerus, anzutreffen, dessen Geist sich höher schwingt, und an dem das Θεῖον besonders sich hervorthut, das in der Versekunst und in Reden, für das höchste gehalten wird. Dieses bitte wohl zu betrachten, bevor du mehrere Gedichte beurtheilst, die obenberegter Poet, nach diesem etwa ausgeben möchte; Und laß dich begnügen, über andere von seinen Schriften dergleichen Bedenken zu geben, in welchen die Vernunftlehre, unentbehrlicher ist. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. sechs und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich ließ mich neulich mit jemand in Streit, ein über die Frage: welches am schwersten zu verdauen sey, für einen närrischen Mann gegeschol-

scholten zu werden, oder ein Unwissender zu heißen? Meine Meynung war, das erste sey anzüglicher, das letzte aber an sich schlimmer: Denn unsinnig zu seyn, entstehet aus einer Krankheit und Verdrehung des Gehirns, da es öfters, die sinnreichsten und vernünftigsten Menschen überfällt. Dummheit hingegen entsteht aus der Natur eines Menschen; die ihm durch die Geburt von andern unterscheidet.

Das Gehirn des Ersten ist wie eine Uhre, in welcher die Getriebe durch diese oder jene Begebenheit, in Unordnung gerathen:

Der Letzte, ist eine ungeschickte Materie selbst, woraus nichts nützliches kann gebildet werden; oder ein Klotz, daraus kein Mercurius gebildet werden kann. Ein Wahnsinniger hat zuweilen Intervalla und gute Zeiten, da er nicht nur gute, sondern auch vortrefliche Dinge, verrichten kann. Ein dummer Mensch, ist aber immer dumm, und ein solcher, bey dem man zu sagen pflegt; wer zu einem Schilling geschlagen ist, wird niemals ein Thaler werden.

Wenn man jenen beklaget, so wird dieser verachtet, weil er einem vernünftigen Geschöpfe, nur in der äusserlichen Gestalt ähnlich ist, und das wahre Kennzeichen eines Menschen, nicht ausmacht. Die Geschichte und tägliche Erfarung, zeigen Exempel vieler Viehisch dummer Menschen, deren Geschäfte und Reden, Verachtung und Lachen erwecken.

Henricus Strephanus giebt ein Verzeichniß, von einigen an. Ein Deutscher Gesandter ward zum Pabste geschickt, der Pabst bat ihn, beym

Ab-

Abschiede, daß er seinen Herren grüßen sollte, den er, nach der Päbstlichen Art zu reden, seinen lieben Sohn nannte.

Dieses nahm der Gesandte übel auf, und sagte: sein Herr sey kein Sohn eines Priesters: welches in Römischen Ländern, so viel als ein unächtes Kind andeutet.

Ein andrer wurde versandt, der Königinn von Navarra, einen Brief zu überbringen, und man sagte zu ihm: überreich ihr diesen Brief, und küsset ihn (baises là) bevor ihr ihn einhändiget; worüber er sich in Positur setzte, die Königinn zu küssen, ehe er ihr den Brief gab. In dem mittlern Alter war die Gewohnheit, beym Verhör an diejenigen, welche geistliche Aemter haben wollten, seltsame Fragen vorzulegen: einem ward unter andern gefragt: wer von den Kindern des Zebedäi der Vater sey? und als er darauf nicht antworten konnte, so wurde er abgewiesen. Sein Vater ward über seine Dummheit zornig, und sagte: wenn Hans der Grobschmidt 3 Söhne hat, kannst du denn nicht sagen, wer ihr Vater ist? der Sohn sagte ja! Hans der Grobschmidt ist es Als man hierauf ein andermal die Frage an ihm that: wer von Zebedäi Söhnen der Vater sey? so antwortete er; Hans der Grobschmidt ist es. Eine Mutter ward über ihre Tochter ungehalten, daß sie ihrem verlobten Bräutigam nicht dankte, als er auf ihre Gesundheit trank, sie sagte: kannst du nicht danken du ungescheute! Das Mädchen erinnerte sich, dieser Rede, und als ein andermal ihr Verlobter auf ihre Gesundheit wieder trunk, wieß sie ihre Höflichkeit in den Worten: Dank, du Ungescheute!

Ein

Ein Schweitzer, der unter den Französischen Trouppen gedienet hatte, hörte, daß diejenigen, welche in des Königes Diensten Schaden bekommen hatten, auf ihr Ansuchen, Gnadenbezeigungen erhielten; er that also auch um eine Belohnung Ansuchung, und gab vor, er habe in des Königs Diensten, die Franzosen bekommen. Einige Schotten wurden gewahr, daß nur die Vornemsten in Schottland, französisch sprechen, und wunderten sich sehr, als sie nach Frankreich kamen, woselbst so gar die Armen auf Französisch bettelten. Ein einfältiger Tropf sahe jemand auf ein Eisen speien, um zu erfahren, ob es noch heiß sey; dieser spie daher auch in seinen Topf, um zu erfahren, ob die Suppe noch heiß sey. Andere dergleichen Exempel führet gedachter Autor an. Ihre Anzahl ist aber so groß das starke Folianten zu ihrem Verzeichnisse nicht zureichen würden. Man hat auch nicht nöthig sie lange in Büchern aufzusuchen; Denn ein jeder Tag kann uns Exempel von solchen einfältigen Menschen geben. Ich will nur noch eine Begebenheit erzählen; die sich nur noch neulich zutrug, und zum Beweise dienen kann.

Ein auswärtiger Gesandter in dieser Stadt, machte vor kurzem ein Ball, wozu er, von allen Ständen welche einlud. Ein guter Freund von mir der selbst nicht erscheinen konnte, verlangte dennoch zu wissen, was für Personen sich einstellen würden. Er schickte zu dem Ende seinen Diener hin, mit dem Befehl, daß er sich unvermerkt in den Tanzsaal begeben sollte um zu sehen, ob er nicht jemand von den anwesenden Personen kennete, und sagte dabey, daß

wenn

wenn ihn etwa jemand fragen möchte: was er wollte; so sollte er sagen; er wollte sehen, ob nicht sein Herr da wäre. Er kam hinein, bey seiner Zurückkunft sagte er: Mein Herr! sie waren nicht zugegen. Ein größerer Beweis eines sehr einfältigen ist nicht zu haben. Solche Menschen aber werden mehrentheils verachtet, ob es gleich eben so unbillig ist, als einen von Natur Gebrechlichen auszulachen. Es soll uns dieses vielmehr antreiben, Gott zu danken, daß er uns von bessern Erzt gebildet hat, und bedenken; daß je größer Pfund uns verliehen ist, desto größer wird die Rechenschaft werden. Ich bin ꝛc.

Der hundert u. sieben und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich erzählete ihnen die schändlichen und ruchlosen Worte, welche der Magister ausstieß, als er einsmals aus der Kirchen kam. Sie schlüßen daraus, daß dieser Mann ein Gottesvergessener und ohne Religion seyn müsse; es ist aber dennoch nicht an dem. Man höret täglich ein Haufen noch ärgere Worte, und die der Gotteslästerung sehr nahe kommen. Es rührt dieß vielmehr von einer bösen Gewohnheit und der Erziehung her, als von einem Mangel an Religion. Es gehet hier zu, als mit einem Savoyischen Priester Antoine de Goeutreu; welcher sagte, als der Substitut das Amen vergaß: warum antwortest du nicht Amen? in Henkersnamen. Viele stoßen in viele Flüche aus,

ohne selbst zu wissen, daß sie fluchen. Der bekannte Prediger Barlette gedenket eines Bischoffs, der dem Fluchen sehr ergeben war. Dieser nahm sich einsmals die Freyheit, ihm solches fürzuhalten, worauf der Bischoff antwortete: wer in des Teufels Namen hat euch gesagt, daß ich fluche? Und betheurete mit einem hohen Eide, es wäre nicht an dem. Ein anderer wurde dessen auch ofte erinnert, der mit einem häßlichen Eide angelobte, sich inskünftige davon zu enthalten.

Wie stetige Eidschwüre nur aus böser Gewohnheit geschehen, so lassen sich auch öfters grobe Reden und Scheltworte hören, mit welchen öfters nichts Böses gemeynet wird. Was ist gemeiner als zu hören, daß ein Freund zum andern sagt: daß dich der Henker hole! Wo bist du so lange Zeit gewesen? Imgleichen: daß ihn der und der hole, er weiß schon was er thut ꝛc. Ich erinnere mich, als ich zu Christiansand, in Norwegen, war, daß ein Mann im Amte einen großen und starken Bettler ausschalt, daß er vor seiner Thüre bettelte. Der Bettler gab lose Worte, worauf Schläge erfolgten, so daß es zur ordentlichen Schlägerey ausbrach. Kurz nachher fragte jemand den Sohn des Vaters, wie der Streit abgelaufen: worauf der Sohn antwortete: der Teufel hole meinen Vater, er war dem Lumpenhunde gewachsen.

Wie durch Verwünschungen öfters nichts böses gemeynet wird, so sind gute Wünsche auch öfters gemißbrauchet worden.

Hierher kann der Beschluß des Briefes gehören, den der Vater im Zorne seinem Sohn zuschrieb:

Wo du nicht gleich zu Hause kömmst, wird dich der Henker holen. Gott befohlen.

Ein Bettler ward einsmals mit den gewöhnlichen Worten abgewiesen: Geht weg in Gottes Namen; Er ward ungehalten, und erwiederte: Geh du selbst weg in Gottes Namen! Man hört ja wohl einen andern sagen: Mit göttlicher Hülfe will ich es schon zu ahnden wissen. Ein gelehrter Schriftsteller arbeitete an einer neuen Ausgabe eines Autors, der voller Obscöniteten ist, er versprach das Werk mit Gottes Hülfe, aufs Frühjar, fertig zu haben.

Die Vermahnung eines Mannes, an einige leichtsinnige Personen, war:

Was ihr thut, lieben Kinder, so lasset Gott aus euren Versammlungen seyn. Ich bin 2c.

Der hundert u. acht und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Sie melden, daß sie vor kurzem die Geschichte der beyden Schwedischen Könige Carls des 10 und Carls des 12 gelesen haben. Sie wissen aber nicht, welchem von beyden an großen Thaten, Tapferkeit und Kriegswissenschaft, der Vorzug zukomme. Ich wundere mich über diesen Zweifel, den sie haben, gar nicht.

Denn beyde brachten sich durch ihre siegreichen Waffen ein solches Ansehen zuwege, daß ganz Europa darüber große Augen machte. Beyder

Kriegsthaten und Unerschrockenheit für den Tod, waren so groß, daß sie in Feldschlachten und Belagerungen, sich oft, mehr wie verzweifelungsvolle gemeine Soldaten bezeigten, als wie Könige oder Anführer. Carl den 10 sahe man bald von Tartarn und Cosacken umringet, die er mit eigner Hand niedersäbelte; bald mit einem ganzen Kriegsheer über das Meer gehen; bald selbst ander, unter den Wällen von Coppenhagen, sich zu wagen; und bald in einem Kahn, einer zahlreichen feindlichen Flotte, sich zu nähern: denn sein ganzes Leben ist eine Reihe halsbrechender Unternehmungen, und solcher, die fast unglaublich sind. Sein Betragen gegen die Türken, als sie ihn bey Bender angegriffen, ist von der Art, daß in Geschichten nichts zu finden ist, das demselben zu vergleichen ist.

Hält man dafür, daß sie an Muth und Dreistigkeit einander gleich gewesen, so war doch der Letzte, in Ansehung einer Leibesstärke, im Stande, bewunderungswürdige Dinge auszurichten.

Denn Carl der 12 war von einem Körper, der durch Arbeit und Uebung so abgehärtet war, daß Hitze, Kälte, Wunden und starke Bewegungen ihn nicht rührten, da Carl der 10 hingegen schwer und dick war, so daß, wenn er gleich gewollt, so hätte er doch den andern in persönlichen Handlungen nicht nachahmen können.

Beyde hatten die Kriegskunst aufs genauste inne. Soll einer von beyden den Vorzug behaupten, so muß es der erste seyn: Denn gleichwie die Kriegswissenschaft die Hauptsache des ersten war, so war sie die einzige des letzten; in welcher er eine so

große

große Vollkommenheit, als irgend ein Anführer seiner Zeit, erreicht hatte.

Wenn er ja einen Fehler begieng, so geschah es nicht aus Mangel an Kenntniß, sondern weil seine Hitze ihm nicht zuließ, sich zu erinnern, daß er Generalfeldherr war. Das Leben Alexanders des Grossen war des Carls Hauptbuch, und es schien, als wenn er sich diesem Macedonischer Helden zum Plan und zur Nachfolge gesetzt hätte, dem er aber doch nicht nachahmen konnte.

Carl der 10 hingegen studirte weniger die Geschichte des Alexanders, und folgte doch seinen Fußtapfen mehr.

Denn es schien, daß er, wie der Macedonische König, von Gott bestellet zu seyn glaubte, andere Völker sich zu unterwerfen;

Dieses merkte man theils aus seinen Thaten, theils aus seiner eigenen, als auch seiner Ministern, besonders des Schlippencks und Cojets Reden.

Carl der 12 folgte dem Alexander nur in der Aufrichtigkeit, und darinn, daß er mit seinen Feinden aufrichtig zu Werke gieng; Er besaß den Ehrgeiz des Macedonischen Königs, nicht aber seine Herrschsucht; Denn die Kriege, die er führte, entstanden mehrentheils, um sich zu vertheidigen, und die Städte und Länder, die er eroberte, eignete er sich nicht zu; sondern begnügte sich mit dem bloßen Namen eines Ueberwinders; der ihm das einzigste war, was er durch seine siegreichen Waffen zu erndten gedachte. In Polen, das er bezwang, maß er sich keinen Fuß breit Land zu, sondern war vergnügt, daß er eine neue Königswahl zuwege gebracht. In

Sachsen, da seine Macht bis zur höchsten Spitze gelanget war, verlangte er nur die freye Uebung der Religion, für die vom Kayser, in Schlesien, bedrängten Protestanten.

Es ist zu glauben, daß er in selbigem Vorsatze den Krieg nach Rußland zog. In solcher Absicht führte Alexander keine Kriege; und also artete Carl der 12 diesem König so wenig in der Herrschsucht nach, als in der Schwelgerey und Unzucht. Man kann ihn mehr mit dem alten ägyptischen König Sesostris vergleichen, der ganz Asien und die Morgenländer überschwemmete, ohne etwas von den bezwungenen Ländern für sich zu behalten. Carl der 10 im Gegentheil begnügte sich so wenig, als Alexander, an dem bloßen Namen eines Siegers. Denn gleichwie es dem Macedonischen Könige schien, als wäre ihm der Erdboden zu eng, so deuchte dem Schwedischen Könige, daß er in Norden nicht Raum genung hätte. Beyde behielten nicht nur die Länder, die sie einnahmen, für sich, sondern maaßten sich auch die an, die sie noch nicht berührt hatten. Als Carl der 10 in Polen den Meister spielte, sprach man von seiner Krönung in selbigem Reiche; und als das Blatt sich wandte, gedachte er ganz Polnisch Preußen, mit der Stadt Danzig, in Besitz zu nehmen. In seinem ersten Kriege mit Dännemark verlangte er, nebst einer unerträglichen Summe Geldes, mehr, als die Helfte dieses Reichs. Man wird kaum in der Geschichte Exempel von so großen Forderungen vor Kriegsunkosten finden, als die, welche auf dem Wordingburgischen Congreß gemacht wurden. Im andern Kriege wollte er ganz Dänne-

mark

mark haben, da er meynte, die Helfte wäre nunmehro nicht zureichend; und er war zugleich willens, die königliche Residenz Koppenhagen schleifen zu lassen. Ja nach seinen Worten, an den Französischen Gesandten Terlon, sollten diese Conqueten den Grund zu größern legen, die er vorhatte.

Bey Carl den 12 ließ sich nicht das geringste einer solchen Begierde blicken, sondern ein uneigennütziges Wesen that sich in allem bey ihm hervor; seine Kriege wurden vielmehr geführet, seinen Nachbaren fürchterlich zu werden, als sich ihrer Eigenthümer zu bemächtigen.

Es war nur die Tapferkeit, Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit, in welchem er dem Alexander gleich war. Von allen Ränken war er ein Feind, und durch List wollte er niemand überwinden. In dergleichen Zufällen rechnete Carl 10 es so genau nicht, wenn er dem Macedonischen König nachahmete; er konnte sich meisterlich verstellen, wenn ein Vortheil dadurch zu erlangen war. An der Rechtgläubigkeit und Religion beyder Könige hat man nicht zu zweifeln, ob man gleich mit mehrerer Gewißheit von des letzten seiner reden kann, indem seine natürliche Candeur ihm nicht zuließ, sich zu verstellen. Wollte jemand einwenden, daß die blutigen Kriege, die zum Theil aus Ehrgeiz geführt wurden, sich schlecht mit seiner Gottesfurcht reimen; so kann darauf geantwortet werden: daß die mehresten Menschen ihren eigenen Lehrbegriffen nicht nachleben. Dieses ist es, was man unpartheyisch von beyden Königen sagen kann. Welche, ob sie gleich ta-

pfer waren, so war doch das Ziel ihrer Tapferkeit nicht einerley.

Der erste bemühet sich durch die Waffen, die Gränzen seines Reichs zu erweitern, und ein mächtiges Reich aufzurichten; der letzte aber nur, um sich einen großen Namen zu machen; und die verschiedenen Bewegungen, die sie trieben, waren die Ursachen; Die Hitze des ersten war mit Verstand verknüpfet; die Hitze des letzten hingegen führte allein das Ruder; denn allhier war die Ehre das einzigste Augenmerk; dort waren Ehre und Vortheil zugleich das Ziel. Da die Bewegungsursachen dermaßen unterschieden waren, so kann man sich nicht wundern, daß jener zuweilen im Laufe stutzte, wenn eine unüberwindliche Schwierigkeit sich zeigte, anstatt, daß dieser immer gerade zugieng. Es schien, daß er lieber gar nicht siegen wollte, als durch List überwinden. Bey dem ersten hieß es: durch die Eroberung und Stärke eines Landes setze ich mich im Stande, ein mehreres zu gewinnen. Bey dem letzten aber: eine redliche Schlacht meinen Feinden zu liefern, erwirbt mir den Namen des Alexanders, wo nicht seine Herrschaft. In Betrachtung dieses kann das Betragen des letzten, das sonsten unglaublich scheint, einigermaaßen begreiflich werden; denn weil sein Point d'Honneur darinn bestand, niemals auszuweichen, geschweige den Rücken zu kehren, so waren seine bewunderungswürdigen Thaten, die fast kein Exempel in der Geschichte haben, natürliche Folgen eines solchen Satzes. Woraus zu ersehen, was ein starker Enthusiasmus

bey

bey einem Menschen, dessen Verstand nicht am Ruder sitzt, ausrichten könne.

Carl 12 war von gutem natürlichen Verstande zwar nicht entblößt, weil er aber seiner Hauptleidenschaft unterthan war, so konnte die Vernunft nicht wirken, als nur, wenn der herrschende Trieb es erlauben wollte; denn wenn diese Leidenschaft nicht hinderlich, so äußerten sich hohe Tugenden in ihrem vollem Glanze; als Redlichkeit, Keuschheit, Mäßigkeit ꝛc. es war nicht zum besten, einen von diesen Königen zu Nachbarn zu haben: dennoch war der erste der fürchterlichste, weil er eben so schädlich, als der letzte nur erschrecklich war; denn die Siege des ältern waren stets mit unerhörten Rechnungen vergesellschaftet, so, daß er sagte; das will ich haben pro labore. Anstatt, daß der jüngere sagte: das könnte ich nehmen, wenn ich wollte. Aus dem angeführten sehen sie, mein Herr, daß ich dem letzten den Vorzug gebe, weil er mehr Tugenden besaß, als der erste; ja so große, daß wenn sie der kriegerische Geist nicht ersticket, hätte er einen Platz unter tugendhaften, und nachzuahmenden Männern erhalten können. Denn viele Eigenschaften, die er an sich hatte, waren philosophische. Die Begierde aber, ein Kriegsheld zu heißen, war Schuld, daß er nicht allein den Namen eines Königs, sondern auch fast eines Menschen verlohr. Ich bin ꝛc.

* *

Der hundert u. neun und dreyßigste Brief.

Mein Herr,

Ich danke ihnen für die zugesandte Uebersetzung der alten tactischen Schriftsteller, oder derer Autoren, die das Kriegswesen der Alten beschrieben haben. Aus dieser sowohl, als der anderen Arbeit, sehe ich, daß sie eines gründlichen Studierens sich befleißigen; und werde in der Meynung, die ich oftmals in meinen Reden und Schriften einfließen lassen, gestärket, daß man sich im Vaterlande den Schatz erwerben könne, welchen andere nur in fremden Ländern sammlen zu können vermeynen; und daß jemand gelehrt und geschliffen werden könne, wenn er gleich nicht jenseit der Eider gewesen. Sollten unsere jungen Leute gemustert werden, um einen Vergleich zwischen diesen, und jenen anzustellen, die nur in ihrer Heimath studieret; so würden meine Gedanken sich von selbsten deutlich erklären. Für dieses mal begnüge ich mich nur mit ihrem Exempel, mein Herr; hätten sie das Beyspiel unserer anderen jungen Herren gefolgt, so möchten sie, anstatt eine Kenntniß in gelehrten Sprachen und guten Wissenschaften zu haben, im Besitze von ganzen Vorrathskammern, von Französischen und Italiänischen Liebesgesängen seyn; wenigstens verstünden sie ihre Mutterspra-

che

nicht so gut, welche andere zu vergessen sich bemühen, ob diese gleich ihnen vor allen Sprachen am besten in den Bedienungen zu statten kömmt; sie würden den Grad der Bescheidenheit und Demuth nicht an sich haben, welche ihre Person und Gelehrsamkeit nunmehro so ausnehmend zieren. Die Vortheile, die verschiedene Personen, welche sich in der Fremde versucht, sich haben erworben, sind so beschaffen, daß die verständigsten Leute sie nicht als große Herrlichkeiten ansehen, und die sie selbsten, mein Herr, mehr als Flecken betrachten, als sie für Zierrathen, die einer Hochachtung werth sind, halten. Sollten etwa viele geschickter seyn, oder es zu seyn sich einbilden, die Italiänischen Opern und Französischen Trauerspiele zu beurtheilen; oder einen richtigen Laut einer fremden Sprache besser einzusehen; oder auch zu decidiren, ob eine Stella besser als die Pompeiate singe, und daß die Turcotti der Rosa, in denen Actionen, es zuvorthue; so verstehen sie, mein Herr, eine Rechtsfrage besser aufzulösen, und ein geometrisches Stück zu erörtern. Ich sage, viele, nicht alle. Die meisten sehen sich als Zierrathen an, wenn sie wieder mit Magazinen voller Französischen Trauerspiele und Italiänischen Opern zurückkommen; und die so genannte Franchise Parisienne, die sie Artigkeit, andere aber Frechheit, nennen, sich haben beygebracht; oder die Parisische Mundart auf ein Haar erlernet; wie auch die Gabe, so hurtig zu reden, als der Mund laufen kann, so meynen sie, ihre Zeit und ihr Vermögen sey nicht vergebens angewandt. Ob

zwar

zwar das meiste, was sie wissen, nachher sich muß vergessen lassen, und die Biegungen und Falten, die in die Sinne und den Körper sind hineingebracht, müssen allmählich sich wieder ausebenen lassen; weil dieses mit der Zeit ihnen zu nichts nütze ist, und jenes im Alter zur Unzierde wird. Non discenda sunt ea, sagt ein alter Schriftsteller, quæ mox dediscenda sunt. Man muß Dinge nicht lernen, die man nachher zu vergessen sich zu bestreben hat, oder zu keinem Nutzen werden.

Solches geschiehet doch öfters, und man wird nicht gewahr, als bis es zu spät ist, daß die Jugend unnütz zugebracht ist. Ich habe zwo gereiste Personen gekannt, deren Hauptabsicht war, eine Richtigkeit in der Französischen Aussprache zu erlangen, so, daß sie niemand von den gebohrnen Parisern unterscheiden sollte.

Zu welchem Ende sie nach ihrer Heimkunft fast keinen andern Umgang als mit Franzosen haben wollten. Als sie aber beyde Amtleute in Island wurden, erfuhren sie, daß der Parisische Accent ihnen so wenig nützlich als zierlich war. Sie folgen, mein Herr, ihrem Exempel nicht, sowohl als verschiedener anderer Personen, die rückwärts und verkehrt studiren; und die, bevor sie Geschmack von Wissenschaften erlangen, Vorräthe an Medaillen, Schildereyen, Kupferstiche, rare Beweisthümer ꝛc sammlen, und mit dem anfangen, womit sie endigen sollten. Sie gehen den Weg, mein Herr, der zum Ziel führet, und werden demnach unter un-

sere geschickten Männer des Landes zu zählen seyn. Ich bin ꝛc.

Der hundert und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich habe schon zu einer andern Zeit darauf geantwortet, was mir, in Betrachtung meines Eifers wider den Römischen Glauben vorgeworfen ist; und zu erkennen gegeben, daß mein Abscheu nur bloß auf die Lehre, und nicht auf die Bekenner der Lehre gehe; insonderheit, da man nicht zweifeln darf, daß die verständigen Römisch-katholischen ebenfalls wünschen, daß die gröbsten Glaubenspunkte, die in den unwissenden rohen Zeiten eingerissen sind, möchten abgeschaft werden. Ich sage, abgeschaft, weil die Hauptlehre von der Unfehlbarkeit der Kirchen die Ursach ist, daß nichts kann geändert werden, ohne einen gänzlichen Umsturz des ganzen Lehrgebäudes. Da heutiges Tages so viele scharfsinnige und hoch erleuchtete Glieder in der Römischen Kirche sind, wer kann denn zweifeln, daß die mehresten sich nicht heimlich an die unmenschliche Lehre von der Transsubstantiation sollten stoßen, insonderheit bey so gewaltigen Einwürfen, die man ihnen über dieses gemacht, und wodurch angezeiget wird, daß kein Glaubenspunkt

so ungestalt ist, den man in den unwissenden Zeiten den Menschen nicht hat aufdringen können. Man kann sagen, daß eine solche Meynung nicht allein der Römischen Kirche, sondern auch dem ganzen menschlichen Geschlecht, eine Schande sey.

Denn vors erste machet man sich dadurch einer viehischen Dummheit schuldig, wenn man seine eigene Sinnen verleugnen muß, und sagen: man sehe und sehe auch nicht, man schmecke und schmecke auch nicht, man fühle und fühle auch nicht; und dadurch den Scepticismum bestärket, der unter allen Sekten der gefährlichste und ungereimteste ist. Vors andere tritt man der Abgötterey nahe, und einer Art der Verspottung Gottes; einer Abgötterey, weil man einen Brodtkuchen zu dem allmächtigen Gott macht, der Himmel und Erden erschaffen hat, und sich dadurch größere Schmähung auf dem Halse ladet, als welche jemals den Heiden und wilden Indianern geschehen sind, unter welchen keine Lehre sich gefunden hat, die dieser ist ähnlich gewesen: einer Verspottung Gottes; weil man glaubt, daß ein Brod, das Gott genannt wird, gegessen werde und nähre den Leib; und gehe folglich wie andere Speisen durch die Verdauung zu ihrem Ausgang. Man muß auch zugestehen, daß das Brod nach der Einsegnung oftmals von unvernünftigen Thieren verzehret sey, oder auf andere Art vernichtet worden; und die Römische Geistlichkeit in die äußerste Bestürzung gesetzt habe. Man erzählet, daß zu Lodeve in Gasconien einsmal eine Maus

das

das eingesegnete Brod gefressen haben soll; die Priester und Mönche zu der Zeit wußten sich keinen bessern Rath, als die Maus für heilig zu erklären; und also entstand ein neuer Heiliger unter dem Namen, Sainte Sauri, die heilige Maus. Ob es gleich füglicher gewesen wäre, die Maus in den Bann zu thun, wie aus unsern alten Nordischen Schriften zu ersehen, daß es den Kirchenratzen wiederfahren ist. Ich meines Orts halte keine Lehre in der ganzen Römischen Kirche für anstößiger, als diese, die Brodt in Gott verwandelt; und glaube, daß nichts mehr zur Sünde und Aergerniß reize, als die heimliche Beichte. Denn die Geschichte bezeugets, daß verschiedene Geistliche und Mönche, bey dieser Gelegenheit, die Fehler und Zuneigungen gewisser Frauenzimmer ausgeforschet, und aus der Bekenntniß abgenommen haben, welche von ihnen sie am sichersten zur Unzucht verführen könnten.

Einige Mönche sind darauf bestanden, es wäre einer Frauensperson vonnöthen, während der Beichte sich zu entblößen, mit dem Vorgeben, daß wie ein Arzt den kranken Theil eines Leibes sehen müsse, den er heilen sollte; so müsse ebenermaaßen einem geistlichen Arzte nichts verborgen bleiben; welchen Satz sie mit dem Spruche aus der Bibel zu beweisen gesucht haben; Gehet hin und zeiget euch denen Priestern. Es ist zu glauben, daß es nicht oft geschehen ist; aber dennoch ist es geschehen: wenigstens giebt die Lehre unzüchtigen Mönchen Gelegenheit, dergleichen auszuüben; und dieß

wäre

wäre eine hinlängliche Ursache, die heimliche Beichte abzuschaffen, die überdem das Unheil mit sich führt, daß viele dem Gebrauch der Sacramenten sich enthalten haben, und noch enthalten, weil sie erröthen, ihre Fehler und Schwachheiten herzuzählen.

Daß dieses Unheil der heimlichen Beichte nicht selten geschiehet, lehren uns die Strafpredigten verschiedener alten Römischer Geistlichen, welche Bestrafungen solcher Beichtväter enthalten. Unter andern redet der bekannte Oliver Maillard in seinen Predigten davon: Qui auditis, sagt er, confessiones mulierum, curritis post illas. Ihr, die ihr die Beichte des Frauenzimmers höret, gehet ihnen nach. Einige haben von ihnen scherzweise gesagt: daß die Mönche mit Recht den Namen (Patres) sich zueigneten, weil sie die Städte am meisten mit Kinder versehen.

Pagius Florentinus gedenket eines Einsiedlers, mit Namen Ansimirius, der zu Padua viele Weiber und Jungfern genothzüchtiget, so gar in denen vornehmsten Häusern, und das bey Gelegenheit der heimlichen Beichte. Seine Ruchlosigkeit war lange unentdecket, weil er den Ruf eines heiligen Mannes hatte.

Bis sie endlich ausbrach, da Franciscus 7, Fürst zu Padua, ihn greifen, und durch seinen Secretair verhören, und darauf dringen ließ, die Weiber an den Tag zu geben, die er verführt hatte.

Der Einsiedler gab ein großes Verzeichniß so gar derer, die am Hofe einen Zutritt hatten. Der

Secre-

Secretair zeichnete die Namen aller auf, und befahl ihm keine zu verschweigen; und als er ihm noch stärker zusetzte, den einen mit dem andern zu entdecken, sagte der Einsiedler, mit einem Seufzer: So schreib denn deine eigene Frau mit auf.

Daher dem Schreiber die Feder für Schrecken aus der Hand fiel, und der Fürst lachen mußte. Der Fehler ist, daß dergleichen Mißhandlungen nicht gebührend an geistlichen Personen gestrafet werden. Ein Italiänischer Bischof, setzte einem Priester zur Strafe für ein solches Bubenstück, daß er in dreyen Monaten in keine Kirche kommen sollte. Ueber welches Urtheil die Obrigkeit des Orts sich ärgerte, und ihren Spruch hinzu fügte, daß er in dreyen Monaten keinen Fuß in irgend einem Weinhause setzen sollte; welche Strafe sie härter für den Schuldigen zu seyn vermeynten, der sich lieber von der Kirche, als von dem Weinhause abhalten ließ.

Diese zwo Glaubensartikel der Römischen Religion, halte ich demnach für die ärgerlichsten und anstößigsten unter allen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und ein und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Die verschiedenen streitigen Urtheile, welche unsere Schauspiele auszustehen haben, sind

die Ursachen, warum ich oft wider meinen Willen diesen Vorwurf berühren muß. Die Uneinigen können in drey Sekten getheilet werden. Einige lieben die sittlichen Schauspiele, die zugleich ergötzen, das ist: die so wohl erbauen als belustigen, ingleichen, daß die theatralischen Regeln des Aristoteles und anderer Lehrer, in ihnen sind in acht genommen worden, so, daß jedes Stück eine zusammenhangende Begebenheit enthält. Diese halten für nöthig; daß der Innhalt einfach seyn müße, ohne Hinzuthuung von Liebessachen oder Freyereien, auf die Art, wie man an denen Englischen und unterschiedlichen neuen Französischen Schauspielen, es wahrnimmt, daß sie nämlich die Achtsamkeit der Zuhörer verwirren: Item, daß sie drey Theile, Protasis, Epitasis und Catastrophe in sich fassen, woraus ein Stück bestehen soll, wenn es den Namen eines Schauspieles verdienen wolle; und endlich, daß hauptsächlich die Belustigung darinnen herrsche, die aus des Plauti, Molieres und einiger andern ihren Schauspielen hervorscheinet.

Dergleichen Stücke hat man nur wenige, weil diese eine natürliche Gabe erfordern, die durch Fleiß nicht zu erwerben ist. Einige solcher Comödien, führen Haupt-Character aus; andere haben lustige Begebenheiten zum Vorwurf, die aber zugleich unterrichten. Indem diese Schauspiele für Ohren und Augen etwas an sich haben, so haben die witzigsten Zuschauer an ihnen den größten Geschmack

schmack gefunden. Diese Sekte mag die rechtgläubige genannt werden, weil sie auf Ordnung und Regeln sieht, auf das utile und dulce Nutzen mit Lust vermenget. Die andere Sekte bestehet aus Zuschauern, welche nur Schauspiele für die Augen verlangen.

Diese zu vergnügen, gehöret wenig Kunst: ein Maschinenmeister ist dieser Arbeit mehr gewachsen als der beste Comödienschreiber. Von der Art sind gewisse Schauspiele, die wir auf unserm Schauplatze haben für gut befunden, aufzuführen, um Zuschauer zu zulocken. Unter ihnen gehöret die bezauberte Schaale, des Vulcani Stock, der Götterspruch, und andere solcher unzusammenhangender Stücken, die doch nicht ohne große Kosten, an Kleider und Maschinen, sich spielen lassen; dessen Lesung aber, vernünftigen Leuten keinen Geschmack erwecken kann.

Diese Art von Schauspielen können, ungeachtet ihrer Fehler, nicht gänzlich verworfen werden, indem sie ihren Endzweck haben, die Augen zu vergnügen, und Lachen zu erregen. Allein, da ich angemerket, daß man sich ihrer am meisten befleisige, so habe ich oft, obschon vergebens, dieses zu mäßigen gesucht, auf daß eine nützliche Stiftung nicht auf lauter Arlequinerey auslaufen möchte.

Die dritte Sekte bestehet aus Zuhörern, die nur Geschmack in denen neumodischen Parisischen Schauspielen finden, die gemeiniglich von der Natur sind, daß wenn man ein Stück gesehen und gelesen hat, so hat man Mühe den Innhalt zu sagen,

weil sie nicht zusammenhangende Begebenheiten enthalten, wie auch nicht die drey Theile, die zu einer ordentlichen Comödie gehören; sie bestehen nur aus einigen gekünstelten Unterredungen, und sind von der Beschaffenheit, daß ein jeder der eine gute Schreibart versteht, auch geschickt ist, solche Stücke zusammen zu setzen; anstatt, daß Comödien zu schreiben, (wie uns die Erfahrung lehret) einen besondern Geist, und angebohrne Eigenschaften erfordern. Es scheint, der Autor der wöchentlichen Französischen Blätter, die unter dem Titel Aspasie, erscheinen, auf dergleichen Schauspiele ziele, welche die Dänen, aus Ungeschicklichkeit der Nation, aus Mangel an rechtem Geschmack, oder zu große Einfalt der Sprache, nicht zuwege zu bringen vermochten. Hält er dafür, dieses fließe aus dem Geschmack, so thut er wider seinen Vorsatz, der Nation wenig Ehre an; denn die neu alamodischen Französischen Schauspiele können bey erleuchteten Zuschauern oder Lesern keinen Beyfall finden.

Ich meines Orts kann bezeugen, daß ich ihrer kein Stück ohne Eckel gelesen habe. Unser Censor wird sagen, daß ich mich anders würde verlauten lassen, wenn ich so feinen und zarten Geschmack hätte, als er. Ueberdem aber, daß ich von Geschicklichkeit des Verfassers, in der Beurtheilung nicht wissen kann; so kann ich behaupten, daß die Vernünftigsten nicht nur unter den Fremden, sondern selbst unter den Franzosen, mit mir von einer Meynung sind. Und ich habe selbst in Paris gehört,

hört, daß Französische sowohl als Italiänische Acteurs, voller Verachtung wider die neumodischen Schauspiele sich ausgelassen, welche sie nach dem verdorbenen unnatürlichen Geschmack gewisser Petitsmaitres, einrichten mußten.

Daß die Verfechter neumodischer Schauspiele, offenbar des Molieres Comödien nicht verachten, macht nur der große Ruhm des Mannes; denn wollte jemand anitzt ein Stück nach dem Plan des Molieres verfertigen, so würde man die Stirne runzeln.

In diesem gehet es, wie in der Musik, da des Corellis Compositionen überall in Achtung sind, weil der Corelli sie gemacht hat. Alle andere Stücke hingegen, von selbigem Geschmack und Natur beleidigen die Ohren. Die Ursache der Verachtung gewisser Personen, gegen die älteren Schauspiele, mag theils aus dem Wankelmuth kommen, da es heißt, toujours Chapon; theils, weil sie ihre Fehler so natürlich in den guten alten Stücken abgeschildert sehen.

Daher solche, wie das von Jean de France, und dergleichen mehr, ihnen so unangenehm sind; als der Donner den Kobolt, und das Licht den Nachteulen nicht gefällt. Fragt man sie, wie sie die neuen Stücke so hoch halten können, die ein jeder Schriftsteller verfassen kann, und weder Unterweisung, Belustigung, noch Ordnung, und nichts für die Augen oder Ohren, als nur die bloße zierliche Schreibart an sich haben; so antworten sie, es ist in solchen Stücken, weil der Acteur seine Ge-

schicklichkeit und Kunst recht zeigen könne, die aber in den alten Stücken, so sinnlich sich nicht äußert, in welchen ein schlechter Comödiant Beyfall zu erlangen vermag. Dieses kömmt eben so heraus, als wenn man sagen wollte, eine Suppe auf einen Wurf-Faden gekocht, ist besser als eine Hünersuppe, weil die Kunst größer ist, die erste schmackhaft zu machen, als die letzte.

Ich rede hiervon mit Eifer, da ich es als eine Pflicht betrachte, wider einen verdorbenen Geschmack öffentlich zu reden, der als eine Seuche ein ganzes Land verderben kann, wenn keine Erinnerung bey Zeiten geschieht. Wird jemand meynen, ich handle wider meinen eigenen Satz, keinen seinen Geschmack streitig zu machen, so antworte ich, daß dieses meinen Satz vielmehr bestätige, weil ich denen widerrede, die ihren Geschmack andern aufdringen wollen, um sie zu bewegen, etwas in Werth zu halten, das nur angenommene Moden zum Grunde hat, und von dem keine richtige Raisons können gegeben werden.

Was sonsten ihre Frage anbetrift, mein Herr, ob unsere eigene Originalen, mit selbigem Erfolge heutiges Tages, als vormals gespielet werden, so muß ich antworten: daß ich solches nicht habe erwarten können, weil sie in so vielen Jahren sind gedruckt, und in aller Händen gewesen; da hingegen die übersetzten Französischen Stücke, obgleich älter, dennoch für neue paßiren.

Nichts desto weniger haben die ersten der Comödie bessere Zinsen, als die letzteren gegeben. Sonsten

sten kann man sagen, unsere Originale haben niemals in größerer Gefahr gestanden, an ihrem Werth zu verliehren, als anitzt; denn man bemühet sich hauptsächlich die Französischen übersetzten Stücke in Ansehen zu bringen, an derer Vorstellung und Aufführung so große Kosten angewand werden, daß man befürchtet, die Schulden der Comödie werden sie in der Geburt ersticken.

Ob ich mich zwar damit nicht abgeben kann, so habe doch nicht unterlassen, Warnungen darwider zu thun, weil ich aus eigener Erfahrung erlernet habe, daß wenn sich Schauspiele in einer Stadt errichten, die ersten drey Jahren alsdenn so einträglich sind, als nicht die darauf folgende zehen; und daher anfänglich der Grund zu einem Capital müße geleget werden, das die Trockenheit der zukünftigen Zeit ersetzen kann; der Ausgang möchte zeigen, daß diese meine vergebens gemachte Erinnerungen, nicht übel sind gegründet gewesen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und zwey u. vierzigste Brief.

Mein Herr,

Wenn man heutiges Tages Römisch-Katolische mit Protestanten streiten höret' und ihre Beweise mit denen vergleichet'

derer sie sich von dem Anfang der Reformation bedienten, so sieht man solchen Unterscheid, daß die gegenwärtigen Römisch-Katholischen, der Beweisthümer sich schämen, die ihre Vorfahren, die so genannten Ketzer zu bestreiten, vorbrachten. Unzählige Exempel finden sich hievon aufgezeichnet. Einige wenige will ich anführen; woraus sich auf den Rest schließen läst. Ein gewisser Bischof sagte, als man mit Protestanten von dem Verdienste guter Werke stritt: er verwundere sich, daß man sich nicht einer Begebenheit des neuen Testaments bediente, die die kräftigste wäre, Lutheraner zu widerlegen, welche vorgeben, daß man nur durch den Glauben gerecht werde. Die Jünger, sagt er, befunden sich einsmal in Noth auf dem Meere. In dieser Gefahr, meynte der Apostel Petrus, der alsdann ein Lutheraner war, es wäre der Glaube allein, der zu retten vermöchte, und daher Christum zurief: befehle daß ich zu dir komme. Als nun Christus dieses that, warf er sich mit seinem Glauben ins Wasser. Was geschah aber? er wäre bald ersoffen, wenn sein Meister ihm nicht zu Hülfe gekommen, und ihm wieder ins Both gebracht, um am Ruder zu verbleiben, das ist durch Arbeit und Werke sich zu erretten. Die Lutheraner mögen mit St. Peter, fuhr er fort, auf ihrem Glauben das Schif verlassen; ich will zurück bleiben, und durch die Ruder, das ist: Arbeit und gute Werke mich aushelfen.

Ein anderer wollte aus diesen Worten die Messe erweisen: Invenimus Messiam, wir haben den

Mes-

Meßiam gefunden, und glaubte, Meßias sey eben dasselbige was die Meße. Ferner: ein namhafter Römischer Prediger führte diese Worte an, um die Nothwendigkeit der guten Werke darzuthun: Der Gerechte selbst kann kaum seelig werden. Es ist nicht thulich, ohne Bemühen und Werke, welche das Wort, kaum andeuten will. Ein Parisischer Prediger zu Henrich 2. Zeiten, als die Reformation in Frankreich sich ausbreitete, sagte: er könnte das Fegfeuer mit seinem Pferde beweisen, und zwar also: sein Pferd blieb einsmal wider Gewohnheit stehen, und keine Schläge vermochten es fortzutreiben, worauf er auf die Gedanken fiel, es möchte etwas sehen, das es zurück hielt. Er las sein Pater noster und Ave Maria, wodurch er es zwar einige Schritt fortbrachte, aber es blieb aufs neue stehen.

Hierauf verrichtete er das Gebet de Profundis welches die vorige Wirkung that. Als ich aber, sagt er zum drittenmal, das avete omnes animae & æternam requiem, las, welches Gebete sind für die Erlösung derer Seelen aus dem Fegfeuer, so gieng das Pferd sporenstreichs mit mir durch. Wäre die Erzählung wahr, so könnte der Pfaf vielmehr daraus erweisen, daß das Fegfeuer sowohl für die Pferde, als für die Menschen sey.

Ein anderer ließ sich verlauten, man könne das Verbot in der Fastenzeit Fleisch zu essen, daraus erweisen, weil Christus 1000 Mann nur Fisch zu essen gab, aus der Ursach, wie er meynte, weil es in der Fasten gewesen sey. Er bediente sich auch dieser

Begebenheit, um die Abschaffung des Kelchs in dem Abendmal, darzuthun, weil hieselbst nur des Brodts und des Fisches, und keines Weins gedacht werde.

Sollte jemand dieses erdichtet zu seyn glauben, so geben die Predigten gewisser anderer Geistlichen Beweise von selbiger Gattung. Die heutigen Römischcatholischen schämen sich derer, und sind dieser ihre Sätze nicht gründlicher; so sind sie wenigstens feiner, und weniger lächerlicher, welches sie zugestehn müssen, daß es eine Frucht der Reformation des Lutheri sey. Mit welchen Waffen sie anitzt wider die Protestanten streiten, ist hauptsächlich aus denen Schriften des Bowerhs, und anderer geschickten Männer ihre zu ersehen, die sich nur an einige wenige Sätze; als die Unfehlbarkeit der Kirche, die Unreinigkeit unter denen, die von der Römischen Kirche sind abgegangen, die Nothwendigkeit, daß beständige Richter sind, die in Zwistigkeiten den Spruch thun können, halten. Keiner aber hat mit größerer Kunst disputiret, als der feine Gottesgelahrte Nicolle. Er schützet sich nur mit diesem Satz: daß die Protestanten nicht berechtiget sind, von der Römischen Kirche abzugehen, es sey denn daß sie mathematisch einen jeden Punct ihrer Lehre erweisen können. Der große Gottesgelahrte Claude aber, hat die bösen Folgen gezeigt, die dieser Satz in sich hält, und daß keine Reformation, wie von nöthen und vernünftig sie sey, auf die Art sich verantworten ließe. Ich bin ꝛc.

Der hundert und drey u. vierzigste Brief.

Mein Herr,

Richten wir unsere Gedanken auf die Betrachtung des göttlichen Wesens um dessen Unendlichkeit, Allmacht und Unbegreiflichkeit zu erwägen, und zugleich die Art bedenken, auf welcher dieses unbegreifliche Wesen von vielen verehret wird, und wie grobe Begriffe hierüber vorgehen, indem man göttliche Eigenschaften, Zuneigungen und zuweilen Gestalten, nach menschlichen abmessen; so äußern sich verschiedene anstößige Dinge, die aus einem so groben Begrif von dem Wesen Gottes sich ereignet haben, und die sowohl in unserm Gottesdienst, als in täglichen Reden eingeschlichen sind. Dieser ungegründete Begrif hat zuerst die Opfer von Vieh und wohlriechenden Kräutern eingeführt, die vor Zeiten dem ganzen Erdboden gemein waren, und annoch in vielen Ländern üblich sind.

Man bildet sich ein, alle Dinge die Menschen gefallen, und ihnen schmecken, sey ebenfalls Gott angenehm und schmackhaft, und daher haben sie gesucht, ihm wohlschmeckende und wohlriechende Dinge mitzutheilen; welches nur, vermöge des Rauchs vom Schlachtopfer, und von Kräutern, geschehen konnte, der durch die Luft, gen Himmel,

in

in die Wohnung Gottes, stieg. Dieses ist der einfältigste Ursprung, dieser Verehrung. Denn man sieht, daß alle Völker dem zugethan gewesen.

Dieser gemeine Begrif vom Wesen Gottes, ist auch die Ursache, daß viele in ihren Gebeten und Lobgesängen so laut ruffen, um sich einander zu überstimmen, als befürchteten sie, Gott könne ihnen anders nicht hören; ingleichen daß man sich künstlicher und angenehmer Töne befleißiget, die mit musicalischen Instrumenten, vergesellschaftet sind, der Meynung, daß was Menschen kützelt und belustiget, sey auch ein Vergnügen Gottes. Aus diesem fliesset auch die Lehre von zween gleich ewigen Anfangsursachen, und gleich allmächtigen Wesen, deren eines das Gute, das andere das Böse, genannt wird; indem viele das Daseyn böser Dinge in der Welt, nicht haben begreifen können, noch wollen, wenn das gute Wesen nur allein am Ruder säße. Diese ist unter den alten Persern, allgemein gewesen, und von den Manichäern wieder aufgewärmet worden, und die annoch von verschiedenen zu unserer Zeit, behauptet wird. Es scheint, daß die große Macht, die gemeiniglich dem Teufel zugeschrieben wird, noch eine Wirkung hiervon sey. Viele meynen hingegen, es wäre besser, den Teufel weniger als den Menschen selbst zu beschuldigen, wenn Missethaten verübt werden.

Angeführte ungegründete Begriffe, mahlen auch Gott den Vater ab, als einen alten Mann mit einem langen Bart, so wie man alte Leute, einhergehen sieht, und Gott den Sohn bilden sie als

ein

ein Lamm ab, wie sie dem Heiligen Geist, die Gestalt einer Taube geben: sie eignen auch Gott menschliche Zuneigungen als Zorn, Betrübniß, Rache ꝛc. zu, wie sie ihm menschliche Aehnlichkeiten machen. Ohne zu erwägen, daß wenn dergleichen Beylegung von der Schrift ihm geschehen, sie alsdann nicht nach denen Buchstaben zu verstehen sind.

Man kann den Gebrauch derer mehresten Menschen aus selbiger Quelle herleiten, daß sie in ihren Gebeten, stückweis ihre Noth und Anliegen aufrechnen: denn wie es nöthig ist durch Denkzettel, Könige, Fürsten und Gönner von solchen Dingen zu benachrichtigen; so hat es auch das Ansehn, daß sie sich eine gleichmäßige Nothwendigkeit, in ihren Gebeten zu Gott, einbilden, uneingedenk, daß Gott keine Nachricht bedürfe, und des Menschen Noth beßer wiße und kenne, als der Mensch selbst.

Insonderheit ist es zu glauben, daß die Anbetung der Heiligen, besonders der Verehrung der Jungfer Marie, und die täglichen Ansuchungen, der Römischen Kirche, ihre Fürbitte bey Gott zu erlangen; diesen groben Begrif von dem göttlichen Wesen, zum Grunde habe. Nichts ist sinnreicher, als die Betrachtung des Bayle in dieser Sache mit deren einigen ich diesen Brief beschließen will.

„In Glaubens-Sachen, sagt er, ist nichts, was „grobe Menschen begieriger annehmen, als was „den Himmel, mit der Welt ähnlich macht. Die-

se

„se Gleichförmigkeit bewog die Griechen und nach-
„her die Römer, ohne Mühe als Glaubenspun-
„cte alles anzunehmen, was die Grillen und
„Erfindung der Dichter ersannen, von den Heira-
„then der Götter, von der Uneinigkeit, die unter
„ihnen herrschte, und von dergleichen Dingen mehr.
„Weil man Menschen zur göttlichen Würde, Stan-
„de und Ansehen, nicht erheben konnte, so suchte
„man die Götter zu erniedrigen, und sie den
„menschlichen Umständen zu unterwerfen: wodurch
„einigermaßen eine Vereinigung zwischen Himmel
„und Erde, möchte zu wege zu bringen seyn. Hät-
„te man fürgegeben, Gott regiere die Welt nach sei-
„nem bloßen Gefallen und Willen, so hätte dieses
„Vorgeben der Einbildungs-Kraft der Menschen,
„keine Genüge leisten können, weil solches auf Er-
„den nicht geschiehet. Setzte man hingegen, daß
„Gott durch Hülfe anderer Götter und Göttinnen
„die Welt regiere, und daß der himmlische Hof,
„kostbar ist, und wie die irrdischen eingerichtet, in
„welchen es ansehnliche und mächtige Hofleute, ge-
„ben, denen hohe Aemter anvertrauet sind; so be-
„greift sich die Einrichtung, weil sie in allen überein
„kömmt, was an Königlichen Höfen auf Erden er-
„blicket wird. Ein irrdischer Hofstat, ist zum Exem-
„pel, nicht ohne Hofdamen.

„Man wird in ihnen eine verwitwete Königinn,
„eine regierende, und Prinzeßinnen, gewahr, de-
„rer Ansehen oftmals so groß ist als des Königs
„seines.

„Die Griechen fasseten demnach leicht, was von „der Cybele und Juno gesagt wurde: und da eine „regierende Königinn, für einer verwittweten den „Vorzug hat, so glaubten sie auch, die Juno, als „die regierende, hätte mehr als Cybele, des Ju„piters Mutter, zu sagen. Man errichtete des„halb der Juno viele Tempel auf Erden, unter „verschiedenen Namen. Dergleichen Vorurthei„le, haben unter Christen sich auch eingeschlichen, „als der Zustand der Kirche sich verschlimmert, und „man anfieng, von der reinen und simpeln Lehre „der Apostel abzuweichen; so daß diese geglaubt ha„ben, die Heiligen im Himmel nähmen sich der Sa„chen der Menschen an, und führten sich, als „Schiedsleute zwischen Gott und ihnen auf. Man „sieht, daß an Fürstlichen und andern großen Her„renhöfe oftmals alles regieret und zuwege gebracht „wird, durch das Ansehen und Anbringen derer „Lieblinge, und Staats-Secretarien, oder Hof„meisters und Hofdamen ꝛc. man wird gewahr, daß „wer es versäumet, sich an sie zu wenden, nirgends „mit seiner Ansuchung ankommen könne, und es ei„ne vergebliche Arbeit sey, die Quellen selbst zu su„chen; und es dennoch nöthig halten, von niedri„gern Gönnern sich zu bedienen. Nichts hat mehr „die Anbetung der Heiligen befördert.

„Aber, sagt der Autor, wenn man Engel und „Heilige zu Gönnern und Sachwalter im Himmel „setzt, so ist dieses dennoch nicht hinlänglich, dem „groben Begrif ein Genüge zu leisten, den die Men„schen sich von der Regierung Gottes, und dem

himm-

„himmlischen Hofstaat, machen. Man will so„wohl eine Königinn als einen König haben. Ein „Hof ohne Frauenzimmer ist eine ungereimte Sa„che, und die sich von Menschen nicht begreifen läßt. „Daher geschahe es, daß man endlich die Erfin„dung für dienlich befand, die Jungfer Maria „zur Königinn des Himmels zu machen. Dadurch „schien die Unordnung abgeschaft und der Mangel „ergänzet zu seyn, der von diesem bey dem himmli„schen Hofwesen sich äußerte. Die Wirkung die„ser Verbeßerung war, daß ein heftiger Eifer, für „eine mächtige und zugleich barmhertzige Regen„tinn, entstand. Denn es ist ein allgemeiner und „wohlgegründeter Glaube, das Frauenvolk trage „mehr Mitleiden, als die Mannsleute. Sie sind „dienstfertiger als das andere Geschlecht, denen „dürftigen Hand zu reichen, den Kranken beyzu„stehn, und für Sünder zu sprechen.

„Bey welcher Beschaffenheit, man allmählich „am sichersten zu seyn glaubte, in seinen Anliegen, „lieber an die Jungfer Maria sich zu wenden, als „unmittelbar an Gott selbst.

„Man begreift daher die Emsigkeit der Men„schen, in Erbauung der Capellen und Altäre zur „Ehre dieser heiligen Jungfer, wie auch sie mit „Gold Silber und kostbaren Steinen zu schmücken, „weil sie angemerkt haben, daß diese Zierathen sind, „die Frauenzimmern gefallen, und wodurch ihre „Gunst sich gewinnen läßt.

„Endlich als die Mönche und Geistliche den Ei„fer gewahr wurden, mit welchem alle, aus be-

regten

„regten Ursachen, der Jungfer Maria ihren Wey-
„rauch brachten; und daß ihre Anbetung, Kir-
„chen und Klöstern, mit Vortheile und Schätzen,
„bereicherte, so vergaßen sie nicht die Leute in dem
„Begriffe zu stärken, und sie als eine himmlische
„Königinn von großen Ansehn und gutthätig, ab-
„zubilden. Die Pfaffen thaten hohe Reden von
„denen Kantzeln, und die Geschichten schrieben,
„schmiereten eine Menge Wunderthaten zusam-
„men. Hierzu halfen auch die Dichter; denn man
„theilte järliche Gewinste unter denen, welche die
„scheinbareste Gedichte zum Lobe der Jungfer Ma-
„ria verfertigen konnten.

„Es war ein Gebrauch in Krankheiten und andern
„großen Gefahren, besonders in den Kindes-Nö-
„then der Weiber, dieser heiligen Jungfer Gelüb-
„de zu thun. Geschahe es, daß sie genasen, so war
„es die Fürbitte u der Beystand der himmlischen Kö-
„niginn, die solches ausgerichtet hatte. In allen Län-
„dern sieht man verschiedene Weiber, die nach vieler
„Jaren Unfruchtbarkeit, endlich gebähren. Wenn
„dieses nach Anruffuug der Jungfer Maria geschie-
„het, heißt solches eine Wirkung ihrer Vermitte-
„lung; geschiehet es nicht, so gehet ihrer Vereh-
„rung dadurch nichts ab, weil man es dem schwachen
„Glauben und andern Ursachen beymisset. Man hat
„neulich gehöret, sagt der Schriftsteller, der Kö-
„nig von Spanien war im Jar 1700 dem Tode
„nah, ward aber noch gerettet, indem unter an-
„dern Heiligthümern, das Marienbild, ihm zu-
„geführet ward, worauf man kein Bedenken trug,

„seine Genesung der Frauen zu Beelen, (denn also „ward daselbst Maria genannt), zu verdan„ken. Und es ist zu glauben, daß, wäre der Kö„nig nicht kurz darauf, in eine neue Krankheit ge„fallen, daran er starb; so wäre die Frau zu Bee„len in ein Ansehen gekommen, die alle Marien„bilder übertroffen hätte; und die Spanischen „Prediger würden dieser Wunderthat, unvergeß„sen gewesen seyn. Es sind ohne Zweifel die Rö„mischen Geistlichen, die dem Vorgeben seinen „Anfang gemacht haben, daß Christus zwar das „Urtheil fürgehalten habe, seiner Mutter aber, „die Gnaden-Austheilung überlassen. Es ist kein „kräftiger Trieb zur Devotion. Daher kömmt es, daß „man ihr und nicht Gott aller Gaben-Austheilung „zuschreibet, und dafür hält; daß alles Gute, was „den Menschen geschiehet, aus der Fürbitte der „heiligen Jungfer komme; ingleichen, daß Gott „ihr blinde Zettels oder Chartes Blanches gegeben „habe, um die Sollicitanten aufzuzeichnen, die sie „am meisten günstig ist. Es ist solchergestalt kein „Wunder, daß der Gottesdienst in den Römischen „Ländern die Gestalt gewonnen habe, welche wir „noch bey ihnen gewahr werden. Sollte dieses „nicht ihre wahre Quelle seyn?“ bis hieher der Hr. Bayle. Nichts kann sinnreicher geschrieben wer„den. Denn es trifft sich überall so viele Wahr„scheinlichkeit darinn an, daß kein wahrer Anlaß zu der Verehrung der Heiligen, besonders der Jung„fer Maria zu erdenken ist; die an einigen Orten bis auf einen so hohen Grad gestiegen, daß Gott

oft

oftmals gleichsam in der Vergessenheit lebt, oder wenigstens als ein König betrachtet wird, der seinen Lieblingen die Regierungs-Sachen, und die Sorge für Menschen überläßt, und ihnen, wie gesagt, blinde Zettel oder Cartes Blanches giebt. Des Herrn Bayles angeführte Ursachen, der über die Maaße großen Verehrung der Jungfer Maria, möchte dieses noch hinzugethan werden. Man war gewohnt, an heiligen Stellen, Jesu die Bildung eines Kindes auf dem Arm der Jungfer zu geben. Dieses machte anfänglich, daß man den Sohn ohne zugleich die Mutter, nicht anbeten konnte; da das große Bild der Jungfer am meisten in die Augen fiel, so kam nach gerade die Haupt-Anbetung von dem Sohn auf die Mutter. Der ungeschickte Begriff des gemeinen Mannes in geistlichen Dingen, und die von den eigennützigen Lehrern unterstützet wird, haben ebenfalls die Menschen zu der Einbildung gebracht, es sey anständiger und sicherer zu die Regentinn als zu den Sohn zu gehen, der als ein neu gebohrnes Kind, abgemahlet wird.

Verschiedene Exempel können hierauf zum Beweise dienen. Ich will nur einer Erzählung gedenken, von der Henricus Stephanus zeuget, daß sie in Frankreich statt gehabt habe. Eine einfältige Person flehete dem Kinde um eine Gnade an, das in den Armen Maria, fürgestellet wurde. Als sie in dieser Andacht war, gab ihm jemand, der in einer Ecke sich verborgen hielt, eine unangenehme Antwort, und solches in einem feinen Ton, als wäre es des Kindes Stimme. Worüber der Soli-

licitant sich entrüstete, und sagte: laß deine Mutter reden, die zu reifen Jaren gelanget ist, und mehr Verstand hat.

In dergleichen Vergehungen können Menschen fallen, weil sie himmlische und geistliche Dinge, nach irdischen und fleischlichen Begriffen, beurtheilen. Ich bin ꝛc.

Der hundert und vier und vierzigste Brief.

Mein Herr,

Ich bin ihnen für die zugesandte Schrift, von der heiligen Inqvisition, sehr verbunden, welche in einigen Römischkatholischen Ländern, ist eingeführet worden. Das Lesen solcher Geschichten, ist vermögend genug, einen mitleidenden Menschen in Feuer und Flamme zu setzen, und einen Abscheu wider die Geistlichkeit dieses Glaubens, zu erregen. Sie sind dennoch nicht alle einerley gesinnet. Man findet Römischcatholische, die selbst dergleichen hartes Verfahren verdammen: einige offenbar, andere heimlich aus Furcht, als Ketzer angeschwärtzt zu werden. Man muß auch zugeben, daß die Gewalt und Grausamkeit wider die Protestanten und andern Sekten, durchgehends heutiges Tages, nicht so wütend ist; und viele schämen sich der Thaten ihrer Vorfahren, und können selbst ohne Rührung die Trauer-

Spiele

Spiele nicht lesen, die in der Römischen Kirche gespielet sind, besonders im Anfange der Reformation Lutheri, und lange Zeit hernach; da es mehrentheils an allen Orten eine christliche Tugend war, die Irrgläubigen durch Gefängniß, Feuer, Schwerdt und die grausamsten Martern zu verfolgen.

Ich sage, mehrentheils an allen Orten, weil sowohl zur Zeit der Reformation, und kurz darauf verschiedene Personen gefunden worden, die ihren Mißfallen an der üblichen Gewalt, zu erkennen gaben. Man hat davon unterschiedliche Exempel; ich will mich begnügen laßen nur einen Brief anzuführen, den Maximilian 2. dem Lazaro Schwendio ungefähr zwey Jare vor seinem Ende, zuschrieb.

Lieber Schwend!

Dein Schreiben habe ich erhalten und gelesen. Dein Leidtragen und Grämen über meine Schwachheit, ist äußerst rührend, da ich weiß, es kömmt aus einem aufrichtigen Herzen. Der allmächtige Gott, in dessen Händen alles ist, mag es mit mir fügen, wie ihm gefällt. Ich verehre ihn für alles, was mir geschiehet: denn außer ihm ist niemand der wisse, was mir dienlich oder schädlich ist. Ich unterwerfe mich seinem Willen: denn die Sachen der Welt geben nur wenig Vergnügen oder Ruhe; und man wird nichts als lauter Untreue und Falschheit gewahr. Gott erbarme

sich unser, und wende diese bösen Dinge von der Christenheit ab!

Warlich, der Zustand gegenwärtiger Zeit, ist gnugsam vermögend, sinnlos zu machen, wenn man an ihn gedenket. Ich fange, Gott Lob! an, an einige Besserung der Gesundheit zu zunehmen, und an einem Stock zu gehen.

Der barbarischen und grausamen Art, kann ich keinen Beyfall geben, auf welcher die Franzosen, den Admiral, (dem Haupte der Hugenotten): und seinen Anhängern, haben mitgehandelt: und mein Herz ist über die Zeitung von meinem Schwager, (Carl 9 in Frankreich): schier fertig zu zerschmelzen, daß er in das abscheuliche Blut-Bad gewilliget hat. Ob ich gleich weiß, daß andere mehr Theil an der Regierung haben, als er, so kann ich doch einer solchen Missethat nicht die geringste Entschuldigung würdigen. Gebe Gott, er hätte mich um Rath gefraget! eines bessern sollte ich ihm beredet haben; und würde niemals dergleichen Anschlag gebilliget haben. Dieses ist ihm ein Schandfleck, den er schwerlich jemals auslöschen kann. Gott verzeihe es denen, die an dieser That Theil haben! ich fürchte, daß sie mit der Zeit, mit eben der Münze, werden büßen müssen. Es ist vernünftig von dir geredet, daß Glaubens-Sachen, ohne Schwerdt müssen abgethan werden.

Wer nur ein Fünklein an Tugend und Gottesfurcht besitzt, oder die geringste Liebe zum Frieden und Einigkeit hegt, vermag dergleichen nicht zu billigen.

Jesus

Jesus Christus und seine Apostel haben uns anders gelehret. Sie bedienten sich keines andern Schwerdts, als ihrer Zungen, und suchten nur aus Gottes Wort zu überführen.

Wir haben ihre Fußtapfen nachzufolgen, wie sie das Beyspiel Christi. Es gebührte diesen gewaltthätigen Leuten aus langer Erfarung überzeugt zu seyn, daß Zwistigkeiten durch Martern nicht abzuthun sind, und es eine Krankheit sey, die durch Schnitte und Chirurgische Messer sich nicht heilen läßt. Kurz zu sagen, diese gewaltsamen Mittel mißfallen mir ungemein: und ich kann ihnen nicht beystimmen, als so lange Gott mir den Verstand vergönnet.

Ich will dir nicht verbergen, daß verwegene Lügner sich nicht gescheut haben, vorzugeben: daß dieses Parisische Blut-Bad der Franzosen an denen Hugenotten mit meinem Wissen und Willen, geschehen sey. Ich ruffe aber Gott zum Zeugen an, daß man mir hierinn Unrecht thut. Dergleichen Verleumdungen sind nicht neu. Ich bin ihnen vormals unterworfen gewesen. Ich überlaße Gott die Rache, wenn er sie für nöthig findet.

Was die Niederlande betrifft, so kann ich auch nicht der Gewalt beyfallen, die daselbst ausgeübet wird.

Ich erinnere mich im Gegentheil, daß ich dem Könige von Spanien oftmals davon geschrieben

habe, und ihn zum Glimpf angerathen. Die Spanischen Anschläge aber haben bey ihm mehr vermocht. Und merken sie zuletzt, wie falsche Maaßregeln sie genommen, und daß sie selbst an dem Unheile, das sich zugetragen hat, schuld sind. Mein Rath wäre der nützlichste gewesen.

Mein Wunsch war, daß sie die Verwüstung so schöner Länder vorbeugen möchten. Und ob zwar meinem Bedenken kein Gehör gegeben worden, so will ich dennoch fortfahren, selbigen Rath zu geben. Gebe Gott! er vermöchte etwas auszurichten, und die Spanier von ihren gewaltsamen Mitteln abzuhalten. Diese sowohl, als die Franzosen, mögen hierinne thun, was ihnen gut deucht, sie sollen doch dermaleins Gott von ihren Werken Rechenschaft geben.

Ich will mit göttlicher Hülfe mich bestreben, ehrliche und Christliche Mittel zu ergreifen. Der ich versichert bin, Gott wird mich in den Stand setzen, seine Ehre zu befördern, und durch meinen Rath und meine Geschäfte dem menschlichen Geschlechte nützlich zu seyn.

Nehme ich dieses in Acht, so verachte ich die Welt, die voller Bosheit und Verderben ist. Gott befohlen, den ich bitte, daß er alles zum Besten der Christenheit, und zum Wohl aller Menschen steuren wolle.

Wien
den 22 Febr. 1574.

Maximilianus.

Die-

Dieser Brief verdienet einen Platz in allen Kirchengeschichten, die eine Anzeige des Christlichen Herzens dieses Kayſers enthält; ingleichen, daß auch Personen zu der Zeit, als die Glaubens-Verfolgungen als Heldentugenden betrachtet wurden, sind gewesen, welche diese Verfolgungen als die häßlichsten Schandflecken angesehen haben, die das menschliche Geschlecht besudeln könnten. Ich bin ꝛc.

Der hundert und fünf u. vierzigste Brief.

An * *

Du schreibest, daß meine Entschließung die Einkünfte meines Vermögens, noch bey meinem Leben zu verschenken, verschiedene Urtheile veranlaßet habe. Einige meynen, es sey thöricht so zu handeln, weil es ungewöhnlich ist. Wollüstige Menschen betrachten es als eine seltsame Gesinnung, weil sie dafür halten, man habe niemals Geld genug, als nach Anleitung zur Wollust, da ist. Karge und geizige Leute geben kein besseres Bedenken, und welche bey dem größten Ueberflusse doch nichts zu entbehren haben.

Die-

Diejenigen, die aus meiner bisherigen genauen Oeconomie mich einen guten Haushalter genannt haben, sehen es an, als eine Wirkung eines schwächlichen Alters, und sagen: der Mann wird kindisch: denn sonst ist es eine Veränderung, die nicht zu begreifen steht. Die alle Jare sich um neue Tittel bewerben, und von sich auf andere schlüßen, meynen, man habe darinn einen gleichen Zweck mit ihnen; ohne zu erwägen, daß nichts einen so eiteln Zwecke zuwider sey, als eben dergleichen Betragen; wodurch man sich seiner Mittel begiebt, die in einem erhöhten Stande am meisten nöthig sind. Ich bin nicht willens, Leuten die Bewegungsgründe dieser Entschlüßung mitzutheilen, die das nicht begreifen können, was in ihrem Lande ungewöhnlich ist; Brillen sind den Blinden nichts nütze. Und ich laße es ihnen zugleich zu, diese Sache zu beurtheilen, bis selbige von einer andern abgelöset wird. Denen ersten könnte ich leicht zeigen, daß nicht alles eben darum thöricht ist, weil es selten geschiehet. Ich könnte aus der Geschichte anderer Völker Exempel anführen, daß solches oftmals von den weisesten Männern geschehen sey.

Wollüstigen könnte ich dieses Fürnehmen durch einen Vernunftschluß begreiflich machen, daß es meine Gesundheit und Leibesbeschaffenheit nicht zulaße, von meiner alten mäßigen Lebensart abzuweichen; und sollten sie erwiedern, daß, obgleich eine schwächliche Gesundheit mir ein leckerhaftes Essen und Trinken verböthe, so könnten doch die Einkünfte

des

des Vermögens, auf eine vorzügliche Aufführung, anzuwenden seyn, welches mit meinem Stande übereinkäme; so dürfte ich ihnen sagen, daß ich mich so prächtig als irgend einer, derer ansehnlichsten Petitmaitres, aufführe; mir eine Carosse, Phäeton, Laqueien, ein ganzes Gespann Pferde, ein paar Maitressen mit mehrerem, wodurch ein so genannter Honnethomme sich sucht hervorzuthun, halte; denn die Gelder, die ich järlich zum besserem Gebrauche ausgebe, wären zureichlich genug, dieses alles zu beköstigen, das aber an sich unnütz, und überdem zu diesen Zeiten unvermögend ist, einigen Vorzug zu verschaffen; da Leute von mittelmäßigen Stande in vergüldeten Kutschen fahren, und in einem Aufzuge sich erblicken lassen, dessen sich ein Abgesandter bey einem Aufzuge nicht schämen dürfte.

Denen, die meine Verschenkung einem kindischen Alter zuschreiben, könnte ich antworten: daß diese That vielmehr ein Beweis der Lebhaftigkeit des Gemüts sey, weil die Erfarung es zeuget, daß der Geldgeiz mit denen Jaren zunimmt, und alte Sterbende gefunden werden, die ihren Kindern den geziemenden Unterhalt versagen.

Endlich könnte ich denen sagen, die diese Freygebigkeit als eine Absicht betrachten, sich einen Weg zu höherer Ehre zu bahnen: daß sie der stärkste Beweis des Widerspiels abgebe, weil nichts ungereimter ist, als höherem Rang nachzutrachten, und sei-

nes

nes Vermögens sich zu entschlagen, wodurch der Stand zu unterhalten wäre. Mit diesem angeführten könnte ich mich solchergestalt vernehmen lassen, wäre es die Mühe werth, Tauben zu predigen. Ich bin dennoch gewahr geworden, dieses mein Bezeigen habe den Beyfall vernünftiger Leute erhalten, die meine Ursachen leicht haben eingesehen, als welche diese sind: Geldgeiz habe ich jederzeit als den häßlichsten Fehler betrachtet, die am meisten die Menschen verunzieret. Verschiedentlicher Weise habe ich gesucht, von allem Argwohn dessen mich frey zu machen.

Meine sparsame Lebensart, woran meine Gemüts- und Leibesbeschaffenheit die Ursache ist, hat den Gedanken veranlasset, daß mein Leben mit meiner Lehre nicht übereinstimme. Durch den neulich ergriffenen Entschluß mag man aber vollends aus dem Traum kommen, und deutlich sehen, daß ich Reichtum mehr eine Last zu seyn, als etwas herrliches an sich zu haben, glaube; und eine Freygebigkeit zu zeigen beschlossen, die wenige, so gar die so genannten Geldverachter, nicht nachahmen.

Meine zweyte Bewegungsursache enthält ein Alter von 70 Jahren, das sich nähert, und mich erinnert, von Verdruß und Bekümmerniß mich loszumachen, die bey Verwaltung der Mittel unzertrennlich sind, besonders, der ich das Haushaltungswesen unserer hohen Schule fürstehe, das ich einiger Zeit, ex nobili officio, fürgestanden, nunmehro

mehro aber aus Alter und Schwachheit niederlegen muß.

Dieses haben Leute von Einsicht alsbald begriffen, und daher in meinem Vorsatz mich desto mehr gestärket, als ich die Vorsicht gebraucht, daß ich von meinen Eigentümern, in meinem Leben, nichts losschlage, weil ein jeder Mensch vielen Zufällen unterworfen ist; sondern ich meine Donationen, aus denen Einkünften meines Vermögens, von Jaren zu Jaren vergrößere, und mich selbst an dem begnüge, das ich als Senior der Universität genieße.

Ob übrigens hierinn einiges Verdienst sey, davon will ich andern urtheilen lassen.

Du ersiehest, daß meine angezeigte Gründe nur die Reimlichkeit meines Betragens zeigen wollen, und ihn begreiflich machen: Denn niemand hat noch je gehöret, daß ich mich solches zum Verdienste gerechnet habe. Ich möchte sonst gerne wissen, wer hieselbst mit auswärtigen Zeitungsschreibern Briefe wechselt; daß man ihn vermahnen könnte, erst einer Sache genau unterrichtet zu seyn, bevor er sie in die Feder bringt: denn alles, was ich davon in fremden Zeitungen gelesen, ist falsch vom Anfange an bis zum Ende. Der Zeitungsschreiber taxiret mein Vermögen, und beschreibet dessen Werth, mit so vieler Gewißheit, als wäre er bestellt, dessen Preis anzuschlagen.

Und das ärgste ist, er benimmt der Sache sein gänzliches Verdienst, indem er eine reine Stiftung, zu einem eigennützigen Contract, macht. Dieses und mehrers muß ich doch nicht zu Herzen nehmen, da ich gewohnt bin, meine besten Werke, durch unbillige Auslegungen, durchziehen zu lassen.

Man muß deshalb seinen Eifer zum Guten nicht erkälten lassen, sondern bey seiner Pflicht bleiben, und andere durch ein Beyspiel erbauen.

Ich bin ꝛc.

Ende des vierten Theils.

× X/38.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Holberg, Ludvig, 1684-1754

Herrn Ludwigs Freyherrn von Holberg vermischte Briefe

Bd.: 4.

Flensberg [u.a.] (1760)

Epist. 368-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10403059-2
VD18 80323715-001